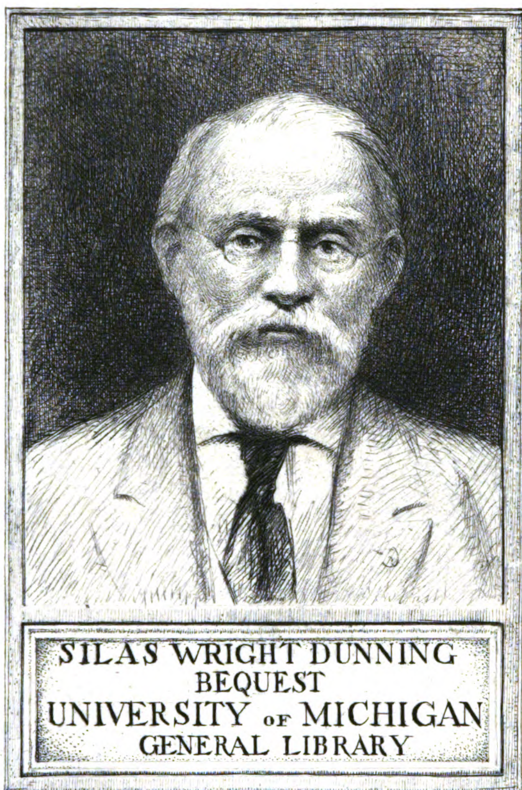

SILAS WRIGHT DUNNING
BEQUEST
UNIVERSITY OF MICHIGAN
GENERAL LIBRARY

Printed in Germany.

Der Büchermurm

verbunden mit „Büchermonat“, „Vorhof“ und „Neue Bücher“

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1933 • 18. Jahrgang • Heft 1

.....„wo jede zunft die andre
Beschimpfend stets ihr leckes boot empfiehlt
Das kläglich scheiterte, heil sucht in mehrung
Ihr lieben tandes, wo die klügsten fabeln
Vom frischen aufbau mit den alten sünden....
Der ganze stamm der lebenden der hinfuhr
Durch lange irrsal wird vor seinen götzen
Die ihn in staub und niedrigkeit geworfen
So oft sie lügen immer weiter räuchern
Hat seines daseins oberstes gesetz
Hat was ihm den bestand verbürgt vergessen
Glaubt an den Lenker nicht, braucht nicht den Sühner
Will sich mit list aus dem verhängnis ziehn.
Noch härtre pflugschar muß die scholle furchen
Noch dickrer nebel muß die luft bebräun.....
Der blassest blaue schein aus wolkenfinster
Bricht auf die Heutigen erst herein wenn alles
Was eine sprache spricht die hand sich reicht
Um sich zu wappnen wider den verderb —
Gleichviel ob rot ob blau ob schwarz die fahlen
Verschlißnen fahnenfetzen von sich schüttelt
Und tag und nacht nur an die Vesper denkt.“

Stefan George
(Aus „Das Neue Reich“, Gg. Bondi)

Nacht über uns

Bruno Brehm

Chaos. Eitles Bemühen, sich mit dem, was geschah, abzufinden. Flucht in die Arbeit, Flucht in den Kampf, Flucht in das Denken. Nirgends ist Ruhe, immer wieder bricht es auf und alle Schmerzen gehen durch unsere Brust. Wo ist Deutschlands Herz? Schlägt es im Süden? Pocht es im Norden? Hämmert es am Rhein? Krampft es sich an der Donau zusammen? In allen Wunden fühlt man das Herz pochen, Deutschland ist überall wund, überall schlägt Deutschlands Herz! Was einem Deutschen Leides geschieht, ob im Tale der Etsch, ob an der Weichsel oder am Rhein, man tut es uns an, uns allen schlägt man ins Gesicht. Nichts mehr darf uns trennen, nicht der Glaube den Norden von dem Süden, nicht der Stand den Mann von dem Manne. Vor der Welt sind wir eins, ein Volk, ein Reich, ein Leid und eine einzige Sehnsucht, wieder auferstehen zu wollen aus der Nacht und der Schmach.

Nun bergen wir unser Haupt an dem Boden, der unsere Väter genährt, pressen unser Herz an das Land, das wir gestaltet und das durch die Arbeit unserer Geschlechter uns Heimat geworden ist. Trost gibt uns diese Erde, Mut gibt uns unser Land, Ruhe schenkt es uns und aus dem Boden steigen die Kräfte der Gesundung.

Nun vernarben die Wunden, nun genesen wir, nur heben wir langsam die Häupter, sehen das Grauen des Tages im Osten, spüren das Schauern des Morgenwindes und lauschen dem, was um uns ist, was über uns lebt und worin wir uns immer finden können, wenn auch schon alles andere verloren scheint. Auf den klingenden Säulen Johann Sebastian Bachs ruht das Gewölbe unseres Himmels, in dem die Chöre der Engel in Mozarts Weisen Gott lobsingen und Haydns Reinheit auf den Knien des Glaubens dankt. Händel und Gluck, Beethoven und Schubert klingen darein und spenden uns das Glück und die Kraft, das Reine und das Gewaltige, das in uns gelebt hat und das sich immer wieder zeitlos erneuert. Ueber uns dieses ewige Reich, das alle Welt umspannt und in dem wir das Allerletzte gegeben haben, um das sich dieses alte Europa bemüht hat, den letzten, unaussprechlichen Sinn und das über alle Grenzen strömende heilige Geheimnis.

Sind wir unzulänglich im Wirklichen gewesen? Haben wir Genügen an einem kleineren Reiche gefunden, dessen eine Form man uns zerstört hat, weil sie zu schwerelos, zu leicht gewesen ist? Aber wir sind ja noch alle da, unser Boden blüht, unsere Aecker tragen Frucht, unsere Herzen beben und unser Morgen bricht an, bricht an für dich und für mich, weckt mich am Rande des Reiches, wo der Kiel unseres Schiffes im Meere der fremden Völker aufschäumt, weckt euch im Innern des Reiches, ruft uns auf und läßt uns des Gerichtes, das man über uns gehalten hat, spotten. Welch Gericht! Und welche Richter! Hat es eine Lüge gegeben, die man uns nicht nachgesagt, einen Haß, mit dem man uns nicht verfolgt, eine Gemeinheit, deren man uns nicht bezichtigt hat? Sind nicht unsere Brüder,

alle die Glieder dieses einen großen Volkes, preisgegeben der Qual und der Verfolgung durch die kleinsten Völker, die an unsern offenen Wunden zerren, die unser spotten zu können glauben, weil wir noch schwach, weil wir noch nicht genesen sind?

Kein Lob soll sich an dem vermessen, was dies Volk in seinem Kampf geleistet, und an der Kraft, die es der ganzen Welt bewiesen hat. Aber niemand in der Welt kann uns je dieses Wissen um unsere Kraft mehr nehmen und auch nicht die Ahnung von der Stärke, die uns durchströmen wird, wenn alle, alle heimgekehrt sein werden. Und sie werden heimkehren, denn vor unserem Schritt werden die Grenzen dahinsinken, die gegen uns aufgerichtet worden sind, da es keine Schranke geben kann, die uns von dem absperren darf, was unser war und unser bleiben wird. Dies ist die Zeit der Läuterung, die uns auferlegt worden ist, bevor wir berufen werden, unser Geschick zu erfüllen. Alt im Süden und Westen, jung im Norden und Osten, verschieden im Glauben und einig in der Sehnsucht, uns und unser Gesetz zu finden, brechen wir auf. Jugend, du mit den klaren Augen, steh zu dem Reich, das kommen wird, ohne das wir nicht sein können und ohne das Europa verfallen muß. Könnt ihr schon über das Gericht lachen, das man über uns gehalten hat? Lachen über das Urteil dieser Richter? Lachen über die Lügen, die uns so bitter weh getan und unter denen wir noch alle leiden?

Verloren den Krieg? Aber was wiegt der Verlust, wenn wir uns alle selbst gefunden haben? Kann uns dieses Glück jemand aus dem Herzen reißen? Ist jemand unter uns, der nicht an diese große Zukunft glauben kann? Hängt ihr noch immer am Alten? Denkt ihr noch immer in Formen, die man hat zerschlagen können, weil sie nicht stark genug gewesen? Schaut ihr noch immer auf die andern, ahmt ihr noch immer nach, was diese tun und jene lassen? Fühlt ihr denn nicht, wie die Blicke der ganzen Welt auf euch, nur auf euch gerichtet sind, weil ihr es seid, die die Zukunft entscheiden werden!

Den Krieg verloren und den Sinn gewonnen. Das ist unser Schicksal. Man hat uns angeklagt, daß wir den Tod lieben. Aber wir lieben ihn doch nur deshalb, weil wir alle Samenkörner sind in Gottes Hand, die ausgesät worden sind um der Zukunft willen.

Nun reckst du dich, Volk, nun hebst du dein zerquältes Antlitz vom nächtlichen Boden auf, nun schauerst du zusammen. Nun tönt der Himmel über dir in allen heiligen Klängen dieser deiner Herzkunft und bald wirst du aufstehen, groß, gewaltig und ernst, mit geraden Augen unter deiner hohen Stirn, Johannes du, wie ihn Dürer gemalt, und von der Schöne und Strenge, die Bach gesungen.

Gerechtigkeit wirst du fordern, und wir hoffen und glauben, daß du gelernt hast in den Zeiten der Not, selbst gerecht zu sein. Vergangenes wird vergessen sein, das angetane Unrecht wird von dir abfallen und die Völker werden erkennen, daß sie wider dich nichts vermögen, wenn sie dich hassen und demütigen wollen.

Und dann hebt der Tag an in einer neuen Welt, die wieder das Maß zu suchen gelernt hat, und du wirst in ihr stehen und wirst das Maß in deinen Händen halten. Allen, die mit dir in den neuen Tagen gehen wollen, wirst du die Hand reichen, niemandem wirst du zu nahe treten, weltoffen wird dein Herz sein, wie es immer gewesen ist. Dann brichst du auf, dann ersteht dein Reich, dann bringst du das Recht und das Gesetz und, wie wir hoffen und beten, auch die Liebe.

In Bruno Brehms erschütternder Darstellung des Zusammenbruchs der deutschen Front im Herbst 1918, der Hintergründe der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen, dieser Quellen europäischer Unruhe und deutscher Qual, dem bei R. Piper & Co. erschienenen Buche „Das war das Ende" bilden die vorstehenden Seiten den Schluß. Brehm, der zuvor in „Apis und Este" darstellte, wie es zum Kriege kam, zeigt hier auf, warum und wie der Krieg verloren ging. — Wo aber der Weg liegt, der zu wahrem Aufstieg führt, das sagt der Darmstädter Philosoph Wilhelm Michel in seinem schönen Werk „Wir heißen euch hoffen!" (Darmstädter Buch- und Kunstverlag), dem der nachstehende Aufsatz entnommen ist.

Die Aufgabe: Der Mensch der Mitte

Wilhelm Michel

Der Mensch der Mitte wird zur dringlichsten Aufgabe der nächsten Zukunft. Genau in dem Augenblick, da das Verschwinden der Mitte zur bezeichnendsten Tatsache der politischen Wirklichkeit wird, fällt es uns wie Schuppen von den Augen: Was ist es denn um diese Mitte? Von rechts und links lädt man Schande auf die Mitte, und vielleicht ist das gegenüber den Kräften und Gesinnungen, die bisher den Ort der Mitte einnahmen, durchaus berechtigt. Aber darf darüber vergessen werden, daß die Mitte der einzige Ort der Entscheidung, des Wertes, des Sieges, des wirklichen Menschen ist?

Wir begreifen auf einmal, daß Mitte nicht der Ort der Ruhe, der Sattheit, der Trägheit ist, sondern der Ort, wo der Kampf um die Menschengestalt am heißesten gekämpft wird. Es gibt heute eine Möglichkeit, die seit hundert Jahren nicht mehr da war: eine Möglichkeit, ja ein Zwang zu einer tapferen, kämpferischen Mitte, die nicht das Geringste mehr mit der spannungslosen Bürgerlichkeit zu tun hat, die früher am Ort der Mitte eine dumpfe Kellerwohnung innehatte und deshalb als Repräsentant der Mitte galt. Wir erleben heute die Mitte als den Punkt der Gefahr. Wir erleben sie als den Schnittpunkt der großen Kräftelinien von Gott her und vom Satan her. Wir erleben sie als den Ort der höchsten und der schwierigsten Leistung.

Erinnern wir uns der Erfahrungen, die gerade die lebensvollsten Menschen in diesen Jahren der Parteiung, der allgemeinen Maßlosigkeit und Ignoranz haben machen müssen. Sie standen immerfort zwischen Zerrspiegeln, und was da zerrte, war die törichte Einseitigkeit derer, die sie betrachteten. Sie fühlten als in sich gesetzliche Geschöpfe ihr Lebensrecht. Aber

sie mußten sich ständig an starren, leiblosen „Sachen“ messen lassen, z. B. an weltanschaulichen Dogmen oder an Parteimeinungen. Zeigten sie Begeisterung für den Gedanken der Freiheit — und das mußten sie manchmal, weil es ja noch viele Reste *veralteter* Zwänge gibt — so stimmte ihnen die Freiheitspartei zu, und die Bindungspartei lehnte sie ab. Aeußerten sie zu andrer Stunde Sinn für die Bindung, für die Unterworfenheit und Eingefügtheit des Menschen, so lehnte die Freiheitspartei sie ab, und die Bindungspartei stimmte ihnen zu. Wie es auch ging, fortgesetzt ward im öffentlichen Leben der entfaltete Mensch, in dem eine neue Zueinanderordnung der Tendenzen schon vorgebildet war, auf starre Ideenfetische bezogen, die gerade das Lebendige an ihm zu zerreißen strebten. So erfuhr er, vielleicht ohne je an der bisherigen Mitte beteiligt zu sein, was das Verschwinden der Mitte bedeutet; nämlich nicht nur eine einschneidende Tatsache im politischen Bereich, sondern eine unabsehbare Gefahr für unser Verstehen des Daseins, für unser Verhältnis zum wirklichen Menschen, für die künftige Gestaltung des deutschen Lebens.

Wenige werden heute bestreiten, daß ein Zwang vorlag, die überalterte, die im gestrigen Sinn „bürgerliche“ Mitte zu beseitigen. Sie wurde ja nicht einmal „beseitigt“, sie zerfiel von selbst.

Aber nun muß erst wahrhaft der Blick frei werden für das, was eine künftige Mitte zu sein hat, zumal in Deutschland. Es richtet unsre jüngste Vergangenheit, daß wir unter dem Menschen der Mitte nur den satten Bourgeois denken konnten: Mitte als Asyl der Mittelmäßigkeit, als Ort des Genusses, der Feigheit, des entscheidungslosen Kompromisses; Mitte als Zuflucht der Je-nachdem-Leute, der niederen Lebensweisheit, des eingeriegelten Daseins, das nach keiner Seite mehr den Kräften von draußen und drüben offensteht. Wenn wir heute wissen und verkünden: Mensch — ein Wesen der Mitte; Geist — ein Phänomen der Mitte; Leben — eine Leistung der Mitte!, so meinen wir hier überall *Mitte als Ort der größten Spannung*. Denn in der Mitte treffen die Kräfte von den Polen her in vollster Gewalt zusammen. Was den Menschen von oben und von unten her anspricht, was ihn zum Licht und was ihn zum Abgrund ruft, hat hier die höchste Kraft der Rede.

Die Radikalität weicht den Spannungen aus, indem sie sich zum Extrem schlägt. Die Bürgerlichkeit weicht ihnen aus, indem sie sich unter den hin- und herzuckenden Blitzen zu Boden duckt. Im Menschen der Mitte kommen die Spannungen zum Austrag, nicht in der Weise, daß sie ihn neutralisieren, sondern so, daß sie in ihm den wirklichen Menschen erstehen lassen. Denn der wirkliche Mensch ist nicht der bloße Gesinnungsgenosse, er ist nicht der zum Werkzeug geschärfte Parteigänger, sondern er ist der Mensch des freien Ausblicks, er ist der Mensch, in dem eine Mehrzahl von Kräften und Ideen sich begegnen, um in wechselseitiger Durchdringung die volle Menschengestalt hervorzubringen.

Mitte ist heute nicht der Ort der größten Sicherung, sondern der größten Gefahr. Sie ist nicht der Ort der faulen Ruhe, sondern Ort der Verwirk-

lichung. Sie ist nicht Ort der Vermengung, sondern Ort der Gestalt. An den Flügeln sammeln sich vielleicht die Kräfte, aber die Mitte ist das Feld der Bewährung. Hier werden die Siege erfochten, auf die allein es ankommt.
Es ist der Sinn der Stunde — vor allem auch der politischen Stunde — daß an die Aufrichtung des Menschen der neuen Mitte gegangen wird; des Menschen, der wirklich in seinem Felde steht und keiner Kraft ausweicht, die von Schöpfungstagen her Anspruch an ihn hat.



Geistige Jugend am Werk

Karl Rauch

Humanismus auf dem Wege. Auf die wertvollen und förderungswerten Bestrebungen des Verlages Die Runde habe ich in Heft 1 des 17. Bücherwurmjahrganges schon einmal hingewiesen. In Heft 4 des gleichen Jahrgangs machte ich durch einen Kapitelabdruck aus Lothar Helbings ebenda erschienene Kampfschrift „Der dritte Humanismus" nachdrücklich aufmerksam. Erfreulicherweise kann heute gemeldet werden, daß diese Broschüre inzwischen in der zweiten Auflage (3.—5. Tausend) ausgegeben werden konnte und überall dort, wo innerhalb Deutschlands Verantwortung und

echte Geistigkeit noch mehr gelten als Parteienschlagworte, Sympathien geweckt hat.
Es gereicht mir zur Freude, heute auf einige andere bedeutsame Veröffentlichungen des Verlages „Die Runde" hinweisen zu können:

Percy Gothein. Francesco Barbaro. Früh-Humanismus und Staatskunst in Venedig. Leinen RM. 15.—. Dieser Barbaro war bisher nur engen Historikerkreisen bekannt. In sehr geschickter Weise macht der Herausgeber ihn als vorbildlichen Menschen, als Kämpfer des Geistes und des Schwertes lebendig. Was unserer verwirrten Generation zu begreifen vor allem anderen nottut, daß nämlich nicht die Umstände, sondern die Haltung und der zu erwählende Umgang den Menschen formen, das wird in sehr einprägsamer Art hier mit aller wissenschaftlichen Exaktheit und einer die weite Lebensfülle einschließenden Frische der Darstellung bekundet. Sture und einseitige Beschränkung, die vielerorts und unter mancher Flagge im heutigen Deutschland wirkliche Bildungsmöglichkeit hemmt, sollte am Bilde dieser ausgeglichenen, wahrhaft harmonischen Persönlichkeit einer sehr kämpferischen Epoche lernen, daß weniger im simplen Entweder-oder, als vielmehr im Vereinigen der großen Geistesströmungen, die abendländisches Dasein ausmachen, die Aufgabe und die Bewährung liegt.

Boethius. Trost der Philosophie. Deutsch von Eb. Gothein mit gegenübergestelltem lateinischen Text. Kart. RM. 6.—. Im ganzen Mittelalter war dieses herrliche Buch eine Art heilige Schrift. In wundervoll geschliffener Sprache führt es das Bemühen der Philosophie zu ihrer lebendigsten Zwecksetzung, der Lebenshilfe als Trost und Halt inmitten eines Lebens, dem alles äußere Glück geraubt worden ist. Muß noch gesagt werden, daß also mehr denn ein anderes dies das Buch unserer Tage ist? — Der verstorbene Heidelberger Gelehrte hat das alte Werk sorgsam ins Deutsche übertragen, er hat mit äußerstem Fleiß alle metrischen Stellen im Versmaß des Urtextes verdeutscht. Im doppelten Sinne ist so die vom Verlag gediegen und würdig ausgestattete Schrift ein kostbares Vermächtnis.

„Ich will mich an dem, was ich lese, aufrichten. Es soll mich heben. Es soll mich mutiger machen gegenüber jedem Schicksal." So läßt Gustav Frenssen einen seiner „Drei Getreuen" sprechen. Das ist ein Wort für unsere Zeit. Vor den Niederungen und der Zersetzung, den immer tiefer greifenden Kompliziertheiten des Daseins suchen wir Kräftigung, Beruhigung, Trost und Mut zu neuem Voran im guten Buch.
Frenssens jugendfrischer Roman „Die drei Getreuen" erschien soeben in einer Volksausgabe in Ganzleinen zum Preise von RM. 2.85. Andere empfehlenswerte Volksausgaben guter alter und immer wieder beglückend wertvoller Bücher sind

Rudolf Huch, Die Familie Hellmann. Leinen RM, 4.80,
Knut Hamsun, Der Wanderer. Romantrilogie. Leinen RM. 4.80.

Nochmals: Lena Christ

Vor wenigen Monaten hat Marianne Wagner hier auf die Neuausgabe von Lena Christs „Rumplhanni" hingewiesen. Es verdient wirklich Dank, daß der Verlag Langen-Müller diese prächtige Volkserzählung der verstorbenen bayrischen Dichterin in schöner und sehr preiswerter Ausgabe (Leinen nur RM. 2.80) wieder herausgebracht hat, nachdem jahrelang dieses ganz große Erzählertalent, diese urwüchsige Künderin bayrischer Volksseele einfach vergessen gewesen ist.
Nun erzählt der Buchhändler Eppelin aus Ruhla in Thüringen, daß er durch Zufall in der jungen Kellnerin Mirzl eines bayrischen Bierzeltes die Tochter der Dichterin entdeckt hat. Lena war dreizehn Jahre alt, als sie durch jähen Schicksalszugriff ihre Mutter verlor. Sie wurde ihrer nächsten Umgebung entfremdet und fand schließlich als kleine Trapezkünstlerin Unterkunft in einem großen Zirkus. Ein böser Sturz machte ihr die weitere Ausübung des artistischen Berufes unmöglich — Lena Christ, die Jüngere, die Verwaiste, wurde Bierkellnerin. Beim Schützenfestrummel hat der Buchhändler Eppelin das tapfere Mädchen kennen gelernt. In der kleidsamen Tracht und dem hellblonden Haar war Mirzl, die immer ein frohes Gesicht Zeigende, beliebt bei allen Gästen. Wie es im vereinsamten Herzen aussah, das zeigte sie keinem . . . . Große Freude hat Eppelin ihr schenken können, als er, von jeher leidenschaftlicher Verehrer der Bücher ihrer Mutter, den Meisterroman „Mathias Bichler" im Verlag Alexander Duncker unterbringen konnte. Vor wenigen Wochen ist er erschienen. Ein Porträt der Dichterin Lena Christ schmückt den Umschlag. Diese Lebensgeschichte eines bayrischen Herrgottschnitzers ist ein ausgezeichneter Entwicklungsroman, ist ein Stück Simplicius Simplicissimus des unsterblichen bayrischen Volkstums, bodenständig und köstlich frisch. Wir begreifen überm Lesen der ersten Seiten bereits, was Werner Mahrholz zu Lebzeiten der Dichterin darüber geschrieben hat: „Es ist etwas Geheimnisvolles um diese Frau, die rein dichterisch vielleicht neben Annette Droste das größte, stärkste, sinnlichste Talent unserer ganzen Literatur ist: in ihr beginnen plötzlich eine Landschaft und ein Stamm zu sprechen." Unbegreiflich aber bleibt uns, daß eine ursprüngliche und herzhafte Erzählerkost wie diese jahrelang im Buchhandel einfach fehlen konnte.
Die Tochter der Dichterin, Mirzl, drückte dem Ruhlaer Buchhändler dankbar die Hand, nachdem er vom Wiedererscheinen des „Mathias Bichler" berichtet hatte: „Glauben Sie mir doch, man muß auch ohne Wohlleben durch die Welt kommen. Der Gedanke allein, daß die Mutter wieder geistig lebendig werden wird, söhnt mich mit allen Widerwärtigkeiten meines Berufes aus und macht mich unsagbar glücklich."
Heute, im Wiederbesinnen auf Volks- und Stammesbewußtsein gebührt den Werken Lena Christs in ihrer Vollsaftigkeit und Echtheit, die ohne Uebertreiben das Können eines Ludwig Thoma übertrifft, ein besonderer Platz. Mögen „Rumplhanni" und „Mathias Bichler" recht viel gelesen werden.

Möge ihr Erfolg den Verlag Langen-Müller ermuntern, auch die „Erinnerungen“ und das Büchlein „Unsere Bayern anno 14“ ebenfalls bald wieder aufzulegen. **Karl Rauch**

Armin Renker: Zwei Gedichte

Die Sternennacht

Die Dioskuren leuchten feierlich,
Plejaden funkeln durch das dunkle All
Verworren auf.
Die große Stille bricht ein Glockenlaut,
Zwölf Schläge, die ein Kirchturm zaghaft schickt,
Den Ueberirdischen zum Gruß,
Doch jene
Verharren ohne Regung
Und strahlen unentwegt ihr kaltes Licht.

Baum im Herbst

Wie Menschen, sehr verbraucht und alt,
Die Worte unter sich verlieren,
Daß sie gleich vielen stummen Tieren
Verstreut zertreten werden bald,

Und ob viel Liebes sie bewegt,
Der Worte Sinn ist längst zergangen,
Ist durch ein weites Sieb gegangen
Und hat sich tief zum Schlaf gelegt.

So steht im Herbst der Baum allein
Und sieht die Früchte unter sich zergehen,
Sehr hilflos sucht er zu verstehen
Und wird mit allen Sinnen klein.

So steht der Baum im Herbst allein
Und möchte schreien in die Einsamkeit
Und trägt doch stumm und starr sein Leid
Und zieht es in den Saft hinein.

Und Süße wird aus bitterm Saft,
Die bunten Früchte treiben ihm heraus
Und Frühling füllt sein Blätterhaus:
Aus Not und Enge wächst ihm Kraft.

Herman Wirths Lehre vom nordischen Menschen

Die Norder sollen nicht das Urvolk an sich sein im Sinne, wie Adam und Eva als Ureltern der Menschheit gesetzt werden. Die Norder sind das Volk, das einmal erst alle menschliche Kultur und Ordnung in sich selbst herausbildete und sie dann den andern Völkern brachte. In mehreren Stößen zog es etwa von 10.000 v. Ch. an, über die Erde, um überall Gemeinschaften und Reiche zu schaffen. Ueberall auf der Wanderung aber tauchten die Norder in der vorgefundenen Bevölkerung unter, die immer, wenn nur die Norder als kulturweckend und -spendend angesehen werden, von minderer Art gewesen sein muß.

Alle Kultur der Norder kann sich nur religiös begründet haben. Sie erkannten eine Religion ohne Angst, nur der Ehrfurcht. Eine Religion, die auch das ganze Menschenleben in dem Zusammenhang des großen Naturkreislaufs begreift.

Die Lehre eines Urzusammenhangs der Erdteile, eines einheitlichen Urgrundes aller Kulturen ist nicht Herman Wirths Entdeckung. Sie ist sogar schon uralt. Sogar Plato hat andeutend von ihr gesprochen, vor mehr als zweitausend Jahren. Heute wird sie von vielen wissenschaftlichen Forschern angenommen. Von Geologen und Biologen, darunter Zoologen, Botanikern, Anthropologen. Von Kultur- und Religionsergründern. Im Buch Atlantis (Verlag Voigtländer, Leipzig) stellt Beßmertny ausführlich die hauptsächlichsten dieser Theorien dar und erwähnt darüber hinaus noch eine Literatur von Tausenden von Büchern.

Auch die Annahme eines kulturbringenden nordischen Volkes geht nicht auf Herman Wirth zurück. Der Franzose Graf Gobineau ist der berühmteste Verfechter.

Herman Wirths geniale Tat: Er verkündet, daß dieses nordische Volk seine Urkulturschöpfung in noch heute völlig gültigen Denkmälern bezeugt hat. Ueberall auf der Welt finden sich die Megalithgräber, Steingrüfte über Tag, und, in Felsen eingehauen oder auf Höhlenwände gemalt, die Runenzeichen von der Urschrift der Menschheit. Die Beispiele dieser Urschrift brachte Herman Wirth zuerst in seinem großen Werk: Der Aufgang der Menschheit. (Verlag Diederichs, Jena.) Danach in seiner kleinen Schrift: Was heißt deutsch? (Ebenda, 60 S.)

Gegenwärtig erscheint bei Koehler und Amelang, Leipzig, ein großes Sammelwerk in Lieferungen: Die heilige Urschrift der Menschheit.

Siegfried Kadner, ein Anhänger Herman Wirths, schrieb eine ausgezeichnete, klare und umfassende Einführung in die Lehre, im Buche: Urheimat und Weg des Kulturmenschen. (Diederichs, Jena, 110 S.)

Herman Wirth hat für sich selbst ein so ungeheures Material zusammengebracht, daß bisher kein noch so opfermutiger Verlag wagen konnte, es vollständig zu veröffentlichen. Die heilige Urschrift der Menschheit soll über 500 Tafeln, jede mit Dutzenden von Abbildungen, bringen. H. W. hätte gern über tausend Blätter gehabt.

Die Fülle des jetzt schon veröffentlichten Stoffes gibt im Verfahren auch des gründlichsten Vergleichs den Beweis, daß allerdings eine einzige gemeinsame Urschrift über die gesamte Erde verbreitet gewesen sein muß.

Die Runenzeichen sind nicht einfach, sondern sogar sehr kunstreich zusammengesetzt, nach völlig bewußter Bedeutung. Diese Zeichen müssen deshalb Kündungen und Sicherungen strengster und kraftvollster Religionserkenntnis gewesen sein. Denn einzig und allein eine religiöse Bindung konnte eine derartige Unveränderlichkeit trotz einer Trennung über die ganze Erde hin und durch Jahrhunderte und Jahrtausende sichern.

Weltzusammenhang der Urkultur zerbrach dennoch einmal. Die Ursagen der Menschheit und vielfach auch die Forschung unserer Tage nehmen an, daß einmal ein Mittelpunkt, von den meisten Atlantis genannt, bestanden hat. Durch sehr lange Zeit. Aber einmal ward er durch furchtbare Naturereignisse, durch Erd- und Seebeben, vereint mit vulkanischen Ausbrüchen, vollkommen vernichtet. Die Urmutter ging zugrunde. Die verwaisten Töchtervölker entwickelten die Urkultur weiter, jedes auf seine besondere Art. Entscheidend

wurde das Mischungsverhältnis zwischen den eingewanderten Nordern und der jeweiligen urtümlichen Bevölkerung.

Doch blieb, mehr oder weniger lebendig und schöpferisch, auf dem Grunde aller Kulturen das nordische Erbgut. Auch im Erberinnern.

Der Inhalt der nordischen Religionserkenntnis: Eine allgütige Geistgottheit ist die urschöpferische Kraft. Sie sendet zur Erde den Gottessohn als Mittler, der den Sonnenwagen täglich über die Erde führt. Allabendlich taucht er ins heilige Mutterwasser der Nacht, um, von den nährenden Urmütterkräften gespeist, wieder am Morgen aufzuerstehen. Die schaffende Gottheit ist zweigeschlechtlich. Vater- und Mutterkraft und -Geist.

Diese Religion bekannte sich zu keiner Furcht. Die Toten wurden nicht in Angst vor einer Wiederkunft als Gespenster unter schwere Erde vergraben, sondern in Felsenkammern mitten im Leben aufgehoben. Die nordische Religion verehrte den Kreislauf der lebendigen Natur, in der auch Sterben nur Wandel um den ewigen Mittelpunkt des unsterblichen Lebens ist.

Jede Furchtreligion auf der ganzen Welt ist Entartung, verursacht durch die Ueberwältigung der nordischen Seelenkraft durch Angstmacht in den Gemütern niederer Völker.

In Christus brach Erberinnern allgewaltig durch. Galiläa birgt noch heute ragende Steindenkmäler und deutliche Runenzeichen der Urschrift. Das Symbol des Kreuzes ist, nur stets und ausnahmslos ohne die Gestalt des Menschgottes auf ihm, das Urzeichen der nordischen Schrift. Christus sagte: „Ich bin der fleischgewordene Gottessohn", und knüpfte an die Urerblehre an.

Heute arbeiten auch beste Gelehrte der katholischen Kirche — Herman Wirth nennt vier Namen — an der Ergründung dieser Wurzeln des Christentums.

Danach erwachte in der Reformation wiederum, wenn auch unendlich viel schwächer, Erberinnern an eine freie Gotteskindschaft der Menschheit.

So im Umriß die Lehre vom nordischen Menschen, von Herman Wirth entdeckt und verkündet.

Für Deutschland, für unser Deutschland von heute, ist nicht die wissenschaftliche Beweisbarkeit der Lehre hauptsächlich. Gewiß ist höchst bedeutsam, daß sich die Verkündung dieses volksformenden Ideals heute der Wege wissenschaftlicher Forschung bedient, ihrer, die der Ausdruck des geistigen Willens unserer Tage ist.

Aber die ungeheure Bedeutung dieser Lehre liegt in ihrer Macht und in ihrem Wert als Ideal. Für das neue Deutschland, das sich gestalten will. Gewiß formt Wunschbild auch dieses Ideal. Ideal ist immer Entzückung in der Seele der Besten, der echten Führer.

Heute ist die Lehre vom nordischen Menschen als eines Idealbildes zum Schlagwort für breite Massen geworden.

Gewiß braucht Deutschland im Drängen seines neuen Formungswillens nichts notwendiger als ein großes, fruchtbares Ideal. Es kann auch kein höheres finden als das vom nordischen Menschen, so wie es in Wahrheit verkündet wird.

Nur muß Staunen überwältigen, was heute im Namen dieses Ideals angezeigt wird, welcher plumpen Roheit und Machtgier es zum Wahrzeichen dienen soll.

Rassenhaß. Aber der nordische Mensch ist in alle Völker eingegangen, ihnen Kultur bringend. Nur am Erberinnern, das heißt an dem innern Adel und an der Kraft zu immer neuer schöpferischer Kultur kann der echte Nachkomme erkannt werden. Jedes Volk der Erde kann ihn zeugen. Die Leute der Südsee tragen noch den Urnamen: Maori. Einige Negerstämme in Mittel-Afrika, einige amerikanische Indianersippen sind heute allein noch lebendige Bewahrer nordischen Kultgutes. Der fleischgewordene Gottessohn stand im jüdischen Volk auf.

Herman Wirth setzt sich mit jedem Nachdruck gegen jede Beugung seines Ideals nur unter rohem Machtwillen zur Wehr. Auch gegen jeden Gedanken etwa einer nur rein körperlichen Aufzüchtung eines neuen nordischen Volkstums. Nur echtes, tiefes Sein des ganzen Menschen entscheide.

Gewiß ist die heute so mannigfache Ablehnung abstrakten Intellektualismus ein Zeichen von aufkeimendem Wiedergeburtswillen. Die Welt muß sich allerdings von zerfleischender Analysis erlösen, die überhaupt nur noch sich selbst setzt und in tödlichstem Weltekel enden muß.

Aber niemals kann die Erlösung durch rohe Dummheit gebracht werden, die ebenso Erschlaffung und Unkraft ist wie nur Zersetzungswillen und auch in gleicher Furchtbarkeit zerstört und zerstören muß.
Vor allem: Herman Wirth setzt die Zeit des nordischen Menschen als bipolar im geschlechtlichen Sinne. Er wendet sich gegen unsere nur männerrechtlich bestimmte Kultur als Entartung. Wer von den nationalsozialistischen Verkündern deutscher Aufnordung kann von diesem Haupt- und Grundteil dieser Lehre auch nur ahnend wissen?
Für Herman Wirth ist der Urgrund auch des geistigen und sittlichen Seins urmütterlich. Nur im völlig gleichberechtigten Miteinanderwirken von Mann und Weib konnte einstmals eine Kultur aufblühen, die siegesglänzend die ganze Erde für immer befruchtete. Nur in der Versöhnung, in der Wiederkunft gleichberechtigter Mann- und Weibkultur kann sich Menschheitsglück noch einmal neu gründen, als Einheit von Natur und Geist, von Erkenntnis und Liebe, von Drang und Ruhe, von Aufbau und Schutz.
In leidenschaftlichem Wollen verkündet Herman Wirth seinen Glauben an das deutsche Volk als dem Hauptträger des nordischen Ideals. Er ist selbst von Geburt Holländer, in Aussehen und in der Einheit seiner Lebensführung das Beispiel seiner Verkündung. Er lebt jetzt in Deutschland, in Marburg. Nicht an der Universität. Er glaubt an Deutschland, sieht aber alle ungeheueren Hemmungen und innern und äußern Gefahren für eine glückliche Entwicklung neuen deutschen Volkstums.
Das Ideal vom nordischen Menschen ist einfach. So einfach, daß sich die meisten Wortanhänger begnügen, eigene dürftige Menschlichkeit in eitelm Rausch mit diesem Nur-Anspruch aufzuputzen.
Die Gegnerschaft hat den Widerspruch leicht. Sowohl die Gegnerschaft der zünftigen Gelehrsamkeit, die keinen Schritt außer zwischen den engen Mauern analytischen Beweises zu gehen wagt. Ebenso die Gegnerschaft der nur Nüchternen und der verwickelt Empfindenden. Es liegt auf der Hand: Deutschland kann gewiß heute nicht mehr wie ein vorzeitliches Dorf regiert werden.
Doch steht es so: Alles Leben hat heute nur noch die Wahl, entweder an Hoffnungslosigkeit und Lebensekel abzufaulen, sich im Streit aller gegen alle aufzulösen oder sich zu einfachem Grundlebensgefühl zurückzufinden. Zur Freude, doch auf der Welt zu sein, mutig den Weg durch hellen Tag machen zu dürfen, tiefe Ruhe in stärkender Nacht zu finden. Zur Freude, in den großen Naturzusammenhang hineinzugehören, ja, über ihn erhöht zu sein, als Zwischenglied zwischen der Natur und der Gottheit.
Diese Lehre verkündet Herman Wirth.

Margarete Kurlbaum-Siebert

Neue Werke von Herman Wirth:

Die Heilige Urschrift der Menschheit. Symbolgeschichtliche Untersuchungen dies- und jenseits des Nordatlantik. Umfang 640 Seiten und 500 Bildtafeln. Erscheint in 12 Lieferungen zu je 6.— RM. 9 Lieferungen erschienen. Eingehender Prospekt über das Werk und Bezugsbedingungen vom Verlag Koehler & Amelang in Leipzig, auch durch jede Buchhandlung.

Was bedeutet Herman Wirth für die Wissenschaft? Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fehrle-Heidelberg, Privatdozent Dr. G. Heberer-Tübingen, Prof. Dr. Jung-Marburg, Prof. Dr. Krickeberg-Berlin, Prof. Dr. Neckel-Berlin, Prof. Dr. Preuß-Berlin, Prof. Dr. Strzygowski-Wien. Herausgegeben von Prof. Dr. Alfred Baeumler-Dresden. 94 Seiten und 8 Seiten Abbildungen. Preis geheftet 3.80 RM. Prospekte auf Wunsch kostenlos.

Verlegerische Selbstdarstellung

Handbuch der Kunstwissenschaft
Handbuch der Literaturwissenschaft
Handbuch der Musikwissenschaft
Handbuch der geographischen Wissenschaft
Museum der Weltgeschichte

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Potsdam

Unsere Gesellschaft veröffentlicht nur wenige, aber wichtige, sorgsam ausgewählte Schriften, die als führende deutsche Werke der Wissenschaft und Bildung von überlegenem geistigen Format Anerkennung und Weltgeltung besitzen. Zu den Verfassern unserer Verlagsveröffentlichungen gehören über 100 Universitätslehrer des In- und Auslandes von internationalem Ruf. Die glänzende Illustration mit Tausenden von z. T. farbigen Abbildungen und die überaus reiche Ausstattung unserer Verlagswerke machen diese nebst ihren textlichen Qualitäten zu einem geschätzten wissenschaftlichen und künstlerischen Bildungsgut des deutschen Volkes.

Der Athenaion-Verlag steht vor dem Abschluß zweier seiner Handbücher, die wichtige Gebiete des menschlichen Geistes, Kunst und Literatur, umfassen. Nahezu vollendet liegt diese Arbeit hinter ihm und neue, ähnliche Aufgaben sind energisch in Angriff genommen. Da möchte der Verlag Rückschau halten und allen, die zu seiner Gemeinde gehören, über das, was bisher geleistet wurde und was ihm als ferneres Ziel noch vorschwebt, Rechenschaft ablegen.

Das Bestreben des Verlages war es, in den einzelnen Disziplinen die Forschungen der Spezialisten in einem zusammenfassenden Werk zu vereinigen und schließlich durch den Ring solcher Handbücher zu einem Gesamtbild der geistigen Kultur unseres Volkes zu gelangen. Das erste große Unternehmen des Verlages war das „Handbuch der Kunstwissenschaft", das Fritz Burger begründete. Burgers Ziel ging weit über die Angabe von Daten und Tatsachen heraus, in der sich bisher die wissenschaftliche Arbeit des Einzelforschers erschöpfte. Er wollte aus den Kunstwerken das Geistige, die Idee, herauslesen und nach Kantischer Methode zu einer Gesetzmäßigkeit des künstlerischen Vorstellens gelangen. Fritz Burger fiel 1916 im Kriege. Er konnte sein großes Gedankenwerk nicht vollenden. Aber wer Burger gelesen hat, der weiß, wie viele seiner kulturphilosophischen Gedanken von Oswald Spengler aufgenommen und weiterverarbeitet sind.

Das neue Handbuch fand von allen Seiten Beifall und Nachahmung. Die Methode der Vergleichung und Zusammenschau zeitlich und örtlich entfernter Dinge wirkte in hohem Maße anregend. Das gab dem Verlag den Mut, trotz Krieg und Inflation die Herausgabe des zweiten Werkes, des „Handbuchs der Literaturwissenschaft", zu wagen. Der Herausgeber, Oskar Walzel, wußte die neuen methodischen Eroberungen der Kunstgeschichte auf die Literaturwissenschaft anzuwenden und diese in überraschender Weise neu zu beleben.

Jetzt schlossen sich andere zusammenfassende Werke in schneller Folge an. Das „Handbuch der Musikwissenschaft" gab Ernst Bücken heraus. Für die Geschichtswissenschaft fand Paul Herre im „Museum der Weltgeschichte" die Methode der großen Querschnitte, die die Geschichtsforschung auf einzelne treibende Kräfte, wie den Expansionsgedanken, die Technik, den Krieg, die Geselligkeit, hinweisen. Eine weitere Etappe im Wirken des Verlages bildete dann die Ausweitung von den Geisteswissenschaften bis zu den Naturwissenschaften hin. Sie wurde mit dem „Handbuch der geographischen Wissenschaft", das Fritz Klute herausgab, angebahnt. In diesem Werk wurde der Mensch und seine geistige Welt verlassen, und ihm ordnete sich nun die Natur, die Erde bei, auf der er schafft und wirkt. —

So erweitert sich, von Stufe zu Stufe sinngemäß fortschreitend, das Arbeitsfeld des Verlages zu einer wahren Weltschau. Allen Veröffentlichungen des Verlages liegt der Gedanke zugrunde, daß das einzelne nur aus dem Gesamtzusammenhang zu verstehen ist. Den Anspruch, diesen Gedanken mit durchgesetzt und der Wissenschaft auf neuen Wegen

fördernd zur Seite gestanden zu haben, darf der Verlag, mit ihm alle die, welche sein Wirken unterstützten, für sich geltend machen.
Der Athenaion-Verlag hat seine Aufgabe nicht allein darin gesehen, Werke herauszugeben, die dem Zeitbedürfnis Rechnung tragen. Mit Freuden konnte er wahrnehmen, wie seine Bestrebungen in weiten Kreisen Teilnahme fanden, und wie sich allmählich ein enges Band zwischen dem Autor, dem Verlag und dem Leser der Bücher knüpfen konnte. Dieses Gefühl geistiger Verbundenheit wird die Gemeinschaft festigen und helfen, die Erkenntnis und Förderung der kulturellen Aufgaben, die sich der Verlag gestellt hat, zu vertiefen, weiterzuentwickeln und für unsere Sache zu werben.



Anmerkungen zu neuen Büchern

Franz Nabl. Kindernovelle. Rainer Wunderlich. RM. 3.60.

„Wir sollen die Spiele der Kinder nicht verachten. Sie sind oft ernster als die Spiele von uns Erwachsenen. Und wahrscheinlich viel, viel bitterer . . .“ In diesem Satze faßt Nabl, der sich hier als sehr feinfühliger Kenner der menschlichen Seele und echter Dichter erweist, den Sinn dieses Prosakleinods zusammen. Es handelt sich um den fast chronikartigen Bericht der unbefangenen und rührenden Freundschaft zweier Kinder, eines Knaben und eines Mädchens, die abseits der Welt in einem Gebirgsdörfchen sich treffen, und des jähen Endes, das durch das den Knaben aufstörende Dazwischentreten einer Frau dies götterreine Dasein findet.
Eine ergreifende Schönheit lagert über dem schmalen Bande, und es wächst über den tragischen Untergang des mit großer, behutsamer Liebe und verstehender Kameradschaft gezeichneten Knaben hinaus ein Glaube daraus an die Erneuerung der Welt durch den unbefangenen Menschen.
Um der knappen Seiten dieses Bändchens willen darf man getrost auf fast alles sonst heute Geschriebene verzichten. Hier ist ein Abglanz von Vollkommenheit! Karl Rauch

Manfred Hausmann. Abel mit der Mundharmonika. S. Fischer. RM. 5.80.

Zwei Jungens von der Wasserkante, der eine siebzehn und der andere neunzehn Jahre alt, fahren mit einem Segelkutter in die Nordsee hinaus und treffen auf reichlich phantastische und abenteuerliche Weise mit Abel, dem zarten Berliner Mundharmonikaspieler, der aber auch im Ringen seinen Mann steht, und einem jungen Mädchen aus Bremen zusammen. Die Erlebnisse einer Sturmnacht schweißen die drei an Temperament so unterschiedlichen Jungen zur Einheit zusammen, während, von Abels Knabensehnen verfolgt, das Mädchen Corinna ihnen bald entweicht. Der jungenhafte Ton, gemischt aus schnod-

deriger Sachlichkeit, Keßheit, Sentimentalität und Träumerei, wurde von Hausmann großenteils überzeugend gut getroffen. Man muß das Buch um seiner natürlichen Frische willen, die durch den hereinsprühenden Rhythmus der Nordsee noch verstärkt wird, lieb haben; — aber man lese im Anschluß daran Nabls oben empfohlene ganz dichterische „Kindernovelle", um zu begreifen, wie sehr auch noch im innigsten Moment Hausmann feuilletonistisch bleibt. Karl Rauch

Erik Reger. Das wachsame Hähnchen. Ernst Rowohlt. RM. 6.50.

Reger, der im vorigen Jahre für die Reportage seines Nachkriegsromanes „Union der festen Hand" den Kleistpreis erhielt (Beweis dafür, wie völlig verschoben z. Zt. der Begriff des Dichterischen ist!), enthüllt hier in einem sehr unterhaltsamen und von offenherziger Kritik bestimmten Roman die zweifelhaften Hintergründe aufgeblähter Kommunalpolitik. Ein sehr rücksichtsloser und — wollen wir wünschen — heilsamer Spiegel deutscher Provinz. Die krasse Unredlichkeit unseres öffentlichen Lebens aller Schattierungen wurde noch nie so überzeugend und so überlegen an den Pranger gestellt. Dichtung? — Nicht einmal im Ansatz! Aber eine treffliche und tapfere Kampfschrift aktueller Gültigkeit.

Karl Rauch

B. K. v. Bronsart. Die Herrin. Ein Landroman. Langen-Müller. RM. 5.50.

Mit Literatur im ästhetischen Sinne hat dieses Buch einer Frau gar nichts zu tun. Es ist ein Stück Leben. Ein Stück unbekanntes deutsches Dasein während des Krieges. Von einer jungen Frau wird da schlicht und gerade erzählt, die — wie so viele andere — während der vier Jahre Mannesamt versehen mußte. Wie diese Gutsfrau ohne männlichen Beistand Besitz und Scholle durch die Wirrsale der Kriegsnot hindurchrettet, wie sie an all der Härte der Verantwortung und der Schwere der Mannsarbeit nicht zusammenbricht, sondern wächst, wie sie mit den Ueberspanntheiten der Bürokratie sich genau so herumschlagen muß wie mit der schwankenden Stimmung der Dienstleute: das alles und ihr nicht zu beugender Glaube an den Sieg ist ein Dokument echtesten Frauentums, Beweis deutschen Pflicht- und Adelslebens, wohl wert, neben den männlichen Berichten der Front sich zu behaupten. Herm. Fried

Ad. Meschendörfer. Die Stadt im Osten. Rom. Langen-Müller. RM. 4.80.

Das ist nun wirklich ein großes Ereignis! Dieser Meschendörfer bringt etwas, was es im vielgestaltigen deutschen Schrifttum tatsächlich noch nicht gab: die lebensvolle Darstellung deutschen Lebens in Siebenbürgen. In der beschaulichen Schilderung inniger Kindheitserinnerungen beginnt das Buch und wächst zur vielfarbigen Lebensgeschichte einer Gruppe von Schulkameraden, Siebenbürger Sachsen, deren Glieder manche Irrfahrt ins Reich und in andere Bezirke der Welt zu bestehen haben, aber welchen Temperaments auch immer sie seien, zur Heimat zurückkehren, der brave Mustersohn nicht anders als der vagabundierende Kunstdilettant. Man liest sich vom ersten Kapitel an fest an diesem Lebensbericht eines deutschen Stammes, dessen wir im Reiche sehr zu Unrecht immer weniger gedenken. Daß die Blut- und Reichszugehörigkeit dieser Wackeren uns wieder ins Bewußtsein gehoben wird, ist großes Verdienst des erstaunlich gut und sauber geschriebenen Buches, das wirklich zum Herzen spricht. Ich möchte wünschen, daß dieser Meschendörfer bald zu einer Auflage kommt, die jene der „Buddenbrocks" erreicht. Für die Erfüllung deutschen Schicksalsweges ist jedenfalls sein Roman von weit höherer Bedeutsamkeit als Thomas Manns Frühwerk. Karl Rauch

---

Felix Timmermanns. Franziskus. Insel-Verlag. RM. 6.—.

Ueber diesem Buche könnte ein Wort Eugen Diesels stehen: „Nur der Wille zur Vereinfachung, zur sittlichen Ganzheit des Lebens kann den Geist der Zukunft retten.“ Für alle diejenigen, denen Dichtung noch das bedeutet, was sie sein soll, nämlich Helferin der Menschen, indem sie Liebe und Vertrauen und den Glauben an eine ewige Gerechtigkeit weckt und tiefste Demut vor den Schicksalsmächten predigt, wird Timmermanns neues Werk wertvoll sein.

Wir wandern Jahrhunderte zurück und erleben das Leben des hl. Franziskus von Assisi. Schwer ist es und doch so voll von Glück; denn es ist ja ein gottgewolltes Bettlerleben: muß es da nicht glücklich sein? Not und Gefahr und schmachvollste Bitternis begleiten es, aber eine Liebe strömt es aus, die still in die Menschenherzen fließt, deren Düsternis sie mit ihrem reinen Glanze erhellt. Was bedeuten denn Not und Gefahr und erlittene Bitternis, solange wir die Menschen lieben? Liebt Gott nicht diejenigen, welche immerfort schenken müssen aus ihrem übervollen, freudigen Herzen, ob sie auch ums tägliche Brot darben? Was kümmert den der Hunger seines Magens, dessen Hunger der Seele gestillt ist? Was aber kann den Seelenhunger stillen? Nur grenzenlose Selbstverleugnung und grenzenlose Liebe!

So predigt Timmermanns mit seinen klaren, einfachen, harten Sätzen. Er fordert den Willen „zur sittlichen Ganzheit des Lebens“! Und sein Beispiel möchte uns Kraft geben dazu! — —

Aber tut es das? Gibt es uns diese Kraft? Ist die Tragik unserer Gegenwart nicht viel größer als alle Leiden des hl. Franziskus? Könnte sein Leben unserem arbeitslosen Familienvater, der den Untergang seiner Familie miterleben muß, obwohl er doch gerne für sie arbeiten möchte, der in der Dumpfheit seiner Seele nur noch Lieblosigkeit sieht, kann dem das Leben des hl. Franziskus noch helfen? Gibt Timmermanns Buch allen denen, die heute fragen: „Was sollen wir mit einem Gott, der uns schuldlos leiden läßt, was sollen wir mit einem Leben, das uns nichts als Qual und Schmerz schenkt?“, eine zwingende, zu Gott und Leben Ja-sagende Antwort?? Hans Schwarze

Alexander von Rußland. Einst war ich ein Großfürst. Paul List. RM. 6.80.

Dieser Memoirenband verdient besondere Beachtung nicht nur wegen der persönlichen Bedeutung des Verfassers, der Vetter und Nächstvertrauter des letzten russischen Zaren und somit wohl berufenster Zeuge vieler Hintergründe der europäischen Geschichte letzter Jahrzehnte ist. Er dokumentiert neben diesem außergewöhnlichen Rang des Schreibenden auch allen Charme, alle überlegene Zucht und weite Schau eines reifen Menschen, eines ganzen Mannes. Wie Europa in den Krieg getaumelt ist, wie in schier selbstmörderischer Weise die herrschende Schicht Rußlands durch verblendete Selbstaufgabe den Kontinent in Revolution stürzte: dies und viele Details aus dem Laufe der Weltgeschichte der letzten 50 Jahre werden lebensnah und offenen Herzens erzählt von Einem, der Verantwortung trug, Verwirrung und Verderben sich zuspitzen sah, ohne eingreifen zu können, der schwere Bitterkeit zu tragen hatte und, was immer das Schicksal gebot, Haltung wahrte und aufrecht zu leben verstanden hat.

Es bleibt nach beendeter Lektüre etwas im Leser zurück vom Wesen jener ungebrochenen Adelsträger des alten Frankreich, deren Haltung auch die Guillotine nicht brechen konnte: jene Gelassenheit aller großen Menschen, die den Bestand der Welt verbürgt.

Karl Rauch

P. C. Ettighoffer. Von der Teufelsinsel zum Leben. Das tragische Grenzländerschicksal des Elsässers Alfons Paoli Schwartz. Gilde-Verl. RM. 4.50.

Alfons Paoli Schwartz, Elsässer von Haus aus, aber nach dem grotesken Wortlaut eines französischen Gesetzes, von dem weder seine Eltern noch er selbst eine Ahnung hatten, französischer Untertan, nur weil er zufällig gelegentlich eines Reiseaufenthaltes seiner Mutter auf Korsika zur Welt kam, dieser Paoli Schwartz kämpfte — der deutschen Wehrpflicht genügend — während des Weltkrieges in der deutschen Armee. Unter Berufung auf eben jenen tollen Paragraphen der französischen Gesetzgebung wurde er im Winter 1918 während der Besatzungszeit in seiner Heimatstadt Kehl verhaftet, nach Paris

Die großen politischen Bücher dieses Jahres

Der Arbeiter Herrschaft und Gestalt. Von Ernst Jünger. 15. Tausend. Kartoniert RM. 4.80. Leinen RM. 5.80

Eine Sinndeutung des neuen Menschentypus, der das 20. Jahrhundert beherrschen wird. Eine radikale Kritik an Weltbild und Zeitalter des Bürgers, an allen Erscheinungen der Gegenwart auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet.

Sonderausgabe „Das dritte Reich"

Von Moeller van den Bruck. 26.—45. Tsd. Kartoniert RM. 2.90

Das grundlegende Werk der nationalen Bewegung, das politische Glaubensbuch der deutschen Jugend. Das „dritte Reich" wird in diesem Werk gefordert, das Reich der deutschen Zukunft, nicht als Erfüllung eines Parteiprogramms, sondern als nationale Selbsterfüllung nach den großen geschichtlichen Stufen des mittelalterlichen Reiches und der Schöpfung Bismarcks.

Der christliche Staatsmann

Eine Theologie des Nationalismus. Von Wilhelm Stapel. Kart. RM. 4.50. Leinen RM. 5.50

Es ist von diesem Buche nicht zuviel gesagt, wenn man ihm die Bedeutung beimißt, daß es für die junge nationale Bewegung in ihrem Verhältnis zum Jenseits von entscheidendem Einfluß ist. (Deutsche Akademiker-Zeitung.)

Das werdende Reich

Reichsgeschichte und Reichsreform. Von Gerhard Günther. Kart. RM. 4.80. Ln. RM. 5.80

Eine politische Reichsgeschichte völlig einziger Art unter dem Gesichtswinkel der Reichsreform. Die verschiedenen Erneuerungsbestrebungen und Formwandlungen des Reiches in seiner Geschichte bis auf die Gegenwart werden dargestellt und für die neuesten Kämpfe um die Gestaltung des Reiches ausgewertet.

Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

geschleppt, durch langwierige Anklage und Prozeßführung gehetzt und schließlich nach der Teufelsinsel verbannt.
Ettighoffer schildert Schwartzens erschütternden Leidensweg, die grausame Marter des französischen Strafvollzugs, die hier einen in jeglicher Hinsicht Unschuldigen trifft. Zum ersten Male hören wir Authentisches über Cayenne, die Teufelsinsel, und alle Zusammenhänge der Deportation. Dieser Wirklichkeitsbericht übertrifft an Erregung und Abenteuerlichkeit alles, was Phantasie auszudenken vermöchte. Ettighoffer erschüttert mit seiner Darstellung aufs äußerste, weil er alle billige Sensation vermeidet und das Leben in seiner Verwirrung, Grausamkeit und Unerbittlichkeit selber erzählen läßt.
Im Frühjahr 1932 ist Paoli Schwartz aus zwölfjähriger Verbannung heimgekehrt. Ein unermüdliches Bemühen zu seiner Befreiung hat endlich Erfolg gehabt. Der Bericht dessen, was er ausgehalten und erduldet hat, reiht sich würdig den größten Heldentaten deutscher Männer während des Krieges an. Alle unsere Jungen sollten dieses männliche Buch lesen. Karl Rauch

Moeller van den Bruck. Das dritte Reich. Hanseat. V. A. Ungekürzte Sonderausgabe, kart. RM. 2.90.

Immer weiteren Kreisen wird sichtbar, daß „Das dritte Reich" des verstorbenen Moeller van den Bruck das grundlegende Werk der nationalen Bewegung, das politische Glaubensbuch der heutigen deutschen Jugend ist. Moellers „drittes Reich" ist alles andere als Erfüllung eines Parteiprogrammes, es ist das Reich der deutschen Zukunft, das werdende Reich einer wahrhaften nationalen Selbsterfüllung, die sich nicht in Einseitigkeiten abschließt und zersetzt, sondern alle Zwiespalte und Widersprüche des deutschen Seins organisch einschließt — zur Krönung dessen, was als Reichsgedanke vom Mittelalter her durch alle Stadien unserer Geschichte sich zieht, was Oberflächliche in Bismarcks Werk als errungen wähnten und was für jeden vom sturen Parteiblick gelösten Deutschen heute sich als die Aufgabe zeigt.
Schlagworte und Parteidogmatik verblenden leider immer noch viele Köpfe. Diese aufzuhellen vermag in vortrefflicher Weise Moellers Lehre, insbesondere dieses sein Hauptwerk „Das dritte Reich". In der vorliegenden ganz billigen Ausgabe ist es jedem möglich, sich dieses Manifest deutscher Berufung anzuschaffen. Möge es bald in vielen hunderttausenden Exemplaren verbreitet sein und Wirkung tun. Karl Rauch

H. R. Knickerbocker. Kommt Europa wieder hoch? Ernst Rowohlt. Kart. M. 4.80.

Der gewandteste unter den vielen gewandten amerikanischen Reportern hat sich einer hochinteressanten Aufgabe unterzogen: Er hat versucht, die Wirkungen der Weltwirtschaftskrise auf die einzelnen europäischen Länder festzustellen und einen Barometer der öffentlichen Meinung über die Möglichkeiten einer wirtschaftlichen Genesung zu geben. Das Buch ist straffer geworden als das bekannte Deutschlandbuch Knickerbockers, weil der Autor diesmal nicht als bloßes Sprachrohr der Meinungen, sondern mit einem festen Standpunkt an seine Aufgabe herangegangen ist; er ist überzeugt, daß die europäische Krise ihren Tiefpunkt bereits erreicht, ja überschritten hat und daß mit der Ueberwindung des Reparationsproblems und der Kreditkrise, mit der Erschöpfung der Warenvorräte und der moralischen Ueberwindung der Depression die Voraussetzungen für eine europäische Genesung gegeben seien.
Der Verfasser glaubt daher, daß die europäische Entwicklung weder zur Autarkie, noch zur Anarchie, noch zum Bolschewismus führen werde; vielmehr stellt er nach einer Epoche halbsozialistischer Maßnahmen vielfach eine Rückkehr zu den Methoden des kapitalistischen Systems fest. In der vordersten Reihe auf dem Wege zum Optimismus und wirtschaftlicher Genesung steht nach der Ueberzeugung des amerikanischen Autors das Deutsche Reich. Hier wird Knickerbocker zu einem Lobredner der Regierung Papen und ihrer Maßnahmen. Wenn die Regierung ebenso glücklich wie erfinderisch sei, müsse der Papen-Plan zur klassischen Lösung für Wirtschaftsdepressionen werden. Denn er hat den dreifachen Nutzen, die Arbeitslosigkeit zu mindern, die deutsche Produktion zu steigern und dennoch ihre Kosten herabzusetzen. Nach der Meinung des Amerikaners wird dank dieser Maßnahme die deutsche Industrie mit einem Vorsprung vom Start abgehen, wenn die Welt

Das Umschlagbild dieses Heftes ist entnommen aus Stijn Streuvels, „Das Christkind“ (Langen-Müller), Besprechung dieses Büchleins auf S. 24. Die Bilder auf Seite 6 und 14 stammen vom guten alten Ludwig Richter und aus Inselbuch Nr. 18

in diesem Winter wirklich für eine wirtschaftliche Wiederbelebung reif ist. Das Gelingen oder Mißlingen dieses Planes werde freilich weitgehend von der Einstellung der deutschen Mentalität abhängen, die durch vierzehn Jahre staatlicher Bankrottpropaganda vergiftet worden sei. Durch Gegenüberstellung eines Interviews mit Papen und eines Interviews mit Strasser sucht Knickerbocker zu zeigen, daß das Wirtschaftsprogramm der gegenwärtigen Regierung und der Nationalsozialisten gar nicht so verschieden ist, wie es in der politischen Polemik dieser Tage erscheinen könnte. So fühlt sich Knickerbocker gerade durch die Prüfung der deutschen Verhältnisse, neben denen sich in seinem Buch Eindrücke und Interviews aus Wien, Prag, Budapest, Mailand, Rom, Basel, Paris, Brüssel und London finden, veranlaßt, eine neue Prosperität Europas vorauszusagen. Max Fischer

Georg Schmidt-Rohr. Die Sprache als Bildnerin der Völker. Eine Wesens- und Lebenskunde der Volkstümer. Eugen Diederichs Verlag, Jena, 1932. Schriften der deutschen Akademie Nr. 12. 418 S., geh. M. 9.80, Leinen M. 12.50.

Es muß ein wenig befriedigendes Unterfangen bleiben, in kurzen Sätzen die wissenschaftliche Leistung und mehr noch, die Kühnheit ihrer Führung und Systematisierung einigermaßen wiederzugeben und zu würdigen, die dieses Buch auszeichnet — eine Arbeit von langen Jahren, deren erste Konzeptionen in den Schützengräben des Krieges entstanden.

Erschöpfend und bis ins einzelne gehend, mit einer überraschenden Fülle von Details aufwartend, führt der Verfasser den Laien — und was weiß selbst der sogenannte „Gebildete" von dem Leben seiner Sprache! — durch die Wunderlichkeit ungeahnter Zusammenhänge und den Zauber einer aus Urkräften strömenden Gesetzlichkeit zu den Elementen des Wachstums und der Formung der Sprache dort, wo sie als Bildnerin der Völker wirkt. An ungemein instruktiven sprachvergleichenden Studien führt Schmidt-Rohr den Nachweis, „daß jede Sprache ihre Sprecherschaft zwingt, in besonderer Weise zu denken", weil „jede Sprache einen Begriffsschatz von besonderer Eigenart hat".

Die Sprache als völkerbildende, „Gruppenseele schaffende Macht" schafft „gruppentümliche" Sonderheiten im Denken, Fühlen, Werten. Mag auch die technische Verständigung in den verschiedenen Sprachen für gleiche Gegenstände gleiche Vorstellungen erwecken, so bleiben oft und zahlreich höchst unterschiedliche Nuancen in der Bewertung. Sachliche, sittliche, geschmackliche „Gewissen" der Nationen werden sehr stark durch die Sprache geprägt und bedingt. Und nicht nur auf das Wählen der Art und Weise des Wertens und damit auch des Handelns hat die Sprache Einfluß, sondern sie trägt auch dazu bei, den Willen zum Handeln selbst zu entzünden. Aus jeder Nationalsprache erwächst eine „besondere eigentümliche Art und Weise des begrifflichen Ordnens der Welterscheinungen für die geistige Eigenart des Sprechers": „nicht wir denken und äußern die Gedanken mit der Sprache, sondern es wird vor allem in uns von der Sprache gedacht, unsere Sprache gibt uns ein fertiges Gefüge von Denkmöglichkeiten, auf das wir notwendigerweise in starkem Maße beschränkt bleiben."

Diese Gedankenführung läßt den Verfasser sich mit einer ganzen Reihe von Nebenerscheinungen auseinandersetzen, der Bedeutung und Gefahr der Zweisprachigkeit, der Bedeutung der Verschriftung von Sprachen, dem Problem der Schaffung von Kunstsprachen, den Beziehungen zwischen Schriftsprache und Mundart, eine Fülle von Untersuchungen, die durch sprachgeschichtliche und stilkundliche Ergänzungen belebt sind. Von hier aus mußte der Forscher, zumal bei der Behandlung eines Phänomens wie der volklichen Minderheiten, in Nachbargebiete vorstoßen. Seine Beurteilung von der Größe des Einflusses der Sprachgemeinschaft auf den Einzelnen läßt ihn eine scharfe Attacke gegen die Ueberwertung des Rassischen nehmen, und weist auch angesichts der Tiefe, in der die Sprache ihre Gemeinschaft durch Generationen — wider alle äußeren Umstände — furcht, eine Ueberwertung des Staatsgedankens zugunsten der umfassenderen Gemeinschaft des Volkstums zurück.

Für uns alle ist diese Arbeit ein Geschenk, für das in dieser Zeit nicht genug gedankt werden kann. Der Verlag, die Deutsche Akademie und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft teilen sich in das Verdienst, die Veröffentlichung möglich gemacht zu haben. Carl Rothe

Neue Bücher deutscher Dichter

aus dem

VERLAG ALBERT LANGEN · GEORG MÜLLER · MÜNCHEN

PAUL ERNST

Das Glück von Lautenthal

Roman. In Leinen 4.50 Mk.

In der gelösten Heiterkeit seines Vertrauens in die Ordnung der Welt erzählt Paul Ernst von einer wundersamen Begebenheit, die sich vor vielen Jahren im alten Harzer Bergmannsstädtchen Lautenthal zugetragen hat. — Sinnerfüllt volksnah und überlegen, Roman und Lebensbild, klug und spielend — ein zu Herzen gehendes Meisterwerk.

E.G. KOLBENHEYER

Weihnachtsgeschichten

146 Seiten. In Leinen 3.80 Mk.

Immer ist es ein gründlich denkender und herzlich fühlender Mensch, der aus Kolbenheyers Büchern vernehmlich wird. Man wird von ihm keine Sammlung solcher Geschichten erwarten, die im oft bewährten Ton die Poesie des Christfestes schildern. Höher und reiner offenbaren diese sieben Novellen den Sinn der Weihnacht als der großen Licht- und Geburtsstunde des im Religiösen verankerten irdischen Seins.

WILH. SCHÄFER

Der Fabrikant Anton Beilharz und das Theresle

Roman. In Leinen 3.80 Mk.

Ein seelisch reiches Buch von besonderer Schönheit und Zartheit, in dem sich das große Können eines voll ausgereiften Dichters aufs Schönste zeigt. Er erzählt von einem Leben, das nach äußerlich wohlhabenden, innerlich unbefriedigten Jahren sich erfüllt in einem späten, stillen Glück.

HANS FRANCK

Die richtige Mutter

Roman. 277 Seiten. Leinen 5.80 Mk.

Ein sozialer Roman, der in meisterhafter Komposition, ohne Tendenz, aber mit starker, seelischer Eindringlichkeit die Frage aufwirft: Wer ist „richtige Mutter", wer hat also das Recht an einem Menschen, die ihm in Leichtfertigkeit das Leben gab, oder die es ihm in täglicher Sorge durch Hilfe und Opfer erhält? Ein tiefergreifendes Buch aus des Lebens Wirklichkeit.

FRIEDRICH GRIESE

Das Dorf der Mädchen

Eine Chronik. In Leinen 5.50 Mk.

Hintergründige Spannungen, die Verschiedenheit germanischen und slavischen Blutes und das Nahen einer neuen Zeit, schaffen, verstärkt durch die Verhaltenheit des Stils, die unheimlich erregende Stimmung dieser Chronik, die nach einer wahren Begebenheit vom Untergang eines mecklenburgischen Herrengeschlechtes berichtet.

MESCHENDÖRFER

Die Stadt im Osten

Roman. Etwa 350 Seit. Lw. 4.80 Mk.

Ein auslandsdeutscher Entwicklungsroman, aber nicht das Buch eines Einzelnen, sondern die buntbewegte Lebensgeschichte einer siebenbürgen-deutschen Schulklasse, einer ganzen Stadt, des ganzen, seit Jahrhunderten auf fremdem Boden um Erhaltung seiner Art kämpfenden deutschen Volksstammes. Ein kraftvolles Buch von allgemein deutscher Bedeutung, dem Eduard Spranger, Hermann Stehr, Oswald Spengler, Hans Grimm, Ricarda Huch und viele andere hohes Lob gespendet haben.

Meyers Kleines Lexikon. 8., gänzl. neubearbeitete Auflage in drei Bänden und 1 Atlas-Ergänz.-Band. Bibl. Inst. Jeder Band Leinen RM. 23.—, Halbleder RM. 26.—.

Für jeden, der ein zuverlässiges Nachschlagewerk braucht, eines der teueren großen Lexika aber nicht anschaffen kann, ist dieser dreibändige Kleine Meyer das Gegebene. Die „Kölnische Zeitung" schrieb mit Recht über dieses kurzgefaßte und umfassende Gegenwartslexikon: „Alles, was allgemein von Wert und Bedeutung ist, hat eine eingehende, dem heutigen Stand entsprechende Behandlung erfahren, die noch durch eine eingeschobene reiche und ausgezeichnete Bebilderung an lebendiger Anschaulichkeit gewinnt." — Die jüngere deutsche Generation ist seit längerem vom Ideal der Universalbildung der früheren Jahrzehnte abgerückt. Es kommt ihr weniger auf ein alles Erfassen, als vielmehr auf ein lebendiges, im Tätigen fruchtbares Wissen an. Dieser neuzeitlichen Notwendigkeit entspricht der Kleine Meyer in ganz vortrefflichem Maße.
Der ergänzende Atlasband ist eine praktische Bereicherung. Während in den großen Lexika bisheriger Fassung die Kartentafeln über die Vielzahl der Bände alphabetisch verstreut waren, so daß man jedes einzelne Blatt mühselig nachblättern mußte, ist hier alles geographische, politische und statistische Kartenmaterial in dem exakt gedruckten, in jeder Beziehung einem Großformatatlas gleichwertigen Kartenband organisch vereinigt.
Das praktischste Geschenk für hunderttausende ist dieser Kleine Meyer! Herm. Fried

Neue Jugendbücher

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Zeit und die geistige Krise der Gegenwart scheinen sich in der Neu-Produktion der Jugendbücher noch kaum bemerkbar gemacht zu haben. Kommen doch auch in diesem Jahr weit über 80 neue Jugendbücher auf den Weihnachtsmarkt. Es ist kaum möglich, über alle diese Bücher einen Ueberblick zu gewinnen.
Neben zahlreichen Neuausgaben bewährter alter Bücher, von denen die Gesamtausgabe der Schwab'schen „Klassischen Sagen des Altertums" in einem Dünndruckband von über 1100 Seiten zum Preise von RM 4.50 (Insel-Verlag) die bemerkenswerteste ist, erscheinen die immer wiederkehrenden Jahrbücher, von denen das neue „Universum" (Union/Stuttgart, 6.80 RM) und „Durch die weite Welt" (Franckh 5.60 RM) für Knaben durchaus empfehlenswert sind. Beide Bücher bemühen sich, die Interessen der heutigen Jugend zu treffen und vorzügliche Mitarbeiter wie Filchner, Flöricke, Bölsche stellen interessante Beiträge. Weit weniger anerkennenswert sind die Mädchenjahrbücher „Das Kränzchen", „Der Jugendgarten" oder „Ins Leben hinaus", da sich hier unter modernisierter Aufmachung ein noch durchaus etwas sentimentaler und altmodischer Geist verbirgt.
Das Mädchenbuch ist ja heute an sich ein schwieriges Problem. Es besteht kein klares Erziehungsideal und daher kann auch im deutschen Jungmädchenbuch bestenfalls bei einer sauberen Darstellung eine Skizze der unklaren gegenwärtigen Situation des heranwachsenden Mädchens gegeben werden. Ein Buch dieser Art ist Lotte Arnheims „Lusch wird eine Persönlichkeit" (Gundert, 1.90 RM). Dagegen ist ein Buch wie Felicitas v. Reznicek „Paula kommt auf die Spur" (Union, 2.— RM.), das den Detektivtyp von Kästners „Emil" ohne jede Vertiefung auf Mädchen überträgt, abzulehnen. Der „Emil" hat überhaupt in der neuen Jugendliteratur soviele Nachfahren bekommen — es sind bisher ungefähr 30 —, daß man allmählich davon abkommen sollte. Denn den Jungens nur solche Kost zu verabreichen, ist bestimmt falsch, man erzöge sich damit für später nur noch Wallace-Leser. Immerhin ist ein in dieser Art geschriebenes Buch wie Matthiessen „Das geheimnisvolle U" (Schaffstein, 3.— RM) der sauberen Sprache wegen wohl anzuerkennen, dagegen sind viele Bücher des Franz-Schneider-Verlages, die in diesen Spuren wandeln, zum mindesten überflüssig. Es seien hier nur genannt: Franz Bauer „Auf dem Janeshof stimmt etwas nicht" oder Matheus „Bobby kämpft um seine Freiheit" (Union, 2.— RM). Noch entschiedener abzulehnen ist Kästners neues Buch „Es war

am 35. Mai" oder „Erich reitet in die Südsee" (Williams, Bilder von Walter Trier, 2.50 RM). Eine Aneinanderreihung von viel Blödsinn mit einem Schuß Ironie und Satire gemischt, ergibt noch kein Kinderbuch und dort, wo das Buch etwas sagen will, ist es ganz unkindlich.
Es ist verständlich, daß im Gegensatz zu diesen vielen problematischen Versuchen der deutschen Jugendliteratur manches im besten Sinne traditionelle Jugendbuch aus dem so viel ruhigeren Auslande zu uns kommt. Besonders die nordischen Länder bieten oft wunderschöne und gemütvolle Jugendbücher. An erster Stelle ist Halvar Floden „Frick und seine Freunde" (Schaffstein, 3.— RM) zu nennen. Mit dichterischer Kraft wird die Geschichte eines kleinen Waisenknaben, der mißverstanden und schlecht behandelt, sich eine eigene Traumwelt schafft, erzählt. Dieselbe Einfühlung in die eigene Welt des Jugendlichen zeichnet auch ein anderes nordisches Jugendbuch, Gredsted „Paw, der Indianerjunge" (Schaffstein, 4.80 RM.) aus. Nur hingewiesen werden, denn eine Empfehlung ist überflüssig, soll auf den neuen Band der Langerudkinder-Serie von Marie Hamsun „Die Langerudkinder wachsen heran". Den nordischen Büchern verwandt sind die Uebersetzungen aus dem Flämischen, und jedes Kind wird mit Freude und Ergriffenheit die neue Weihnachtsgeschichte von Stin Streuvels „Das Christkind" (Verlag Albert Langen, München) lesen. Man kann diese Erzählung getrost neben die Weihnachtsgeschichten von Timmermanns und der Lagerlöf stellen. Anderen Geistes sind selbstverständlich die Jugendbücher, die aus Sowjetrußland kommen. Auch Gegner russischer Ideen werden die außerordentliche Qualität eines Jugendbuches wie Helena Boblinska's „Die Rache des Kabunauri" (Verlag der Jugendinternationale, 2.85 RM) anerkennen. Hier wird eine Tapferkeit dargestellt, die sich nicht an fernen Abenteuern, sondern im gegenwärtigen Leben bewährt. Den Kampf, den der zu seinem Heimatstamm in den Kaukasus zurückgekehrte Knabe Niko gegen die mittelalterlichen Daseinsformen führt, wird jeder Junge miterleben. Die Bewährung in der Gegenwart mit ihren schweren Problemen der Arbeitslosigkeit, der Not und der Sorge und ihre Ueberwindung durch gemeinschaftliches Handeln, durch Kameradschaftlichkeit und Beharrlichkeit sind auch die Werte, die eine Anzahl der empfehlenswertesten neuen deutschen Jugendbücher auszeichnen. Da ist sowohl Lisa Tetzners kleine Erzählung „Der Fußball" (kart. 1.30 RM, Müller & Kiepenheuer), sowie das neueste Bändchen der überhaupt vorzüglich ausgewählten Serie „Sonne und Regen im Kinderland" (bisher 37 Bändchen, je 0.85 RM, Gundert) von Geiger-Gog „Fiete, Paul & Co." und vor allem Ruth Rewald „Müllerstraße" (Gundert/Stuttgart, 1.90 RM) zu nennen. Alle drei Bücher haben das gleiche Milieu der heutigen Großstadt und das Durchsetzen oder Sichbehaupten der Jugend gegenüber den Schwierigkeiten des Tages zum Thema.
Zum Schluß seien noch kurz einige Bücher aus speziellen Kategorien erwähnt. Das Indianerbuch erlebt in Fritz Steuben „Tecumseh und der Lederstrumpf" (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, 4.80 RM) eine großartige und vorbildliche Wiederauferstehung. Man könnte fast sagen, daß Karl May gegen Steuben ein Bleichgesicht war. An Kriegsbüchern für die Jugend, deren Notwendigkeit man vielleicht überhaupt abstreiten kann, legt der Verlag Thienemann ein Buch von Schittenhelm „Wir zogen nach Friaul" (2.— RM) vor, das durch die Darstellung der fast unglaublichen und sagenhaften Leistungen der Alpenkämpfe der 12. Isonzoschlacht überzeugt. Leider ist der Stil etwas nüchtern und es wird gar zu viel Militärfachliches erwähnt. Gerh. Apfel

---

Herausgeber und Schriftleiter: Karl Rauch, Berlin-Zehlendorf-West, Winterfeldstr. 11, Ruf 1302. — Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, Berlin W 15, Lietzenburger Straße 38, I, Ruf Oliva 7098.
Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfennige, Jahresbezug bei 12 Heften M. 5.80. — Ausgabe S mit auf Bütten gedruckten und handsignierten Beilagen von Lyrik- und Prosaproben Jahresbezug M. 60.—. — Die Ausgabe B ist im regulären Verkauf nicht zu haben.
Für die Tschechoslowakei und Oesterreich Herausgeber und verantwortlich Ed. Kaiser, St. Georgenthal b. Warnsdorf, Verwaltung Niedergrund b. Warnsdorf.
Gedruckt bei Buchdruckerei Wächter B, Teplitz-Schönau, Eichwalder Straße 17.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1933 • 18. Jahrgang • Heft 2

Stadt im Advent

Die große stadt birgt aller seelen harm:
der reichen, die des wertes niedergang,
und jener, die, verbeißend jeden sang,
den winter fürchten, früchtelos und arm.

Die straßen jagen durch verhaltnes grau
und treiben viele zu geschäftger eile.
Gezogen wie von ungeschautem seile
vergaßen sie die sonne und das blau.

Die güte auch, die aus dem herzen steigt,
und halten pünktlichkeit in starren augen — —
nur eines knaben blicke strahlend saugen,

da durchgeleuchtet glas ihm gaben zeigt,
die goldne freude auf das fest der lichter — —
— und irgend träumt und trottet wo ein dichter — — —

Friedrich Wagner-Poltrock

Verantwortungsbewußtes Denken

Karl Rauch

Was unserer heutigen Zeit den besonderen Makel aufdrückt, das ist der spürbare Mangel wirklicher Bildung, ist die blöde Herrschaft einer rohen Demagogie. Mit Grauen nur vermag man daran zu denken, wie denn einmal als Männer jene Jugendlichen ausschauen und handeln sollen, die heute, sobald sie der Schule entwachsen sind, den Schlagworten der Gasse preisgegeben sind, denen vielfach auch noch der festigende Antrieb der tätigen Arbeit fehlt, die weder unter der leitenden Obhut eines Lehrers oder überlegenen Freundes, noch aus den Reibungen mit den Realitäten des Alltages das lernen, was erst den Menschen zum Menschen macht: Denken.

Für den verantwortungsvollen Blick ist nichts betrübender als die Erkenntnis des fast völligen Versagens aller einst kurz nach dem Kriege mit viel Emphase begonnenen Volkshochschularbeit. Was da in den meisten Fällen geboten wird, ist dürftiger Abklatsch, fades Surrogat einer hohlen Wissenschaftsbildung, sind Abfälle volksfremden Akademikertums, während doch darauf es ankäme, daß ganze lebendige Menschen die suchenden Jüngeren anregten, sich Wege der geistig-seelischen Einheit, der über das Alltagsniveau hinaus dringenden Schöpferkraft des wachen Menschen zu ertasten.

Mehrfach habe ich in dieser Zeitschrift hingewiesen auf die Existenz des Humanismus, in dessen Reihen ich an Haltung, Form und Streben das Beste an Verheißung spüre, das über die heutigen Niederungen menschlichen Daseins in Deutschland hinweg zu neuer Erwecktheit führen kann.
Auf breiterer Grundlage steht ein Buch, das soeben in deutscher Ausgabe im Verlag Herder & Co. erschienen ist, nachdem es zuvor in Amerika erstaunlicherweise einen ganz großen Erfolg erzielt hat. Es ist Ernst Dimnet, Die Kunst des Denkens (kart. RM. 4.—, gebunden RM. 4.60), und trägt den Untertitel: Ein Buch für Jedermann. — Würde es das, so dürfte die geistige Atmosphäre ringsum, die einen jeden von uns immer wieder lähmt und bedrückt, bald freier und gelöster werden. Vom Denken — Hemmungen des Denkens — Hilfsmittel des Denkens — Schöpferisches Denken: so heißen die vier Hauptabschnitte des kleinen Bandes, in dem Dimnet sich bemüht, den Leser zu lehren, „nicht allein so richtig als möglich zu denken, sondern auch so weise als möglich zu leben". — Man kennt solcher Bücher mancherlei und lächelt darüber, nennt sie Stümpereien, Albernheiten und Angelegenheiten für Untergeordnete. Möchte man doch erst einmal diesen Dünkel des angeblich „Gebildeten" beiseite lassen! Möchte man doch begreifen, daß wirkliche Bildung heutzutage zu den ganz großen Seltenheiten gehört! Möchte dieses Buch, das jedem, jedem für das Tägliche und für das Weitere, für das Außergewöhnliche und für das Kleine innere Blickweitung und äußere Hilfsmittel in Fülle bietet, wirklich gelesen werden! Es ist zum Unterschied von allen gebräuch-

lichen populären „Lebens-, Denk- und Heilsanweisungen" wirklich von einem Träger menschlicher Weisheit geschrieben — und in einem ansprechend frischen, überzeugend heiteren Ton, der allein ein Genuß ist. Lebensklarheit, schöpferische Lebensbewußtheit, Weisheit ist Ziel eines jeden ernsthaften menschlichen Strebens. Die Wege dazu hat die Barbarei der letzten Jahrzehnte verschüttet. Ernst Dimnets Buch legt die Quellen frei. Lest es und wachst daran!

Verantwortungsbewußtes Denken spannt den Wirkungsradius des individuellen Handelns über die Ichbegrenzung hinaus, denkt an Familie, Volk und Staat, erinnert sich der Pflichten gegenüber der Nachkommenschaft. „Biologisch hoffnungslos ungebildet und verständnislos" nennen wir heute die Vorkriegsgeneration, die ihr Leben so führte, als stehe sie am Ende aller Zeiten und habe der „moderne Fortschritt" das Paradies zurückgebracht. Heute wissen wir, daß nur durch ein strenges biologisches Sittengesetz der Verfall der Deutschen als Kulturvolk noch aufzuhalten ist, daß ohne die allgemeine Bewußtwerdung der biologischen Grundlagen der Eugenik wir wirklich am Untergang stehen. Wir müssen wieder beginnen „in Generationen zu denken". Konrad Dürre, der bewährte Leiter der „Deutschen Welle", hat in einem sehr klaren, gedrängten und in anschaulicher Sprache geschriebenen Leitfaden „Erbbiologischer und eugenischer Wegweiser für Jedermann" (Alfred Metzner, Berlin) das seit langem notwendige eugenische Volksbuch geschrieben: „Im Grunde ist die eugenische Frage eine Frage der Ethik, eine Frage des nationalen Gewissens jedes Einzelnen. Man spricht heute viel von nationaler Willensbildung; gelingt es aber nicht, zum Kern dieser Willensbildung eine eugenische Willensbildung zu machen, so muß man alle Hoffnung auf einen biologischen Aufstieg fallen lassen." Dürres Schrift ist ein Menetekel, das bitterlich ernst genommen werden muß; es ist zugleich ein Mentor für jeden, der an seiner Stelle gegen den Ungeist und die Verwilderung kämpfen will durch Selbstzucht und biologischen Aufbau.

Auf tatsächlich allen Lebensgebieten zeigt sich täglich neu erschütternd und zum Verzweifeln treibend, wie die abstrusesten neuen Ideen auf dem Felde der Geistesverwirrung gedeihen und — auf zumeist platteste Weise weitere Kreise erfassend — wirklich den Grund der europäischen Menschheit annagen. Der norwegische Biologe Hjort kämpft männlich und kühn gegen die abwegigen „—ismen", die er in lustiger, aber sehr schmerzlich treffender Weise „Des Kaisers neue Kleider" nennt, die nach dem bekannten Märchen aus nichts bestehen, so daß der Kaiser nackt durch die Straßen zieht, bis eine Kinderstimme naiv und von keinerlei falschem Wissen geplagt, ausruft: „Aber er hat ja gar nichts an!" Aus der Wirrnis herausfinden, eine neue Zukunft bauen, Ahnen werden und eine gesunde Tradition begründen: das ist es, was Johan Hjort will, was unser aller zwingende Aufgabe bleibt. (Johan Hjort, Des Kaisers neue Kleider. Transmare-Verlag. RM. 8.—.)



Kamerad Birne

August Winnig

Birne war einer der angenehmsten und redlichsten Menschen, die ich je kennengelernt habe. Er war uneigennützig bis zur Selbstentäußerung. Sein kleines ererbtes Vermögen hat er buchstäblich verschenkt. Als wir eines Sonnabends nach Hause fuhren und unterwegs beim Umsteigen einen Aufenthalt hatten, trafen wir einen Arbeiter, der bei der Haltestelle auf einem Stein saß und weinte. Wir traten zu ihm und Birne fragte ihn: „Bruder, warum weinst du?" Darauf erzählte der Mann diese Geschichte: Vor einigen Wochen sei seine Schwiegermutter gestorben. Er habe den Sarg bei einem Tischler bestellt, aber nicht ganz bezahlen können, es sei ein Rest von zwanzig Mark stehengeblieben. Als er nun heute Abend im Kalksteinbruche seinen Lohn erhalten habe, sei dort der Tischler mit einem Gerichtsvollzieher erschienen und habe ihm den Lohn bei Heller und Pfennig abgepfändet. Nun komme er ohne Geld nach Hause. Er habe nicht einmal Brot und Fleisch einkaufen können.
Birne fragte noch mancherlei, und der Mann gab Rede und Antwort. Da holte Birne das Zwanzigmarkstück hervor, das er heute als Lohn erhalten

hatte, und reichte es dem Manne mit den Worten: „Hier, Bruder! Nun weine nicht mehr!“
Ich sagte: „Birne, was tust du da?“
Er zog mich ein Stückchen fort und sagte: „Laß nur sein; ich kann so etwas nicht ansehen. Der arme Mensch hat vier Kinder. Nun kommt er nach Hause, die Würmer sind hungrig, und er bringt nichts mit. Ist das nicht ein Elend?“
„Und deine Würmer?“ fragte ich.
Birne lächelte und sagte: „Die haben noch nicht gehungert. Ich habe noch Wurst und Schinken im Schornstein hängen; und Montag kann meine Frau zum Leihhause gehen und sich ein paar Mark holen.“
Wenn wir abends auf dem Berge saßen, sagte Birne: „Bruder, du weißt mehr als ich. Erzähle etwas!“ Ich besann mich, was ich nach so vieler Unterhaltung noch sagen könne. „Erzähle vom Bauernkriege!“ sagte Birne. Dann erzählte ich, was mir von den Vorgängen, wie ich sie durch Lesen kannte, gerade einfiel.
Einmal unterbrach er mich: „Bruder, ich habe es mir schon oft überlegt: haben die Bauern es recht angefangen? Ich glaube, sie haben es nicht recht angefangen. Es hätte müssen durch Güte versucht werden.“
„Das haben sie fort und fort versucht, es ging aber nicht. Du willst alles durch Güte erreichen. In der Weltgeschichte gibt es keine Güte.“
„Ich will dir sagen, Bruder, die Menschen sind zu hoffärtig. Wenn wir ans Ruder kommen, dann muß alles durch Güte gemacht werden.“
„Wie wollen wir dann ans Ruder kommen?“ fragte ich.
„Auch durch Güte, Bruder. Sieh, solche Menschen wie du brauchen nicht Mord und Totschlag, die machen es mit den Worten.“
„Wie kommst du darauf?“
„Nun rede doch nicht, Bruder! Das fühlt doch ein Blinder mit dem Krückstock. Du bist nicht lange mehr Maurer. Dich holen sie bald in ein Kontor und dann geht es mit dir vorwärts. Ob du dann wohl noch daran denken wirst, wie wir hier im Harze gearbeitet haben — und wie wir abends auf diesem Berge gesessen haben?
Ein andermal sagte Birne: „Erzähle etwas von der Natur! Das höre ich gerne — so von Mars und Venus und vom Großen Bären.“
Ich raffte zusammen, was ich wußte. Meine Kenntnis des Sternenhimmels war nicht groß, zur Not konnte ich etwa zwanzig Sterne nennen. Soweit ich die Entfernungen kannte, suchte ich sie unseren Vorstellungen zu erschließen. In tausend Tagen, sagte ich, könne man rund um die Erde gehen. Gäbe es einen Weg zum Monde, so brauchten wir zehnmal so viel Zeit, also gegen dreißig Jahre, so daß ein Mensch, der im Alter von zehn Jahren den Marsch anträte, bei der Rückkehr siebzig Jahre alt wäre.
„Ist das nicht wunderbar, Bruder?“ sagte Birne. „Wenn ich jetzt hingucke zum Monde und wieder auf unsern Berg, so habe ich mit meinen Augen sechzig Jahre Fußmarsch gesehen. Ist das nicht wunderbar!“
„Nach der Sonne ist es noch viel weiter. Wenn man den Weg gehen wollte, so brauchte man ungefähr vierhundertmal soviel Zeit wie nach dem Monde.“

„Vierhundertmal? Mach es gnädig, Bruder! Das kann ich nicht mehr ausrechnen. Steht das so in den Büchern oder erzählst du Märchen?"
„Es ist ganz gewiß wahr!"
„Bruder, da sieht man erst, was die Welt ist. Wenn ich Sonne und Mond vergleiche, dann sehe ich, die Sonne ist ungefähr fünf Zentimeter größer als der Mond. Du mußt nicht darüber lachen, ich sage bloß, was ich sehe. Aber was dabei vermacht ist, davon hat unsereiner keine Ahnung. Aber nun sage mir, Bruder: glaubst du alles, was in den Büchern steht?"
„Was da steht, ist Wissenschaft, die sich beweisen läßt."
„So? Ich verstehe es nicht. Aber es ist großartig; erzähle noch!"
„Ein andermal", sagte er: „Erzähle etwas vom Proletariat. Ich mag das Wort gern, aber ich weiß nicht, was es bedeutet. Was ist eigentlich Proletariat?"
Ich kannte den römischen Ursprung des Wortes noch nicht und wußte auch nichts von seiner Bedeutung; ich übersetzte es als „Besitzloser" = Armer.
„Also die armen Leute sind das Proletariat. Aber nun sage mir, Bruder, wie wird das, wenn wir ans Ruder kommen? Können wir wirklich die Sache machen? Sind wir nicht zu dumm?"
„Es dauert noch eine gute Weile, ehe es so weit ist. Bis dahin sind wir klug genug."
„Ich mache alles mit, Bruder. Ich bin für die armen Leute, für das Proletariat. Aber ich habe eine höllische Angst, daß wir zu dumm sind, wenn wir an's Ruder kommen. Von mir will ich nicht reden, auf mich darfst du dich nicht verlassen, ich werde immer bloß meine Arbeit tun. Aber nun sieh dir doch das Volk an: ist es nicht so dumm wie ein schwarzes Schaf? Wenn ich darüber nachdenke, abends, dann kann ich manchmal nicht einschlafen. Ich denke dann, es müßte doch einer dem Volke sagen, daß es zu dumm ist."
„Was du nur redest! Wir klären doch das Volk auf durch Reden und Schriften!"
„Du mußt mir das nicht übel nehmen, Bruder! Ich habe wirklich Angst davor. Aber ich rede, wie ich es versteh."


Kuckuck zwischen Zweigen

Dieses Kapitel ist entnommen aus **August Winnig, Der weite Weg (Hanseat. Verlagsanstalt)**. In lebensvoller Weise setzt der bekannte nationale Volksmann darin die Aufzeichnung seiner in dem prächtigen Buche **„Frührot"** begonnenen Erinnerungen fort. — Das nebenstehende Bild, sowie die Bilder auf Seite 28 und 35 — alle drei von **Hans Meid** — sind entnommen aus: **René Schickele, Himmlische Landschaft** (S. Fischer).

Urpflanze

Lothar Schreyer

Als Goethe das Geheimnis der Pflanze suchte, leuchtete ihm das Bild der Urpflanze entgegen.

Ein Gesetz ist, aus dem alles Pflanzenleben sich gestaltet. Wer dieses Gesetz zu erleben vermag, an der einzelnen Pflanze, an einer Pflanzengemeinschaft wie dem Wald, oder auch an sich selbst, dem offenbart die Pflanze ihr Wesen.

Das Wesen der Pflanze ist die Verwandlung. Und zwar ist diese Verwandlung nicht eine solche, hinter der sich etwa das Pflanzenwesen verbirgt sondern das Leben in der Verwandlung ist das Pflanzenwesen selbst. Die Verwandlung vollzieht sich zugleich in zwei Richtungen, als Entwicklung und als Sammlung, d. h. die Gestalt dehnt sich zugleich aus und zieht sich zugleich zusammen. Am einfachsten ist dies einzusehen bei der Betrachtung der Blüte. Die Blüte ist sichtbarste Entfaltung, reinste Entwicklung, höchste Ausdehnung der Pflanze, zugleich aber ist sie innigste Zusammenziehung aller Kräfte und Formen, reifste Sammlung, tiefste Einfaltung aller Formen und Kräfte; denn in der Blüte entsteht die Frucht. Die Entwurzelung und Sammlung der Formgestalt ist eine Verwandlung des Blattes. Goethe schreibt an Herder aus Italien: „Es war mir aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzusprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der sich in allen Gestaltungen verstecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts ist die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keim so unzertrennlich vereint, daß man eines ohne das andere nicht denken darf." Die Entfaltung und Sammlung der Kraftgestalt zeigt sich in einer Verwandlung der Kräfte. Diese Verwandlung begreifen wir, wenn wir betrachten, wie sich aus dem Keim die ganze Pflanze entwickelt, und wie die ganze Pflanze in der Frucht wieder zum Keim zurückkehrt. Wir sehen, daß die Verwandlung der Kräfte eine Steigerung, also Verfeinerung der Kräfte ist; denn die Pflanze, die aus einem Samen sich entwickelt, sammelt sich nun zu vielen Samen. Die Verwandlung der Formen und der Kräfte setzt also Keimkräfte voraus. Mit dem Wort „Keimkraft" ist zugleich die Form und die Kraft ausgedrückt. Diese Keimkräfte sind in den Keimgründen umschlossen, die der Schöpfer in die Materie niedergelegt hat. Die Pflanze wächst durch Einwirkungen, die teils in den Keimgründen selbst liegen, teils von außen auf die Keimgründe wirken. In allen Pflanzen, in aller Verwandlung der Formgestalt, bleiben alle Formen Blatt. So ist das Geheimnis des Pflanzenwesens, daß es sein Wesen durch sein Leben so steigert, daß die Pflanze sich fortpflanzt; und zwar pflanzt sie sich stets fort als eine eigene Erscheinung, die dem Himmelslicht entgegenwächst, und dann pflanzt sie sich regelmäßig fort, indem sie ihre Samen der Erde entgegenreifen läßt.

Die Fortpflanzung der Pflanze himmelwärts und erdenwärts geschieht in der völligen Unschuld des Geschöpfes.

Die Urpflanze ist ein Nachbild der reinen Seele des Menschen und ist ein Vorbild für die gefallene Menschenseele und ein Spiegel der durch das Heil begnadeten Menschenseele.
Darum wurde auch die Pflanze erwählt, den Erlöser in seiner Aufopferung zu tragen.
Darum ist auch die Pflanze berufen, in uns das Bewußtsein des Lichtes zu wecken, das in uns gepflanzt ist.
Die Pflanze ist eine Lichtfigur, befestigtes Licht. Sehen wir im Kristall geheimnisvoll verborgen die Sternenfigur des Lichtes, so ist an der Pflanze offenbar entfaltet das Licht der Gestirne. Die Pflanze trägt die Sternfigur nicht in sich, sondern als Kleid. In ein Lichtkleid ist das Pflanzenwesen gehüllt. Das Kleid des Lichtes ist die farbige Welt. Es ist kein Gleichnis, sondern eine Wirklichkeit gemeint, wenn das Volk von Blumensternen spricht. Nicht nur, daß das Pflanzenleben im Zusammenhang mit dem Jahreslauf der Gestirne erscheint, von einzelnen Pflanzen wissen wir auch den Zusammenhang mit bestimmten Gestirnen. Aber unser Wissen hiervon ist gering. Doch wir erfühlen den leuchtenden Gruß, das preisende, lobende, dankende Bild, das die blühende Welt dem Schöpfer darbringt in der Lichtverherrlichung. Könnten wir die Urpflanze schauen, so müßten wir wohl die Augen schließen, als schauten wir in die Sonne.
Das Schöpfungswort, das die Pflanzen rief, klingt auch in der Pflanze. Wo ist der Mensch, der es so abliest, wie den Klang im Stein? Vielleicht ist es nicht mehr die Musik der Menschen, die da klingt, sondern die Musik der Engel. Und die darf nur — und auch nur selten — ein geheiligter Mensch vernehmen. Könnten wir das Klingen der Urpflanze vernehmen, so wäre die Erde ein Paradies.

Aus Lothar Schreyers Buch „Deutsche Landschaft" — eine Naturbetrachtung (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) ist dieser Abschnitt entnommen. In einer gewachsenen Sprache und mit einer tiefen Eindringlichkeit, die geradezu Offenbarung genannt werden muß, kündet Schreyer vom Wesen deutscher Landschaft und dem Zusammenhang des deutschen Menschen mit der Landschaft, sowie den Gestaltungen, die den großen Meistern deutscher Kunst aus dem Geschenk der Landschaft wuchsen. — In die beseligende Nähe dieses schönen Werkes der Heimatschau gehört noch „Waldweben" (die Lebensgemeinschaft des deutschen Waldes in Bildern, von K. Gerhard u. G. Wolff. Hugo Bermühler-Verlag, Berlin, geb. 4.80). Es enthält die schönsten und klarsten Pflanzen- und Tierphotos aus dem Walde der Heimat.

Garten im Winter

Wilhelm Michel

Ich sehe da eben in meinen Garten hinunter. Winterlich durchsichtig, gläsern hell; wie hell nach dem sommerlichen Blätterdunkel! Jetzt liegen die Blätter am Boden, die Blumen haben sich ausgelebt. Die Phantasien der Erde, die Gedichte, die sie mit Farbe und Duft in die überschwängliche Sonne hinaufgeschwärmt hat, — sie sind fort, bis auf einige dürre Reste, in denen die Form zart erlischt. Frei geht das Licht und die helle Kälte durch den Garten. Die Mauern, die man im Sommer vor lauter grünem Dunkel kaum sah, stehen grell und nüchtern und erzählen bloß noch von der Zahl der Quadratmeter Landes, die sie umfassen. Da lachten Kinder, Wasser sprang blitzend über die Gräser. Vögel wohnten in den Büschen; und es war durchaus nicht bloß Poesie fürs Auge, was sich im Garten zusammenwirkte, sondern an den Bäumen und Sträuchern floß eine gute Kraft in Früchte, in Aepfel, die schmeckten wie ein sonniger Herbstmorgen, in Reineclauden, die süß und reif waren wie die Verse von Mörike.

Langmütige Sommerhimmel zogen sich hoch darüber, unvergängliche Sonnen, Wolken aus Jugendland, endlose Abende, die sich tief in die Ruinen der Nacht hineinzehrten und kaum einige Stunden Dunkel stehen ließen.
Aber jetzt erst, da die Bühne leer liegt und da sie alle Dekorationen und flüsternden Soffitten hinausgetragen haben, befällt mich die Erkenntnis, daß wir immer eines versäumten: den Dank.
Ein Vögelchen liegt tot auf der Fensterbank, eine kleine Blaumeise. Es hat die Augen kummervoll geschlossen, die Füßchen gestreckt, wie es sich schickt. Es wiegt ein paar Gramm, eine Kinderhand schließt es ein. Aber das Leben, das Fliegen, das Singen ist fort. Das Herz schwillt vor dem Anblick, aber das Vöglein bleibt, wie es ist, es will von uns nichts mehr wissen.
Es hätte wohl — so sagt mir der Garten winterlich hell und durchsichtig — zur Undankbarkeit der ein Recht, der aus eigenem Können Leben zu stiften vermöchte. Danklos und frei dürfte der leben, der die Blumen heraufrufen und zu dem toten Vöglein sagen könnte: wach auf, Fröhliches, und singe! — der Zauberer, der Unmensch, der Gott. Aber wir können das nicht. Und unser Zugeständnis, daß wir das nicht können, heißt Dank.
Dank — das ist unser Können. Wie war es möglich, das zu vergessen? Im Dank erst bestätigen und befestigen wir das Geschenk. Im Dank erst sind wir dem Leben, das wir nicht stiften können, gewachsen. Denn Schenken besteht aus Geben und Nehmen; und Dank ist ja unser Nehmen; er macht das empfangene Geschenk erst wirklich. Versäumen wir ihn, dann ist alle Gabe an uns vorbeigeschenkt — der ganze schöne Sommer, die Sonnen, die Blumen und die schwarz-goldenen Hummeln an den Kelchglocken.
Ich sehe die Leere im Garten an, die nackten Stämme und Zweige, das welke Gras, die zerfallenen Beete, die kalten Mauern. Aber diese Leere hat eine Kraft der Entzündung. Ich fühle, sie macht etwas in mir glühen. In den Garten, weil er leer ist, strömt etwas aus mir ein und füllt ihn, zauberhaft, bis zum Ueberschwellen: meine Freude, meine Liebe, meine Trauer; mein ganzes Leben. Ich trete ganz in ihn ein. Ich nehme — jetzt erst — das Schwellende, das Duftende und Rauschende mit Willen an meine Brust. In Blumen vergraben, bis über den Scheitel umlaubt und bis ins Herz durchsonnt, halte ich stand und wage das Winterwort: Du, das Schenkende, sei bedankt. Sei geliebt. Sei angelacht von meiner Freude.
Zu deiner Macht stelle ich meine Ohnmacht — und da ist das Leben erfüllt. Da wird die ganze Erde wirklich und dicht. Denn alles, was uns zufällt, bleibt solange unwirklich und gespenstisch, bis wir durch unseren Dank bekannt haben, daß es nicht von uns selber herrührt.
Daß ich dich nicht mehr erwecken kann, das ist das Schönste an deinem gewesenen Leben.
Fahre hin, kleine Blaumeise.

Diese Leseprobe ist entnommen aus Wilhelm Michels schönem Buche „Geliebte Welt" (Darmstadter Buch- u. Kunstverlag, kart. 3.80, geb. 4.80), in dem strahlende Naturverbundenheit zu atmender Wirklichkeit wird. Seelische Bewußtwerdung ist Michels Ziel.

Das Paradies auf Erden

Prof. Dr. Emil Utitz

Zu den heute umstrittensten Fragen zählt die nach Mensch und Kultur, nach der Bedeutung des Menschen und nach der Bedeutung der Kultur. Erfüllt sich das Wesen des Menschen in der Hingabe an die Kultur oder hat im Gegenteil die Kultur dem Menschen zu dienen? Diese Fragen erörtert der bekannte Hallenser Philosoph und Kulturkritiker Prof. Utitz in der Form lebendiger und allgemein verständlicher Meditation in seinem Buche „Mensch und Kultur", das soeben im Verlage von Ferdinand Enke in Stuttgart erscheint. Wir können im Einverständnis mit dem Verlage nachstehend eine anschauliche Probe aus dem interessanten Werk bringen.

Stellen wir uns niedere Tiere vor! Sie leben schlicht ihren Instinkten und Trieben nach. Da ist weiter kein Platz für Kultur. Ihre Instinkt- und

Triebsicherheit bezahlen die Tiere mit dem engen Lebensraum, in dem sie jene festhalten mit eisernen Klammern. Und nun machen wir einmal ein Gedankenexperiment!
Wir brauchten uns um Nahrung, Kleidung, Trank gar nicht zu bekümmern. Wir wären in einem Paradies, einem Garten Eden. Mildes, ewig heiteres Klima fächelt uns wohltuend an. Aus fröhlichen Quellen sprudelt frischer Trank. Reife Früchte locken von den Bäumen. Keine wilden Tiere gefährden unsere Behaglichkeit. Ueppiger, weicher Rasen lädt zur Ruhe. Freundlich begegnen uns alle Gefährten. Keine Schmerzen quälen uns, keine Krankheit bedroht unsere Gesundheit. Aber wie entsetzlich müßten wir gerade in solchem Glücke unter dem Gedanken des Todes leiden, der uns überfallen könnte, heimtückisch wie ein Meuchelmörder? Zu dem Paradiese wäre also auch erforderlich: Fortfall des Todes; ewiges Leben in ewiger Jugend.
Sagen, Mythen, Legenden fast aller Völker umkreisen die Vorstellung eines solchen Paradieses, eines goldenen Zeitalters; und je nach dem Charakter der einzelnen Völker und ihrer Kulturstufe wird diese erträumte Seligkeit ausgemalt. Denken wir aber den Gedanken zu Ende! dann heißt es: Ende des Menschen. Der unsterbliche Mensch, der um seine Unsterblichkeit weiß, ist kein Mensch mehr; ebensowenig der ewig junge Mensch, oder der Mensch, den kein Leid und keine Krankheit anfechten können.
Dabei würde immer noch Entscheidendes zu seinem Glücke fehlen. Er könnte ja ewiges Tier bleiben, in einem dumpfen animalischen Dasein. Nun aber erwacht seine Vernunft. Er fragt nach Wohin und Woher, nach Sinn und Bedeutung. Nur Allwissenheit könnte diesen Durst stillen; und in unwandelbare Güte würde sein Leben sich vollenden. In solcher Vollendung wäre er aber nicht mehr Mensch, sondern vollkommener Engel, ja Gott.
Was lernen wir aus diesem Gedankenexperiment? Situationsänderungen allein schaffen keinen Garten Eden, wenn nicht die Endlichkeit dem Menschen genommen wird. Oder das Licht seiner Vernunft wird gelöscht, und er stößt sich nicht mehr an den Grenzen der Endlichkeit. So entscheidend wichtig Situationsänderungen auch immer sind, so sehr um sie gerade Kultur ringt, es ist eine doch im Aeußerlichen sich verfangende Betrachtung, die schlechthin alles von ihnen erwartet.
Und noch ein zweites lehrt uns das Beispiel: wo Vollkommenheit herrscht, wird der Begriff der Kultur unanwendbar. Das Vollkommene braucht keine Kultur, sie verliert ihren Sinn. Ihre Voraussetzung ist also eine bestimmte Art des Unvollkommenen, angelegt auf Vervollkommnung, aber nicht auf unendliche Vollkommenheit. Ihr Eintritt verabschiedet die Kultur, wie der Gesunde die Krücke fortwirft, die den Lahmen stützte.
Ein allwissender Gott benötigt keine Wissenschaft. Er, der jegliche Wahrheit erschaut, kennt keine Probleme, Methoden zu ihrer Lösung, Hypothesen usw. Er, als der Heilige, bedarf keiner Religion. Vor ihm, dem Besitzer ewiger, unvergleichlicher Schönheit, verblassen die Bilder der Kunst. Er, der Garant aller Sittlichkeit, braucht keine Ethik. Da klafft der unüberbrückbare Abgrund auf zwischen allem Endlichen und der Unendlichkeit; da



Landstreicher mit Buch

erweist sich die tolle Vermessenheit einer Kulturvergottung. Denn in ihr vergottet letzthin der Mensch sich selbst.
Machen wir uns das nochmals an dem Beispiel der Sprache klar, weil uns an der Einsicht in diesen Sachverhalt sehr viel gelegen ist. Hätten wir einen alles durchdringenden Verstand, könnten wir auf die Sprache verzichten. Wir wüßten ohnehin, was die anderen denken, sinnen und fühlen, genau so, wie die anderen dies von uns wüßten. Und auch im Binnenseelischen wäre alles ohne weiteres zu höchster Klarheit aufgelichtet. Die Sprache wäre unnötig. Der unvollkommene, endliche Mensch braucht sie, allein im Reiche der Vollkommenheit findet sie keinen Platz. Ihre Funktion wird sinnlos.
Der Mensch darf mit gutem Recht stolz auf seine Sprache sein, weil sie die Grenzen seiner Endlichkeit sehr weit vorschiebt; aber die Endlichkeit ist es, von der die Sprache zeugt. Es ist ein alter Gedanke, daß all unsere Kultur aus unseren Bedürfnissen herfließt, aus unserer Not. Noch in den höchsten Leistungen der Kultur zittert jener Schrei der Not nach, auch dann, wenn wir ihn nicht hören. Es ist wie mit dem Liede des Dudelsackpfeifers: durch all seine Heiterkeit schluchzt Melancholie. Jeglicher Kultur verbleibt wesensgemäß ein Mal unserer Endlichkeit, unseres untilgbaren malum metaphysicum. Der Mensch sündigt an sich selbst, an seiner eigenen Menschenwürde, wenn er im Rausche der Hybris diese Endlichkeit vergißt, wenn er die letzte Demut von sich wirft und wähnt, Gott zu sein. Aller Stolz des Menschen muß ein menschlicher Stolz sein, all sein Mut ein menschlicher. Denn Tier soll er nicht werden, Gott kann er nicht sein.

Anmerkungen zu neuen Büchern

Albert Daur, Der Weg zur Dichtung. Lesen als schöpferisches Empfangen. Albert Langen—Georg Müller. Leinen RM. 9.—.

Die Gebrauchsliteratur der letzten Jahre hat weithin Sinn und Gefühl für Wort und Sprache verdorben. Die Phrasenhohlheit der öffentlichen Rede aller Lager und Parteien hat das Ihrige dazu beigetragen. Langsam beginnt unter den jüngeren Lehrkräften der deutsche Sprachunterricht sich wieder auf seine eigentliche, weckende Aufgabe zu besinnen. Der Kampf gegen das Oberlehrerdeutsch, gegen die Barbarei des Schulaufsatzes alter Richtung hat erste Schlachten gewonnen. Es gibt wieder das dichterische Element in der Schule. Geöffnetsein für dichterische Botschaft, für die Schöpferkraft des Wortes ist zum guten Teil eine Angelegenheit der Erziehung. Die neue Lehrergeneration wird deshalb Albert Daurs mit tiefer Eindringlichkeit, mit hingebender Liebe und umfassender Sachkenntnis geschriebenes Werk der Anweisung zu schöpferischem Lesen mit Dank begrüßen. Wer es gelesen und erarbeitet hat, der wird wieder begreifen, was eigentlich Lesen heißt, welche Aktivität es erfordert, um die Schaffensströmungen, die innere Absicht des Dichters im Leser gleicherweise erleben zu lassen. Vielfältig und klar sind die Beispiele, die Daur für die Sinngebung der Sprache, die Klangbildung, die Bewegung, Spannung, Steigerung der Wortfolge findet. Beglücken wird den Leser die großartige Entdeckung, die es ihm während der Lektüre dieses herrlichen Werkes wie Schuppen von den Augen fallen läßt, daß er, der Leser, zum tätigen Mitschöpfer des Kunstwerkes werden kann, werden muß.

Wie auf solche Weise der einfache Mensch, der Unproduktive zu einer inneren Produktivität geleitet, zu einer höheren Wirklichkeit über der alltäglichen hinaus erhöht wird, das kündet Daur nicht nur, er beweist es und zeigt jedem, der ernstlich sucht, gangbare Wege dazu.

In jedem Bücherschrank eines lebendig Gebildeten muß künftig Daurs Buch einen guten Platz finden. Karl Rauch

Elisabeth Langgässer. Triptychon des Teufels. Wolfg. Jeß.

Ein Buch „von dem Haß, dem Börsenspiel und der Unzucht". Es sind drei einzelne Stücke in erzählendem Stil, „Mars", „Merkur" und „Venus" benannt, wieder drei Abwandlungen des schaudervollen Themas Nachkrieg und Okkupation: das erste eine Rückerinnerung an die Blutzeit selbst; das zweite eine Vision des Geldtaumels und Inflationsabgrundes jener Jahre; das dritte ein Exempel für das letzte grausige Uebel, mit dem der Sieger im Krieg beschenkt wird: daß für ihn als Liebe nur die käufliche Liebe gilt. In erregender Lebendigkeit, mit gleißenden Farben und in einem gedrängten Stil voll der kühnsten Gleichnisse werden drei Schicksalsvorgänge uns vorgezaubert, und man weiß nicht, wovon man mehr erschüttert wird: von der Realistik oder der Phantastik der Geschehnisse. Schauplatz ist das besetzte Rheinland, in dem die Kriegsfurie noch einmal wütet und sich gleichsam zu Tode rast, in dem die Geldentwertung noch einen anderen Rausch und ein anderes Elend bedeutet als im übrigen Land, und wo der zu Untätigkeit und Laster verdammte Eroberer verkommen läßt und selbst verkommt. Die geladene Atmosphäre, in der die Vorgänge sich abspielen, ist schon dadurch gekennzeichnet, daß in jeder der drei Erzählungen ein grandioser Exzeß vorkommt; in allen drei Verkleidungen wird der Teufel enthüllt: im Bacchanal des „Mars", im Totentanz des „Merkur", in der Orgie der „Venus". Daß alles, was hier geschildert wird, sich auch wirklich begeben hat,

---

Einbanddecken

für Bücherwurm-Jahrgang 17 . . . . RM 1.60
für die Lyrikbogen 1932 . . . . RM 1.60

werden auf Bestellung gern geliefert. Der Ausgabe A des nächsten Heftes (Nr. 3) wird der erste Lyrikbogen 1933 beigelegt werden.

macht unglücklich und läßt einen vor Schreck erstarren; aber, indem es den Kern zu einer Dichtung bildet und in mythische Höhen emporgereckt wird, weitet es den Blick, vertieft die Empfindung und schafft sogar Versöhnung.
Im „Mars" wird die zerstörerische Wirkung des Krieges auf Menschen, die ihn tätig miterlebt haben, dargestellt: der Wirt des Gasthofs „Zum Kappenkerl", ein durch nichts hervorragender und nur auf den Nutzen bedachter Bürger, wird dadurch, daß er das Kriegsspiel auf der Generalstabskarte wiederholt, vom Wahnsinn gepackt, er vergißt Diesseits und Jenseits und richtet seine Frau, die vor ihrer Niederkunft steht, in der wilden Nacht zugrunde. — In der dritten Erzählung, „Venus", sehen wir, wohin die demoralisierende Macht des Triumphes den Triumphator führt: ein gutmütiger und liebevoller Ehemann, französischer Offizier, wird dazu gebracht, seine Frau in der nichtswürdigsten Weise zu verraten, bloßzustellen und preiszugeben. — Am interessantesten und sinnfälligsten wirkt sich die Uebertragung des Mythos auf die Gegenwart in dem Mittelstück des Buches, im „Merkur", aus: gerade das nüchternste und poesieärmste Element, das Geld, wird gleichsam in die Zeit seiner Entstehung zurückgeführt; wir erleben den Tanz um das goldene Kalb, und zugleich sehen wir, wie aus seinem zerstoßenen Metall ein Trank bereitet wird, an dem man stirbt. Emanuel bin Gorion

Hugo Hofmannsthal. Andreas oder die Vereinigten. Fragment eines Romans. S. Fischer. RM. 7.50.
Nach Veröffentlichung der fertig ausgeführten Kapitel dieser unvollendeten Erzählung aus Hofmannsthals Nachlaß in der „Corona" habe ich sie an dieser Stelle gewürdigt. Die Buchausgabe vereinigt das unvergleichlich schöne Fragment, das der kostbarsten deutschen Prosa zuzuzählen ist, mit skizzenhaften Entwürfen und aphoristischen Notizen über die geplante Fortführung des Werks. Die Anlage des Romans versprach, worauf Jakob Wassermann in einem Nachwort hinweist, nichts weniger als einen österreichischen „Wilhelm Meister". Die deutsche Literatur wäre um einen der großen Erziehungs- und Bildungsromane bereichert worden. Wie weit ausgreifend der Bogen geistiger Beziehungen in dem Werk gespannt werden sollte, lassen die aphoristischen Notizen erkennen. Hinter diesen knappen Bemerkungen erblicken wir den letzten Dichter mit universaler, humanistischer Bildung, dem das gesamte geistige Erbe des Abendlandes zum lebendigen, stets gegenwärtigen Besitz geworden war. Die inneren Motive der Dichtung, wie wir sie aus den Entwürfen erkennen, sollten Heranbildung des Helden zu einem höheren Lebensgefühl, Ueberwindung des lebenhemmenden Dualismus zwischen Seele und Körper, das Problem der Persönlichkeitsspaltung und das psychologische Thema: geistiger Zusammenbruch eines reifen Mannes, der vom Leben keine Aufklärung und keine rettenden Offenbarungen mehr erwarten darf, sein. Das Leitmotiv vom ungelebten Leben aus „Tor und Tod" klingt noch einmal an, weicht aber einem positiven Vertrauen auf die formenden Kräfte des Lebens. — Wir danken dem Verlag S. Fischer, daß er dieses Vermächtnis des teuren Toten in würdiger Form herausgebracht hat. Martin Kießig

Siegfried von Vegesack. Das fressende Haus. Roman. Universitas. RM. 6.50.
Obwohl dieser Roman nicht ohne literarisches Bewußtsein und auch nicht ohne literarische Herkunft ist (die Patenschaft Hamsuns spürt man stark), macht er sich doch durchaus den beglückenden Eindruck des Erlebten, des mehr als Leben als aus Wollen Geschöpften. Es muß ein gutes Stück Erlebnis und Bekenntnis in ihm stecken. Ein landflüchtiger Balte kommt nach dem Krieg in einen Marktflecken im bayrischen Wald, bleibt hängen, er weiß nicht wie, kauft ein Haus, ein Grundstück, es entsteht ein Heim, ein Hauswesen, eine Ehe, eine Landwirtschaft, soziale Pläne, am Ende zieht der Mann, nachdem er Haus und Boden, Weib und Kind verloren hat, allein und arm wieder von dannen. Es fehlt diesem

Balten nicht an Kraft, an Geist, an schönen Gesinnungen, aber nicht sie geben dem Buch Wert und Gepräge, sondern die intimen Erlebnisse des Gärtners, des Bauern, des Viehzüchters und des jungen Eehemanns. Das Zusammenleben von Mann und Frau, Magd, Handwerkern, Hund, Ziege, Kuh und Schwein ist schön und reich geschildert, hier ist jedes Bild wahr und vollkommen, nichts erfunden, nichts dazugetan. Hermann Hesse

Karl Bloßfeld. „Wundergarten der Natur." 120 Bildtafeln. Verlag für Kunstwissenschaft.

Es ist wohl noch vielen in Erinnerung, welches Aufsehen Bloßfelds erstes Buch erregt hat. Die „Urformen der Kunst" wirkten auf die meisten Beschauer als eine phänomenale Erleuchtung. Wie Schuppen fiel es einem von den Augen, und man lernte einsehen, wie wenig man doch bisher das Schlichteste: Die Natur zu sehen gelernt hatte. Ehrfurcht vor dem Wunder: Natur stieg im Menschen auf. Nun beschenkt uns Bloßfeld mit einem neuen Band seiner unvergleichlichen, vergrößerten Pflanzenbilder. Es sind nur **schlichte Photos:** vielfach vergrößerte Aufnahmen von Blüten, Samen, Stengeln, Aesten usf. Aber das Wie ist entscheidend! Das Wunder, das durch diese Bilder vor uns hingezaubert ist, das dasteht, und Ehrfurcht vom Beschauer fordert, ist das Einzigartige dieses Buches, das auch die „Urformen der Kunst" noch übertrifft. Es lohnt noch, ein Mehrfaches des Preises für ein paar neue Romane auszugeben, denn der Reichtum, den der Mensch aus diesem Buch gewinnen kann — für seine Seele —, ist ungeheuer. Bloßfeld weiß, daß Worte hierbei nichts vermögen, drum hat er wie ein Weiser neben einem Motto Goethes (nachstehend) nur wenige Zeilen dazu geschrieben:

Goethe: „Wärt ihr, Schwärmer, imstande, die Ideale zu fassen,
O, so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.
Wärt ihr, Philister, imstande, die Natur im großen zu sehen,
sicher führte sie selbst euch zu Ideen empor." Karl Heidkamp

E. C. Conte Corti. Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo. Inselverlag. RM. 8.—.

Das amüsante Buch berichtet auf Grund treuen Quellenstudiums mit Geschick, doch ohne literarisch bedeutend zu sein, die Geschichte der Spielbanken von Homburg und Monte Carlo und die ihres Gründers Fr. Blanc. Wieder einmal habe ich versucht, den eigentlichen Motor eines solchen Lebens zu verstehen, und bin gescheitert. Um Hunderttausende zu erwerben, und um dann aus den Hunderttausenden in arbeitsamen und sorgenvollen Jahrzehnten Millionen und wieder Millionen zu machen, bringt ein strebsamer kluger Mensch mühsame Jahre hin, aus Freude am Gründen und Unternehmen, in ewiger Abhängigkeit bedrückendster Art von Behörden, Geldgebern, öffentlicher Meinung und Gesetzgebung, mißtrauisch gegen Angestellte, Tag und Nacht wachsam, niemals frei und fähig für Lebensgenüsse, welche uns anderen Spaß machen würden. Ich bin in sein Geheimnis nicht eingedrungen, habe aber sein Leben mit mancher Belehrung gelesen, und nebenbei Interessantes aus der Kulturgeschichte und Psychologie des Hasardspiels erfahren. Vermißt habe ich eine wirkliche Einordnung des Themas in die Geschichte des Kapitalismus nach heutigen soziologischen Methoden. Das Werk ist übrigens reich mit hübschen Abbildungen geschmückt. Hermann Hesse

Das deutsche Gesicht*)

Dieser Roman der deutschen Irrfahrt wandelt die Frage nach dem deutschen Gesicht mit eindringlicher Wendung in die Mahnung zur sittlichen Selbsterziehung aus der Fülle eingeborener Kräfte. Er wird zum schönen, hohen Liede der immer wieder fruchtbar sich durchsetzenden, deutschen Selbsterkenntnis, aus der letzten Endes alle deutsche Tapferkeit stammt. Er wird zum Wendepunkt des inneren deutschen Wiederaufstiegs: Ein glückhaftes Denkmal eines auch im Heroischen sich nicht erschöpften deutschen Schicksals. (Münchner Neueste Nachrichten.)

*) Hermann Eris Busse, Hans Fram, Das deutsche Gesicht. Roman. Geheftet 4.—, Leinen 5.80 RM. Paul-List-Verlag, Leipzig.

Kröners Taschenausgabe

Vor kurzem hat der Verlag Alfred Kröner den hundertsten Band seiner „Taschenausgabe"-Sammlung vorlegen können. Die wesentliche Erweiterung dieser in vieler Hinsicht verdienstvollen Sammlung fällt in die Nachkriegszeit, und das jetzige Jubiläum gibt allen Anlaß, dem Verlag zu danken, daß er keine Mühe gescheut hat, die Fortführung und Vervollständigung dieser seiner bekanntesten Arbeit trotz der Zeit sicherzustellen.
Mindestens eben so sehr darf gerade heute gewürdigt werden, daß bei der Anlage und Zusammenstellung der Publikation der Verlag auf eine irreführende Einseitigkeit verzichtet hat. War die Aufgabe gestellt, eine umfassende Einsicht in solche Werke zu geben, die das deutsche Geistesleben entscheidend beeinflußt haben, oder die als ein repräsentativer Ausdruck desselben anzusprechen sind, so mußte es mehr als billig sein, neben Jakob Burckhardts genialen großen Arbeiten auch Karl Marx mit seinen Standardwerken vollgültig sprechen zu lassen. Oder dem Franzosen Rousseau, dem Holländer Spinoza, dem Engländer Spencer einen gebührenden Platz anzuweisen. Und wie die großen Romantiker der deutschen Selbstbesinnung, Schleiermacher, Fichte, Adam Müller zu Wort kommen, so finden sich auch die Hauptvertreter einer rationalistischen Betrachtung ein, Feuerbach, David Fried. Strauß, Haeckel.
Zwei Große der Antike charakterisieren die vorwiegend historische und philosophisch-soziologische Note der ganzen Sammlung: Platon, in einer Auswahl, und Plutarchs unerschöpflicher Reichtum seiner Biographien. In zwei Erneuerungen verrät sich wohltuend die sorgsame Hand des verantwortlichen Herausgebers, in Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit und in Erwin Rhodes „Psyche", der unvergänglichen Meisterdarstellung des griechischen Kultes. Erkennen und Problematik der Moderne ist in verschiedenen Werken zur Würdigung gelangt, von denen besonders erwähnt zu werden verdienen Raoul H. Francé's „Bios" und Heinz Potthoffs „Arbeitsrecht". Und wenn die Bedeutung der „Taschenausgaben" durch eine Leistung unterstrichen werden kann, so liegt sie darin, einem größeren Kreis die Weisheit Friedrich Nietzsches näher gebracht zu haben. Technisch sind Werk und Erfolg gewährleistet durch eine musterhafte Ausführung und eine Preisgestaltung, die es wirklich möglich macht, die Sammlung zu sammeln; Hand in Hand mit der Bemühung, trotz des Taschenausgabenformats möglichst wenig mit Auswahlen und Kürzungen zu arbeiten, sondern das ungekürzte Original in seiner genialen Einmaligkeit an den Leser heranzubringen.
Die Mühen des Verlags heute bei der Herausgabe des hundertsten Bandes zu rühmen, darf aber einen Dank einschließen für die vorbildliche und kritische Arbeit des literarischen Leiters und verantwortlichen Sachwalters der Publikation, einen Dank an Rudolf Marx.

Carl Rothe

Wilhelm Hausenstein. Europäische Hauptstädte. Eugen Rentsch. Leinen 8.50.

Reiselustig ist der Deutsche bekanntlich sehr. Nach dem Grunde für diese Lust befragt, wird einer antworten: weil ihm das, was er im Lande hat, aus einem hochzuschätzenden Wunsch zum Vergleichenkönnen und zu einer großen Bildung nicht genügt. Der andere wird sagen: weil er aus einer zu verdammenden Maniriertheit und einer Sucht nach Allgemeinbildung die Schönheiten des Auslandes sehen muß, ohne dabei die Museen seiner engsten Heimat zu kennen. Beide haben Recht. Der erste wird an Wilhelm Hausensteins Buch denken, und der andere an viele, viele andere. Auch für diese vielen, vielleicht gerade für sie, ist dieses Buch geschrieben; um eine Vorbildung zu geben von dem, was einen erwartet, wenn er eine dieser Städte besucht. Und zur Kompensation des Baedeker ist es geschrieben, der,

von allzuviel Sachkenntnis getrübt, den Beschauer an den wahrhaftigen Schönheiten unbeeindruckt vorüberführt. Wir dürfen uns heute nicht damit begnügen, einen Vormittag im Sturmschritt durch den Louvre zu rasen. Das Pariser Café ist für das wache Auge viel entscheidender und aufschlußreicher als der sture Besuch eines Museums, das vielleicht in keiner Weise typisch für diese Stadt ist. Solches sollen wir nur wissen, wenn wir reisen, und uns gegenseitig untereinander darauf aufmerksam machen. Kontakt mit den Menschen wollen wir, um sie anzuerkennen oder abzulehnen, jedenfalls: um von ihnen zu lernen und sie zu verstehen. So können wir an uns politische Arbeit leisten, die hundertmal aufgewogen wird von allen „Sehenswürdigkeiten". In diesem Sinne ist das Buch geschrieben: voll Verständnis für Farbe und Form der jeweiligen Bevölkerung und voll von Liebe zu den wahrhaftigen wenigen großen Schönheiten, die man nicht ihrer internationalen Beliebtheit wegen besucht, sondern von deren Bild man im Tiefsten erschüttert ist. Ganz selbstverständlich, daß der Verfasser durch die vielfach geschichtliche Anlage und durch sein reiches Wissen den Städten zeitlose und wertvolle Bilder ihrer selbst gibt.
Welch schöner Gedanke: jetzt noch einmal nach Paris zu fahren und manches Fremde mit seinem Blick zu schauen, all die vielen kleinen Eigenarten. W. Wulsten

Der „Kleine Meyer" vollständig

Diese Nachricht wird weite Leserkreise ebenso erfreuen und interessieren wie den kritischen Zeitbeobachter. Denn in diesem dreibändigen Lexikonwerk*) des Bibliographischen Instituts sind einige Kunststücke vollbracht, deren Gelingen mancher Erfahrene bei der Ankündigung mit Zweifel gegenübergestanden haben mag. Der Verlag wollte auf knappem Raum ein Werk bieten, das „nicht nur kurze Wort- und Begriffserläuterung, sondern eine Zusammenschau unseres Weltbildes" geben und — der heutigen Geldknappheit Rechnung tragend — ein vielbändiges Riesenlexikon ersetzen soll. Dieser Versuch ist tatsächlich im Rahmen des technisch Möglichen geglückt. Schon ein flüchtiges Durchblättern des reich ausgestatteten Werkes, das übrigens von der Deutschen Buchkunststiftung zu den 50 schönsten Büchern des Jahres gezählt wird, zeigt, daß hier eine völlige Neuschaffung eigenster Art vorliegt. Dieses Lexikon ist wirklich mehr als ein reines Nachschlagewerk. Es ist ein Zeitdokument tieferen Sinnes. Es bringt nicht nur die neuesten Geschehnisse — selbst die Reichstagswahlen vom 6. November 1932 sind kartographisch und textlich gewürdigt — es ist Zeitspiegel, der mittels zahlreicher großer Sammelartikel an die Wurzeln unseres täglichen Lebens greift, — der gleichsam immer erneut die Entwicklungslinien aufweist, die unsere Gegenwart formen. Man hat hier also beides: sehr knappe, aber klare Auskunftsstichwörter und viele äußerst aufschlußreiche, größere Artikel, die so manches Werk unserer vielen deutschen Spezial- und Fachbücherreihen ersetzen mögen. Bereits äußerlich wird unser gesamtes „Wissenschaftssystem" durch die verschiedene Länge der Artikel sichtbar. Wir erkennen, daß die Schriftleitung nach dem gleichen Grundsatz handelte, nach dem die Wissenschaft im Grunde auch verfährt. Man kann jede Wissenschaft als eine Art geistiges „Bohrloch" für sich auffassen. Aber die Tiefe des Bohrens ist verschieden, je nach den menschlichen Bedürfnissen. Die die Malaria übertragende Anopheles ist z. B. viel intensiver erforscht als manches andere, zoologisch vielleicht reizvollere Insekt. Die Lebensnähe gibt den Standort für unser geistiges Schaffen, — sie war offenbar auch höchste Richtschnur für „Meyers Kleines Lexikon". In großen Querschnitten wird der Leser durch die Stil- und Zeitepochen geführt bis zum „Weltbild der Gegenwart", lernt er, nun wiederum besonders unter kultur- und wirtschaftsgeographischem Gesichtspunkt, die Länder der Erde kennen wie die weiten komplizierten Bereiche der Technik, die wandelnden Anschauungen der Physik, die bunte Welt alles dessen, was da kreucht und fleugt. Insgesamt

3500 Abbildungen, 121 Karten und 172 Tafeln unterstützen sehr eindrucksvoll den Text. Und wer außerdem noch einen umfassenden Atlas mit ausführlichem Register bei der Lektüre benützen möchte, erhält diesen als 4. Band zu dem gleichen niedrigen Preis mitgeliefert. Jeder Band des Werkes kostet in Ganzleinen nur 23 RM., in Halbleder nur 26 RM., bei Rückgabe eines alten Lexikons (s. u.) sogar noch weniger.

*) Meyers Kleines Lexikon. Achte, gänzlich neu bearbeitete Auflage 1931/32. 3 Bände und 1 Atlas-Band. 70 000 Stichwörter und Artikel mit rund 3500 Textbildern, 293 großen, z. T. mehrfarbigen Tafeln und Karten; der Atlas-Band enthält außerdem 238 Haupt- und Nebenkarten. Jeder Band in Leinen 23 RM., in Halbleder 26 RM., bei Rückgabe eines nach 1892 erschienenen 2—4bändigen Lexikons in Leinen 20.50 RM., in Halbleder 23.50 RM.

Jahresende

Zieh hin, betrübtes Jahr, zieh hin mit meinen Schmerzen,
Zieh hin mit meiner Angst und überhäuftem Weh,
Zieh soviel Leichen nach. Bedrängte Zeit, vergeh,
Und führe mit dir weg die Last von diesem Herzen!
O Herr, vor dir ist ja ein Jahr Geschwätz und leeres Scherzen,
Sinkt meine Zeit nicht hin wie ein verschmelzter Schnee?
Soll ich, da ich der Sonne gleich in Mittagshöh,
Schon untergehn, gleich ausgebrannten Kerzen?
O Herr, es ist genug geschlagen,
Angst und Ach genug getragen,
Schenke mir doch etwas Frist, daß ich mich recht bedenke,
Schenk, daß ich der Handvoll Jahre
Froh werd einst vor meiner Bahre,
Mißgönne mir doch nicht dies liebliche Geschenke.

Andreas Gryphius, 1616—1664

Hinweis: Diesem Heft des „Bücherwurm" liegt ein Weihnachtsbücherprospekt des Verlages Albert Langen — Georg Müller bei, dessen reichen Inhalt wir der besonderen Beachtung empfehlen. Jeder findet darin fürs alte und neue Jahr wertvolle Bücher für sich selber und solche, die er verschenken kann. Ferner verweisen wir empfehlend auf den ebenfalls beiliegenden Prospekt der Raabe-Stiftung, München, deren Werk nachdrückliche Unterstützung verdient.

Panoptikum des Bücherwurm

Wer ist der größte lebende Lyriker?

Marieluise Fleisser, die Verfasserin der „Pioniere um Ingolstadt", jenes Schauspiels, das vor Jahren einen Theaterskandal verursachte, hat ihn entdeckt. Er heißt Hellmut Draws-Tychsen, und man erzählt mir, daß Marieluise Fleisser ihn geheiratet habe.
Jedenfalls schreibt sie folgenden Hymnus auf seine „Nordischen Gedichte" (Auslese eines Jahrzehntes, erschienen in der Danziger Verlags-Gesellschaft): „Diese strenge und einsam dastehende Lyrik scheint mir weniger aus dem Gefühl herzukommen, denn aus dem Willen — etwas nur selten in Deutschland Mögliches. Sie verbindet die elegante Haltung des Fechters mit dem raumtiefen Schmerz des Weisen, der Logik des Mathematikers und dem weltbewegenden Takt des Komponisten. Sie ist eigenwillig, drahtig, zuweilen arrogant, oft grotesk, aber immer frisch und lustvoll kämpferisch, ohne den leisesten Hauch der Verwesung. Sie knüpft unmittelbar an die charaktervolle griechische Lyrik an, die tausendjährigen Atem hat und heute noch weltverändernd und eminent politisch ist. Die ursprüngliche Begabung des Lyrikers Draws-Tychsen erweist sich schon daraus, daß jedes Gedicht seinen eigenen, noch nie dagewesenen und überzeugenden Rhythmus hat. Im Prinzip muß ich nach langer Zurückhaltung und ernster Erwägung mich dazu bekennen, daß ich Hellmut Draws-Tychsen unbeschadet dessen, daß er als Neutöner heute eher abstoßend wirkt und in seinem Werte noch nicht allgemein erkannt wird, für den überhaupt größten lebenden Lyriker halte. — —"
Der überhaupt größte lebende Lyriker? Ich enthalte mich jeden Urteils und überlasse es dem Leser, selbst Stellung zu nehmen, nachdem er die folgende Probe aus den „Nordischen Gedichten" gelesen hat:

Ging eine Maid zum Weiher
In hauchigem Gewand
Und löste den dünnen Schleier
Mit weißer schmaler Hand.

Stand eine Maid am Wasser
Wie Birken rank und rein,
Ihr Leib war blütenblasser
Denn Maienblümelein.

Schwamm eine Maid in Wellen,
Ein seltener Fisch im Teich,
Die Hände zweien Kellen
Aus Alabaster gleich.

Auch Friederike Kempner wurde von ihren Verwandten für die „größte Lyrikerin" gehalten . . . .
Reuchlin

Nachtrag

Unmittelbar vor Redaktionsschluß dieses Heftes beendete ich die Lektüre des neuen großen Romanes von Jacob Kneip, Porta Nigra oder die Berufung des Martin Krimkorn. (Paul List, geb. 6.80.) — Das ist in der volkhaft saftigen Sprache des geliebten rheinischen Dichters wohl eines der allerschönsten und reifsten Bücher des Jahres: die verinnerlichte Geschichte vom Werdegang eines Bauernjungen voll Heimatschönheit und Trunkenheit rheinischen Landes, Leidenschaft rheinischer Menschen, des Wachsens aus Vatershause in Vorbereitung zum priesterlichen Beruf. Ein Beispiel jungmännlicher Entfaltung so lauter, so wach, so nach innen lauschend, wie unser Schrifttum es lange nicht mehr gekannt hat. Im edelsten Sinne ein pädagogisches Buch, geschrieben von einem wirklichen Dichter.
Karl Rauch

Eine Auswahl neuer Bücher

Nachstehend verzeichnen wir nach Sachgebieten geordnet die Titel wichtiger Neuerscheinungen der letzten Wochen. Diese Liste erscheint künftig in jedem Heft. Die beigefügten Sätze sind sachliche Charakteristiken, keine kritischen Werturteile.

Romane und Novellen

Ammers-Küller, Jo van, Der Apfel und Eva.
Schünemann. 5.50. Die Sehnsucht der modernen Frau nach geistiger und beruflicher Freiheit, und zugleich nach Liebe und Mutterschaft.

Bauer, Jos. Martin, Die Salzstraße.
Piper. 5.80. Eindringen der modernen Industrie in das alte Dorf.

Bauer, Walt., Die notwendige Reise.
Cassirer. 4.80. Geschichte eines jungen Bürgers, den der Krieg aus Existenz und Heimat treibt.

Bennett, Arnold, Konstanze und Sophie oder Die alten Damen.
Piper. 12.—. Das Meisterwerk Bennetts — die englischen Buddenbrooks.

Bojer, Johan, Der Verstrickte.
Erzählungen. C. H. Beck. 4.80. Nordische Landschaft, nordische Menschen schicksalhaft verbunden.

Breitbach, Josef, Die Wandlung der Susanne Dasseldorf.
Kiepenheuer. 7.50. Rheinischer Humor und Sinnlichkeit der Nachkriegsjugend.

Dörfler, Peter, Um das kommende Geschlecht.
Grote. 6.50. Abschlußband der dörflichen Trilogie.

30 Neue Erzähler des Neuen Deutschland.
Herausgegeben von Wieland Herzfelde. Malik. 3.75. Revolutionäre junge Prosa.

Eggebrecht, Axel, Junge Mädchen.
Dietrich Reimer. 4.80. Schilderungen, Aufzeichnungen, Betrachtungen, dazu 32 herrliche Mädchenbildnisse von Hedda Walther.

Ehrenburg, Ilja, Moskau glaubt nicht an Frauen.
Malik. 4.80. Entscheidende Auseinandersetzung mit Paris.

Feuchtwanger, Lion, Der jüdische Krieg.
Propyläen. 5.—. Historischer Roman zwischen Jerusalem und Rom.

Flake, Otto, Die Französische Revolution.
Hesse & Becker. 7.50. Thomas Mann schreibt: Von meisterhafter Klarheit und Präzision.

Fleisser, Marie Luise, Andorranische Reiseabenteuer.
Kiepenheuer. 3.80.

Fleuron, Svend, Mit dem Stöberhund durch Wald und Heide.
Dieberichs. 4.80.

Galsworthy, John, Blühende Wildnis.
Zsolnay. 6.50. Ein Liebesroman, wie Galsworthy ihn seit „Jenseits" nicht geschrieben hat.

Gmelin, Otto, Sommer mit Cordelia.
Diederichs. 3.80. Vater und Tochter, die einander fremd, im Gedenken an die Mutter sich finden.

Green, Julien, Treibgut.
Kiepenheuer. 6.50. Die erschütternde Geschichte einer ungeheueren Leidenschaft in der wundervollen Landschaft um Paris.

Hamsun, Marie, Die Langerudkinder wachsen heran.
Langen/Müller. 4.50. Noch sind die „Helden" dieser Erzählungen echte Kinder, an deren seliger Torheit eine Mutter innige und gerührte Freude hat.

Jacob, Heinrich Eduard, Ein Staatsmann strauchelt.
Zsolnay. 3.80.

Kneip, Jakob, Porta Nigra oder die Berufung des Martin Krimkorn.
Paul List. 6.80.

Kramp, Will, Die ewige Feindschaft.
Diederichs. 6.50. Junge Menschen, Freundschaft und Liebe und die ewige Frage nach dem Leid in der Welt.

Lawrence, D. H., Lady Chatterley und ihr Liebhaber.
E. P. Tal. 7.50. Es geht dem Dichter um das Naturhafte, das schlicht und gut ist in seiner starken reinen Unverdorbenheit.

Lederer, Joe, Bring mich heim...
Universitas. 5.50. Ein Liebesroman. Das lebensbejahende Gegenstück zu „Musik der Nacht".

Lothar, Ernst, Kinder.
Erste Erlebnisse. Zsolnay. 5.80.

Mann, Heinrich, Ein ernstes Leben.
Paul Zsolnay. 7.—.

Muschler, Reinhold Conrad, Die Tänzerin Jehudi.
Paul Neff. 5.80. Der Widerstreit zwischen Künstler und Mann, die Sehnsucht nach höchster Vollendung und Befreiung.

Naso, Eckart v., Seydlitz.
Velhagen & Klasing. 4.—. Der Roman des Reitergenerals und seiner Zeit.

Neumann, Robert, Unter falscher Flagge.
Zsolnay. 4.80. Ein parodistisches Lesebuch für Fortgeschrittene.

Rendl, Georg, Darum lob ich den Sommer.
D. V. A. 3.80. Die Berge und Seen der Landschaft am Mondsee geben der Erzählung den schönen Rahmen und die leuchtenden Farben.

Salten, Felix, Simson.
Das Schicksal eines Erwählten. Zsolnay. 3.60.

Schickele, René, Himmlische Landschaft.
S. Fischer. 4.80. Eine ästhetische Reise durch das Elsaß. Mit 20 Zeichnungen von Hans Meid.

Scholz, Wilhelm von, Die Pflicht.
Paul List. 2.80. Das Motiv der vaterländischen Haltung in novellistischer Meisterprosa.

Traven, B., Der Karren.
Universitas. 5.—. Mexikanischer Volksroman.

Ullmann, Regina, Vom Brote des Stillen.
Eugen Rentsch. 4.—. Seltsame Poesie, in den einfachsten Formen etwas völlig Unbegreifliches zu enthalten.

Wehner, Joseph Magnus, Die Wallfahrt nach Paris.
Langen/Müller. 5.50. Ein alle nationalen Gefühle aufreißendes Werk, das in einer Satire gipfelt, das deutsche Schwachheit ebenso geißelt, wie sie polnische Brutalität und französischen Uebermut bloßstellt.

Politik und Geschichte

Banse, Ewald, Raum und Volk im Weltkriege.
Stalling. 5.80. Ein Abriß der Wehrwissenschaft und eine nationale Lehre für unser Volk.

Chapiro, Joseph, Gespräche mit Gerhart Hauptmann.
S Fischer. 6.50.

Cohen-Portheim, Paul, Die Entdeckung Europas.
P. Neff. 6.50. Nur in einem neuen Erwachen der europäischen Staaten sieht der Verfasser den Weg für eine Renaissance Europas.

Elbogen, Paul, Verlassene Frauen.
Rowohlt. 6.80. Ergreifende Frauenschicksale, Arabesken der Weltgeschichte.

Essad, Bey, Mohammed.
Kiepenheuer. 8.50.

Erinnerungen und Gedanken des Botschafters Anton Graf Monts.
Hrsg. v. Karl Friedrich Nowak u. Friedrich Thimme. Verlag für Kulturpolitik. 16.80.

Fried, Ferdinand, Autarkie.
Diederichs. 4.60. Der Plan einer nationalen Wirtschaftsgestaltung, der den Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes Rechnung trägt.

Haken, Bruno Nelissen, Stempel-Chronik.
Hanseat. Verlag. Kart. 7.50. Keine romanhafte Erzählung, sondern die Schwere der deutschen Arbeitsnot, aber auch der unverwüstliche Lebenswille der 6 Millionen.

Jünger, Ernst und Schultz, Edmund, Die veränderte Welt.
Korn. Kart. 5.50. Die Weltgeschichte unserer Epoche, die einen geistigen Umsturz von bisher ungeahntem Ausmaß brachte.

Reibnitz, Kurt von, Freiherr, Im Dreieck Schleicher—Hitler—Hindenburg.
Männer des deutschen Schicksals. Carl Reißner. 4.80.

Spengler, Oswald, Deutschland in Gefahr.
C. H. Beck. 2.80.

Spengler, Os., Politische Schriften.
C. H. Beck. 4.80. Volksausgabe.

Spranger, Eduard, Volk, Staat, Erziehung.
Quelle & Meyer. 5.—.

Sforza, Graf Carlo, Die feindlichen Brüder.
S. Fischer. 8.50. Franzosen und Deutsche, ist diese Bruderfeindschaft unheilbar?

Von Scharnhorst zu Schlieffen. 1806 bis 1906.
Hundert Jahre preußisch-deutscher Generalstab. Zusammengestellt von Generalleutnant a. D. von Cochenhausen. Mittler & Sohn. 15.—. Die ruhmvolle Geschichte des deutschen Generalstabs.

Zweig, Stefan, Marie Antoinette.
Insel. 8.50. Menschlich verständnisvolle Biographie der Königin.

Weltanschauung

Benn, Gottfried, Nach dem Nihilismus.
Kiepenheuer. 4.25.

Dimnet, E., Die Kunst des Denkens.
Herder & Co. 4.60. „So richtig als möglich denken — so weise als möglich zu lehren“ ist die Absicht des Buches.

Hauptmann, Gerhart, Um Volk und Geist.
S. Fischer. 6.50. „Das höchste Ziel winkt auf dem Wege der Humanität und auf diesem sind ganz allein die Künste des Friedens Wegbahner.“

Kassner, Rudolf, Physiognomik.
Delphin. 8.50. Eine allgemeine physiognomische Lehre, erläutert von Bildnissen berühmter Männer.

Künkel, Hans, Das Gesetz deines Lebens.
Diederichs. 5.40. Die schöpferischen Wachstumskräfte im Menschen als Eigengesetz der Persönlichkeit.

Ortega Y Gasset, José, Ueber die Liebe.
D. V. A. 5.25. Alle diese Aufsätze zeigen die Eleganz und die Leichtigkeit der Feder Ortegas auf und sind erfüllt von dem Reichtum seiner Gedanken.

Naturbücher

Berg, Bengt, Meine Jagd nach dem Einhorn.
Rütten & Loening. 6.50. Wieder herrliche Momentaufnahmen und Schilderung der letzten Expedition.

Glaser, Kurt, Amerika baut auf.
Cassirer. 3.80. Es wird versucht, aus vielen Einzelzügen ein Bild des Landes, das auf so erregende Weise anders als unser alter Erdteil, zu zeichnen.

Der Volks-Brehm.
Biblio. Inst. 7.80. Die ganze Tierwelt in einem Band mit 59 teils farbigen Bildtafeln.

Kunst

Haman, Rich., Geschichte der Kunst.
Th. Knaur. 4.80. Von der frühchristlichen Kunst bis zu unserer Zeit, mit großem Bildmaterial.

Herausgeber und Schriftleiter: **Karl Rauch, Berlin-Zehlendorf-West,** Winterfeldstr. 11, Ruf 1302. — Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, Berlin W 15, Lietzenburger Straße 38, I, Ruf Oliva 7098.

Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfennige, Jahresbezug bei 12 Heften M. 5.80. — Ausgabe S mit auf Bütten gedruckten und handsignierten Beilagen von Lyrik- und Prosaproben Jahresbezug M. 60.—. — Die Ausgabe B ist im regulären Verkauf nicht zu haben.

Für die Tschechoslowakei und Oesterreich Herausgeber und verantwortlich Ed. Kaiser, St. Georgenthal b. Warnsdorf, Verwaltung Niedergrund b. Warnsdorf.

Gedruckt bei Buchdruckerei Wächter B, Teplitz-Schönau, Eichwalder Straße 17.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1933 • 18. Jahrgang • Heft 3

Volk und Geist

Leopold Ziegler

Wo steht eigentlich Deutschland hundert Jahre nach Goethes Tod? Wie hat es mit Goethes ungeheurem Erbe geschaltet? Brennende Fragen, wahre Gewissensfragen, die heute zu stellen trotzdem noch verfrüht wäre. Denn gesetzt, bei Einzelnen und bei Völkern sei Krankheit stets nur ein Heilungsversuch der Natur, — welcher Kranke kann seine Krankheitsgeschichte just während der heftigsten Delirien aufzeichnen?

Was unsere Hoffnung auf einen günstigen Ausgang dieses Heilungsversuches leider sehr herabsetzt, ist die verstockte Weigerung des Patienten, einen Arzt zu Rat zu ziehen. Das gegenwärtige Deutschland hat nicht nur medizinisch seine Zuflucht zum Kurpfuschertum genommen. Es hat auch sonst, was durchaus hierher gehört, den „Geist" in jeder Form geächtet, indem es sich mit der Hemmungslosigkeit des Ekstatikers den Urmächten des Lebens überantwortet: Blut, Trieb und Erbmasse (oder Rasse)! Mit Inbrunst von Millionen von Volksgenossen heraufbeschworen, geriet also das Blut in Gärung, beginnt der Trieb den Sinn zu vernebeln, wird Erbmasse als Schicksal gepriesen oder verdammt, jedenfalls aber als Schicksal vergötzt. Daß das Volk mit diesen Urmächten seine Erfahrungen machen wird, kann desto weniger ausbleiben, als es sich ihnen ausliefert, ohne die Gegenmächte zuzulassen. Die Gegenmächte, sage ich, die bisher überall walteten, wo Blut, Erbmasse und Trieb vom Geiste her gebändigt und gestaltet wurden. Indem ich das grenzenlos verlästerte Wort „Geist" in den Mund nehme, meine ich übrigens dasselbe unteilbare Ganze von Pneuma und Nous, von spiritus und intellectus, welches der junge Goethe, wir werden es hier sehen, seinerseits als Geist aufgefaßt zu haben wünscht. Ringt aber das Volk, einstweilen unter verbissenem Ausschluß heilender

Seelenkräfte, auf Leben und Tod mit seiner Krankheit, so gewinnen die wenigen, die nicht gegen den mißverstandenen Geist Amok laufen, ihre Freiheit wieder: so ist es ihnen wieder erlaubt, wie früher mit den goldenen Bällen zu spielen! Solange sie wähnten, ihnen sei auferlegt, das Volk vom Abgrund zurückzureißen; solange sie verkannten, daß gewisse Geschichtsabläufe unabwendbar sind und nicht einmal aufgehalten oder gebremst werden dürfen, — solange glaubten sie sich vordringlich mit der Not der Stunde befassen zu müssen. Diese Bereitschaft, im Sturmzeichen gemeinsamer Bedrohtheit sogar auf das geistige Eigenleben zu verzichten, hat sich als abwegig und nutzlos erwiesen, weil in der „organisierten" Gesellschaft von heute mit ihren Gruppenmächten der geistige Mensch keine Stelle hat, — keine Stelle, obschon der totale Leerlauf aller Organisationen wahrlich kein Geheimnis mehr ist. Was aber das sogenannte Volk betrifft, wäre vielleicht eine neue Lehre vom *populus absconditus* zu stiften, — so fern und schwer zu fassen ist das Volk...

Die vorstehenden Sätze sind aus dem Vorwort zu Leopold *Zieglers* kürzlich erschienener Broschüre „*Zwei Goethereden und ein Gespräch*" (Koehler & Amelang, kart. 2.— RM) entnommen. Ziegler wendet sich abseits aller lärmenden Tageskämpfe an alle jene Geistigen unseres Volkes, denen Tiefe der volkstümlichen Verknüpfung und Weite des Blicks die Freiheit gibt, den oberflächlichen Verlockungen der Tagespolitik nicht zu erliegen. Ihrem Dienste am „Ewigen Reich der Deutschen" richtet Ziegler in diesen beiden Reden neu das Maß durch die Gestalt Goethes, dieser bisher einzigen Erfüllung deutscher Möglichkeit und Berufung.

Leopold Zieglers Schriften sind jetzt alle im Verlag Koehler & Amelang vereint und im Preise stark herabgesetzt:

Das Weltbild Hartmanns. Geh. 2.70.
Florentinische Introduktion. Gzl. 2.70.
Gestaltwandel der Götter, 2 Bände, Geh. 12.— Mk., Ganzl. 15.— Mk., Halbleder 17.— Mk.
Der ewige Buddho. Geh. 5.— Mk., Ganzl. 7.— Mk.
Das heilige Reich der Deutschen. 2 Bd. Geh. 12.— Mk., Gzl. 15.— Mk.
Zwischen Mensch und Wirtschaft. Geh. 4.— Mk., Gzl. 6.— Mk.
Magna Charta einer Schule. Geh. 4.—, Gzl. 6.— Mk.
Der europäische Geist. Steifgeh. 2.50.
Fünfundzwanzig Sätze vom deutschen Staat. Steifgeh. 1.50 Mk.
Dienst an der Welt. Steifgeh. 1.— Mk.

Erinnerung an David Herbert Lawrence

Hermann Hesse

Drei Bücher erinnerten mich in letzter Zeit an Lawrence, den zarten und feurigen Dichter, der in so schweren Konflikt zu seinem England und zu seiner Zeit geraten ist, und der diesen tödlichen Konflikt einige Male in wunderbaren Dichtungen gestaltet, einigemale in heftigen Anklagen dokumentiert hat. Aus den Dichtungen (unter denen ich am meisten den „*Regenbogen*" und den „*Hengst St. Mawr*" liebe) spricht diese

starke Seele zu Menschen aller Kulturen, die Anklageschriften sind beschränkter, sie zeigen das Persönliche, Englische, Biographische an Lawrence's großem Konflikt. Zu den Anklageschriften gehört das sehr merkwürdige Buch „Apokalypse“ (deutsch im Inselverlag), es klagt die englischen Sektierer und ihr Lieblingsbuch, die Offenbarung des Johannes, an. Mit Leidenschaft und Scharfsinn, mit dem Recht des tödlich Angegriffenen und Beleidigten, aber doch mit der Beschränktheit des Affekts rückt er dies Buch ins Licht, aus dem die frommen Selbstgerechten ihre Machtgelüste befriedigen. Auch ich habe die Offenbarung des Johannes nie geliebt und kann sie leicht für immer entbehren, aber ich habe es, obwohl ich den Konflikt mit pietistischen Herkünften recht wohl kenne, niemals gerade mit ihr so leidenschaftlich zu tun bekommen, und glaube nicht, daß sie bei uns die gleiche große Rolle spielt wie bei Lawrence's Pseudochristen. Aber auch so ergreift uns sein Kampf, der Kampf der Natur und der Seele gegen die Mechanik und den Buchstaben, es ist ein höchst subjektives aber wunderbar flammendes und ehrliches Kampfbuch, die letzte Abwehr eines Sterbenden gegen eine Welt, in der er ersticken mußte.

Mit der „Gefiederten Schlange“, dem mexikanischen Roman von Lawrence, (deutsch im Inselverlag) konnte ich wenig anfangen, es gehört zu den Büchern des eigensinnigen Dichters, die sich mir bisher verschlossen haben, es wirkt auf mich gewollt und konstruiert.

Dafür habe ich (in der neuen, gekürzten und kastrierten Ausgabe deutsch im Verlag E. P. Tal & Co., Wien) jetzt erst die „Lady Chatterley und ihr Liebhaber“ kennen gelernt. Bisher war das Buch, erotischer Einzelheiten wegen, verboten und verfehmt, es gab bloß eine Ausgabe mit Ausschluß der Oeffentlichkeit, für Professoren und Sammler von Erotika. Ich kenne die ungekürzte Ausgabe nicht und weiß nicht, wie viel verloren ging und wie schade es vielleicht darum sein mag. Aber auch so gekürzt, ist die "Lady Chatterley" eins von Lawrence's großen, geglückten zauberhaften Bücher, es strahlt sowohl von natürlicher Anmut und Leidenschaft wie von Kampfgeist gegen die Feinde, gegen die Maschine, gegen das Geld, gegen die Welt des Toten, Abstrakten, Blutlosen. Jetzt wo diese erstaunliche Liebesgeschichte endlich der Oeffentlichkeit angehört, wird sie ohne Zweifel auch in Deutschland diesem ebenso eigensinnigen wie liebenswerten Dichter Lawrence eine Menge neuer Leser bringen. Die Uebersetzung von Herlitschka sei gerühmt; nur die leider langen Dialektstellen, vermutlich schon im Original störend, ermüden stark. Der Dichter verteidigt die Liebe, er verteidigt die Zärtlichkeit, die Sinnlichkeit, er verteidigt die Natur und das Blut gegen alles, was Orthodoxie, Organisation, Industrie, Theorie, abstrakte Moral heißt. Sein Roman ist die Erlösungsgeschichte einer gebildeten englischen Frau der höheren Kreise aus der Lähmung durch Prüderie sowohl wie durch zynischen Intellektualismus, ein Hohelied auf die Liebe. Traurig und doch im Grunde tröstlich und herzstärkend klingt die Stimme des verstorbenen Dichters in uns nach, wir werden sie nicht mehr vergessen.

Wie kam das nur?

In jungen, jungen Tagen
— weißt du es noch? —
hinter den Wäldern hörtest du fremde Glocken schlagen.
Wie war der Himmel unermeßlich hoch!
Die Ferne winkte dir mit stumm erregten Händen,
und eine taubenweiße Wolke glitt
über dir hin zu seligen Geländen:
Komm mit, komm mit!

Du liefst. Und deine Sehnsucht lief voraus,
lief vor dir her auf elfenflinken Zehen.
Weit hinter dir verblich dein Heimathaus...

Da floß — wie kam das nur mit einemmal?
Zum Horste, krächzend, flatternd die Krähen —
da floß ein kalter Schatten durch das Tal
und hieß dich stehen
und bannte dich und ließ dich nicht vom Fleck.

Die Füße wurden dir so schwer, so bleiern.
Du standst. Und deine Sehnsucht lief dir weg
— wie kam das nur? — und schwand in Nebelschleiern.

Kühl atmete der Wald. Hoch über dir
gebar der blasse Himmel Stern' um Sterne.
Ein Haus, ein Fenster bettelte von ferne:
Bleib hier, bleib hier!

Dr. Owlglaß

Vorstehendes Gedicht entnahmen wir aus dem neuesten Bändchen der „Kleinen Bücherei": Dr. Owlglaß, Stunde um Stunde (Albert Langen-Georg Müller Verlag, München). Eine reife und gütige, der Erde und der Landschaft verbundene, allem gütig Menschlichen nahe Lyrik ist in diesem Bändchen vereinigt. Dieser Dr. Owlglaß ist wirklich ein Dichter — und dazu ein Mensch, der alle Tücke und Bosheit des Lebens kennen gelernt hat, aber den Glauben an die guten Kräfte im Menschen sich bewahrte. Die „Kleine Bücherei" besitzt damit ein besonderes Kleinod, das in stillen Stunden Vielen Freude geben mag.

Vorher erschien in dieser neuen, billigen Sammlung:

Paul Alverdes, „Kleine Reise"
Rich. Billinger, „Der Pfeil im Wappen"
Paul Ernst, „Erdachte Gespräche"
Friedr. Griese, „Der Saatgang"
Hans Grimm, „Hauptmann Erckert"
Knut Hamsun, „Gottes Erde"
E. G. Kolbenheyer, „Begegnung"
Selma Lagerlöf, „Der verzauberte Hof"
K. B. v. Mechow, „Der unwillkommene Franz"
Wilhelm Schäfer, „Die Mißgeschickten"
Herm. Stehr, „An der Tür des Jenseits"
Emil Strauß, „Lorenz Lammerdien"

Jedes Bändchen 80 Pfennige

Brief an einen jungen Mann, der Verse schreibt

Karl Rauch

Lieber Helmut Otto Wegener,

als Sie mich neulich besuchten und mir Ihre Gedichte brachten, da sprachen Sie u. a. auch von den Bedrückungen der Zeit und dem bitteren Zwang der darüber liege, daß Verhältnisse, Umstände und Nöte uns einspannen und formen. Es lag etwas Gepreßtes über Ihnen, als Sie das sagten. Es stand die Bitterkeit Ihres Gedichts „... den 15. April" dahinter. Aber dann sprachen Sie weiter. Sie zeigten mir Ihre gedruckten Gedichte, gaben mir die geschriebenen, legten mir eine soeben erst fertig gewordene Lithographie vor... und überm Zeigen und Berichten entrollte sich vor mir das innere Tätigsein, die Schaffensfreude Ihres Lebens. Da — über den Produkten Ihrer Arbeit und Ihres Geistes löste sich sichtbar und hörbar alle Gedrücktheit von Ihnen ab, waren Sie für Minuten gelöst und froh und frei. Dies ganz besonders, während Sie mir klarmachten, wie aus dem kameradschaftlichen Zusammenwirken Ihres Freuendeskreises der Druck und die Herausgabe Ihrer Verse möglich wird.

Schauen Sie! Da haben Sie im Verlaufe eines kurzen Gesprächs in meinem Arbeitszimmer ohne mein Zutun, ganz aktiv von sich aus die Bedrückungen, die Sie wie jeden von uns immer wieder beschleichen wollen, die in Ihren ersten Worten zum Ausdruck kamen, selbst aufs Schönste beiseite gezwungen und überwunden, da bewährte sich an Ihnen der schöpferische Lebenswert, der für den Dichter und den Leser, für den Sprecher und den Hörer aus jedem echten Gedicht wächst, der des Gedichtes eigentliches Dasein ausmacht.

Das Leben hat es nicht zärtlich mit Ihnen gemeint. Es hat Sie frühzeitig hart angepackt. Den meisten Ihrer Altersgenossen geht es so — und manch einer zerbricht daran. Ich will keineswegs die Verhältnisse verteidigen, die den Raum unseres Daseins umgrenzen. Ich finde sie genau so schlecht, wie Sie selbst sie nennen. Und ich bin mit Ihnen der Meinung, daß wir sie bessern müssen. Aber ich möchte Sie bitten, den Blick einmal darauf zu richten, daß es nicht wahr ist, daß es Ihrer Generation so besonders schwer ergehe. Das Leben hat den Menschen zu allen Zeiten Unsägliches zugemutet. Nehmen Sie meine Altersklasse etwa: als wir so alt waren wie Sie es heute sind, da hatten wir Zweiundzwanzigjährige bereits den Krieg, alle Schrecken des Frontkampferlebens hinter uns. Und ich denke, ein wenig werden Sie ahnen, wie das auf uns — noch Knaben fast — lastete, heute noch lastet. Mancher meiner Kameraden ist verzweifelt, mancher zerschunden worden vom Leben, daß er nicht mehr ertragen konnte. Schlimm, gewiß! — Aber wir dürfen das nicht alles so betrachten, als geschehe es gegen uns und wäre dies Zeitalter eine Hölle, „ein Fluch", wie Sie am Ende des „15. April" sagen. Es ist doch in erster Linie eine Aufgabe, die ihren Sinn und ihre Rechtfertigung in denen findet, die sie bestehen, die allen Tücken und Hindernissen entgegen

ihre Lebenstage meistern. Es ist doch ganz einfach eine Auszeichnung, daß wir mit dem allen uns herumschlagen, an ihm uns stählen und daran uns bewähren dürfen. Es ist viel Düsternis in den Gedichten dieses Ihres Bändchens. Und diese Düsternis ist wahr! Kein Wort kann aufstehen dagegen. Entscheidend aber für Sie, für Ihre Berufung, für Ihre Möglichkeiten, für Ihr Wachsen und Werden, ist dies allein, daß Sie all dieses Elend sehen, daß Sie es in sich und um sich herum erleben, daß Sie zu Boden geschlagen werden davon und daß Sie, nichts übertünchend, alles aufzeigend, dennoch an das Leben glauben und der Zukunft dienen.
Wo denn Bedrückungen, da aus den Worten Ihrer Verse Sie Ihre Welt sich bauen? Wo denn Verlassenheit, da Ihren Versen der Widerhall der Kameradschaft begegnet, da, was Sie schreiben, der Freund setzt, der Nächste druckt, der Dritte liest und jeder einbezogen wird der Gläubigkeit junger Hoffnung, dem Schöpfertum innerer Kraft? Es ist nicht wahr, daß wir die Kreaturen des wirkenden Umweltdaseins sein müßten. Das dichterische Wort, das aus uns kommend, durch uns wirkend die wahrhafte Wirklichkeit gestaltet, gilt mehr als die Kläglichkeit der materiellen Nöte und der Zerrüttung ringsum. Durch des Wortes wirkende Wirklichkeit sind wir den kleinlichen Nöten enthoben, sind wir dem göttlichen Walten verbunden, werden wir Schaffende, die ihr Leben meistern und in Hingabe und Liebe andere tragen. Sie selber tun das mit den gelungensten Ihrer Verse sichtbarlich. Und das manchem Ihrer Altersgefährten aus einem Ihrer Verse ein Trost und eine Hilfe wächst, dies wieder hilft Ihnen selber weiter, führt aus Stunden des Kleinmuts und des Zweifels in andere der Beglückung und der schaffenden Freude.

Die Gedichte, die Sie in diesem Bändchen zusammengefügt haben, sind unterschiedlich. Es steht manche schwache und leere Zeile darin. Es wäre falsch, Ihnen das nicht zu sagen. Ich spüre aber auch hinter diesen schwachen Stellen einen ernsten Willen. Ich sehe Sie auf einem guten und klaren Wege. Gehen Sie den weiter mit der schönen inneren Sicherheit, die aus der Verbundenheit mit der Natur („Unser die Erde") Ihnen wächst. Bleiben Sie Ihrem innersten Wesen treu. Erhalten Sie sich das kostbare Pfand der gelebten Kameradschaft. Ich bin frohen Mutes, daß Sie weiter kommen! — Sie sagen es selbst einfach und gut:

Steil, doch schön ist unser Pfad, Kamerad.
wenn wir schleppend weiterschreiten —
in die ungewissen Fernen —
zu den Sternen.

Den Tapferen segnet das Leben, und mehr bedarf's nicht. Ich brauche Ihnen nichts zu wünschen. Die Kräfte sind in Ihnen wach. Daß Sie sie pflegen und nutzen und zum großen Ziele führen, steht bei Ihnen. Und ich sehe, Sie tun es.

Herzlich Ihr Karl Rauch

Das dem Briefe zugrundeliegende Gedichtbändchen erschien als Privatdruck und ist durch Helmut O. Wegener, Fürstenwalde (Spree) zu beziehen.

Zwei Briefe Max Dauthendeys

Max Dauthendey, der geliebte Sänger aller Schönheit deutscher Luft und deutschen Landes, starb im August 1918 auf Java am Heimweh. Seine Verse leben, und sein Tod wurde uns Jüngeren zum Mythos deutscher Irrefahrt und deutscher Fremdheit in der Welt. Nun wird uns ein Band bisher unveröffentlicher Briefe, die er an Freunde schrieb, geschenkt: welche Offenbarung eines gewaltigen inneren Reichtums, eines glühenden Herzens, einer wachen Seele. Wir drucken zwei der Briefe ab und empfehlen den Band Max Dauthendey: „Ein Herz im Lärm der Welt", Briefe an Freunde (Albert Langen-Georg Müller, Leinen 5.50 RM) als schöne Frühlings- und Ostergabe.

An Helene Drießen

Tosari, 8. Januar 1918

Liebe Frau Drießen,

entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen heute erst herzlichen Dank sagen kann für das schöne, liebe Bild von Lene-Lore, das mir Ihr freundlicher Weihnachtsmann gebracht hat. Ebenso erwiderte ich im Geist schon öfters herzlich Ihren lieben Neujahrsgruß. Ich wünsche mit Ihnen, daß uns allen endliche Kriegserlösung werde.

Was mich betrifft, so leide ich an großer Lebensmüdigkeit. Es ist zu lang, diese vierjährige Trennung von Frau und Heimat! Und wenn ich wenigstens ein gewisses Kriegsende sehen könnte, würde ich mich gestärkt fühlen. Aber die Ungewißheit schwächt mich innerlich und äußerlich. Ich suche mich mit viel schriftlicher Arbeit zu betäuben. Aber die Abendstunden voll Leere reißen immer alles ein, was ich am Tage am Arbeitstisch an Willenskraft zusammengerafft habe. Ich kann mich, weil ich mich so humorlos fühle, schwer zum Briefschreiben aufrütteln, weil ich Angst habe, mich dann in Klagen, die mir doch niemand nachfühlen kann, ergehen zu müssen.

Ich komme mir oft als der Einsamste auf Java vor. Alle Menschen haben hier ihren alten Bekanntenkreis oder Wirkungskreis, der ihnen Java heimisch macht. Nur ich gehöre nicht hierher. Ein deutscher Dichter gehört in deutsches Land, unter deutsche Bäume und deutsche Wolken, und nicht unter Palmen und ewiges Blau, nicht unter braune Javanen, sondern unter klare deutsche Menschen.

Ich habe auf dem Spaziergang am Morgen zum „Nymphenbad" ein Gedicht geschrieben. Ich schicke es Ihnen hier:

Morgen-Lied des Gefangenen

Das Farrenkraut wuchert saftig und grün,
Die Bergkuppen ragen umwölkt und kühn.
Die Bergwasser klingen in Schlucht und Spalt,
Der Himmel leuchtet Jahrtausende alt.
Der Frühwind erfrischend mein Blut umweht,
Mein Auge schauend am Weg wartend steht.
Im Bergland geht Morgenseligkeit um, —
Nur mir bleibt mein Heimweh, drückend und stumm.

Es grüßt Sie, Lene-Lore, das Rauhbeinchen, und seinen Papa herzlich

Ihr Max Dauthendey

An Georg Rademacher

Tosari, 24. Januar 1918

Lieber Herr Rademacher,

seit gestern geht hier das Gerücht, daß die Lloyd-George-Rede (aus der vorgestrigen Zeitung) vielleicht in einem halben Jahr Frieden bringen könnte. Ich möchte es so gern glauben. Es sieht wirklich danach aus, als ob das englische Volk kriegssatt wäre. Die Holländer sagen das hier auch alle untereinander. Es wäre zu wünschen, daß man nicht noch Tausende von Menschen im Frühjahr hinmorden müßte für das Ziel, das seinen Sinn verloren hat. Denn ein nützlicher Sieg entsteht aus diesem Krieg keinem Volke direkt. Es entsteht allen Völkern in direkter Kriegsfolge nur Sorge, Not und langjährige Entkräftung. — Es war aber doch sehr richtig, als ich im Jahre 1914, vorausahnend, daß der Krieg kein fröhlicher sein würde, meine kleine Gedichtsammlung „Des großen Krieges Not" nannte. Damals wunderten sich einige Leute darüber, daß ich Elend erwartete und keine Siegesfröhlichkeit. Siegesstolz können wir haben nach den vier Jahren Krieg, aber keine Siegesfrohheit.

Daß Sie Schuldirektor wurden, amüsierte mich zu hören. Sie machen auf dem Bild, das ich bekam, auch ein so gestrenges Gesicht, daß man bitten möchte: „Edelgestrenger Mynheer niet doen!" Es ist aber doch sehr schön, daß die lieben deutschen Kinder eine deutsche Lehrerin bekommen in Fräulein von Duisburg. Frau Burghoff hatte mir bereits von jener deutsch-amerikanischen Dame erzählt.

Wann kommen Sie einmal wieder herauf in die deutsche Frische von Tosari? Seit drei Tagen stürmt es so heftig, das man glaubt, das Sanatorium fliegt ins Meer hinunter. Es ist wunderbar kalt und grau jetzt, und wenn die Tannen sich biegen und zischen, ist es wie Vorfrühlingssturm in Deutschland.

Lieber Herr Rademacher, grüßen Sie, bitte, alle guten Deutschen. Ihnen und Elschen herzlichen Gruß von

Ihrem Dauthendey

Deutschland und Frankreich

Max Hornbach

Nur wer viele Hauptstädte genau kennt, hat das Recht oder die Fähigkeit, Vergleiche anzustellen, durch die deutsche Städte berührt werden. Es bedeutet keine Preisgabe des nationalen deutschen Standpunktes, wenn man das anerkennt, was die anderen können. Wie können viel, leider aber nicht alles, und die anderen können auch etwas. Einiges können wir besser, einiges machen die anderen besser. Ruhig und ohne irgendeine Leidenschaft sollte man alles feststellen. Der Potsdamer Platz in Berlin ist ein Idyll gegen den Platz an der Großen Oper in Paris. Und dabei vollzieht sich die Regelung des Verkehrs in Paris ohne stärkere Exaltation der Verkehrsbeamten und der Chauffeure. Die letzteren sind bekanntlich ausgezeichnete, bewegliche, kühne und höfliche Fahrer, und sie nehmen auf die Fußgänger Rücksicht in einem Umfange, der immer wieder erstaunen macht. Die Erklärung für die Sicherheit, mit der der Pariser Verkehr bewältigt wird, liegt in der Tatsache, daß Paris eben früher als irgendeine andere deutsche Stadt eine Großstadt mit allen den Erscheinungen war, die der Verkehr mit sich bringt. Daher die Uebung. Man stellt dies einfach fest, und zwar sollte man es ohne irgendeine Einschränkung tun. In Paris können unsere Verkehrsfachleute lernen. Wer von der städtebaulichen Anlage von Paris und von der Fülle großer öffentlicher Bauten überwältigt ist, darf dies ruhig zugeben; aber sein nationales Gewissen wird beruhigt, wenn er sich die Tatsache vergegenwärtigt, daß wir eine Hauptstadt im Sinne von Paris doch nicht haben, daß aber, wenn man alle Schlösser und Museen aus München, Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, Weimar, Köln, Münster, Braunschweig, Hamburg, Bremen, Mecklenburg, Leipzig, Dresden usw. auf einen Platz zusammentragen könnte, eine Hauptstadt von einem Formate und von baukünstlerischer Wirkung entstände, gegen die Paris etwas verblaßte. Was in Paris zusammengeballt ist, ist in Deutschland in Fülle und über das ganze Land in die kleinen Residenzen verstreut. Wer nachdenkt, wird immer das richtige Maß finden, also weder für Frankreich noch für Deutschland übertreiben. Wir haben Gutes, die Franzosen haben Gutes; nur nationalistische Enge ist unfähig zu unterscheiden, zu ordnen, abzuwägen. Es gibt Städte kleineren Umfangs in Deutschland, deren Zauber man in Frankreich vergeblich sucht; es gibt Städtchen in Frankreich, die einfach entzückend sind. Zudem gefällt oft dem Franzosen das nicht, was den Deutschen in romantische Schauer versetzt. Wir sind erwiesenermaßen bedächtiger, der Franzose ist beweglicher, denkt und handelt rascher, wir denken methodischer, gründlicher. Die Unterschiede bedeuten den Reiz. Daß die beiden Völker die schweren Kugelfesseln ihrer Geschichtsschreibung und deren Hintergründe mit sich herumschleppen und so schnell nicht davon loskommen, haben alle zu beklagen, die wünschen, daß nun wirklich einmal Friede sei. Aber so riesenhaft und unmöglich die Arbeit, das gegenseitige Mißtrauen zu beseitigen auch immer erscheinen mag, sie führt nach langen Mühen doch einmal zum Erfolg. Inzwischen kann auch mit kleinen Mitteln vieles geschaffen werden. Wenn die beiden Völker, die sich glänzend ergänzen können, einmal verständigt und ausgesöhnt sind, wird in Europa ewiger Friede sein, und kein Land mehr wird es wagen, gegen den Willen dieser beiden etwas zu unternehmen, was auf Gewalt hinausliefe.

Zwischen den beiden Völkern sind nun einmal Verschiedenheiten vorhanden, die für die Dauer gegeben bleiben und unbedenklich auch für die Dauer bestehen bleiben können. Nur muß der Franzose sich einmal merken, daß seine Art an seinen Boden gebunden ist, und der durch eine überhastete Großstadtbildung gegangene Deutsche darf nicht mehr den Fehler begehen, beim Anblick irgendeiner etwas vielleicht veralteten Einrichtung immer zu sagen: Dies ist aber bei uns viel besser. Die Deutschen können in Massen nicht mehr aufs Land zurückkehren, sondern müssen sehen, wie sie sich innerhalb einer zeitweilig arg forcierten Industrialisierung halten können, die Franzosen können wir letzten Endes nur um den gemäßigten Rhythmus ihres Lebens beneiden, um ihre Skepsis, mit der sie Neuerungen auf mechanischem Gebiete gegen-

übertreten, um ihre Vorsicht, mit der sie die Rationalisierung betrachten und betreiben, um die Stabilität ihrer Gesellschaftsordnung. Unsere Neigung, auf einigen Gebieten uns zu amerikanisieren, imponiert gar nicht dem Franzosen, der den Einbruch hypermoderner Methoden in die vornehme Stille seiner kleinen und mittleren Städte lächelnd ablehnt. Was uns in vielen Punkten Rückständigkeit dünkt, ist dem Franzosen Weisheit, gewollte Beschränkung, Sparsamkeit und souveränes Beharren. Man könnte die Unterschiede in den Aeußerungen des Lebens der beiden Nationen in großer Zahl anführen und müßte in manchem Falle feststellen, daß da, wo der Franzose im Deutschen so etwas wie einen Barbaren sieht, nur quellende Kraftfülle vorhanden ist, und daß unsere Auffassungen vom Rentnerdasein und Rentnerstreben des Franzosen schulmäßig überkommen sind, aber keineswegs einen unwiderleglichen Einwand gegen das französische Ideal bedeuten. Unser Land ist nun einmal rauher, kühler, kantiger und fordert von uns mehr und längere Arbeit, Frankreich aber ist mild, gibt ohne Zögern und begünstigt mit tausend unsichtbaren Kräften die Formung eines ziemlich einheitlichen Menschen. Die Franzosen denken in gewissen Gesellschafts-, Wirtschafts- und Staatsangelegenheiten vielfach einheitlicher als die Deutschen, die in ihrem Doktrinarismus sogar so weit gehen, daß sie den französischen Provinzen Eigenarten unterstellen, die gar nicht vorhanden sind, und auf die der Franzose nicht den geringsten Wert legt.

Zwischen den Franzosen und den Deutschen stehen dreihundert Jahre Geschichte mit ihren Leichensteinen, auf denen von Verrat oder Gewalt oder Ruhm gekündet wird. Diese Steine sind umwittert vom Nachklang der Sieges- und Haßgesänge und des Geschützdonners. Muß es so bleiben? Wenn Deutschland und Frankreich ihre Ressentiments preisgeben, wenn sie sich in ihrer Eigenart kennen, wenn sie einmal einander näher kennen würden, wenn einmal das Wunder geschähe, daß sie nur das Nette vom andern sehen und das nicht Nette übersehen, würden sie den Frieden Europas eigentlich für immer unblutig erzwingen und würden die Ruhe, die Sicherheit, das Glück aller garantieren können. Der geistige Friede zwischen Deutschland und Frankreich, die Einigkeit dieser beiden Länder und Völker wäre das großartigste Faktum der europäischen Geschichte, eine Freundschaft zwischen ihnen die Gralsburg, aus der Ströme des Segens ziehen würden. Nichts ist hoffnungslos.

In die deutsch-französische Frage werden immer mehr Kräfte eingreifen, und wenn in beiden Ländern die am Kriege beteiligten Generationen ausgestorben sind, wird der Boden leichter zu bearbeiten sein. Dabei haben die meisten deutschen Feldzugsteilnehmer freundliche Erinnerungen an ihre französischen Quartierwirte; an jene Stunden, da die Bäuerin am Kamin eine Tasse café à cognac reichte und gemeinsam mit dem Feldgrauen über méchants journaux schimpfte. Man teilte das gemeinsame Leid und die wenigen Freuden. Ich sah im Frühjahr 1915 bei F. über den Hof eines arg verschossenen Gutes den Maire kommen und fragte ihn teilnahmsvoll nach dem Befinden. „Es geht mir schlecht. Daß die Deutschen mir alles Vieh und alle Lebensmittel genommen haben, daß meine Gemeinde auseinandergesprengt und in alle Winde zerstoben ist, daß unsere eigene (französische) Artillerie jeden Tag ein Haus nach dem anderen in Grund und Boden schießt, daß ich mit den wenigen Menschen, die hier geblieben sind, ein trostloses Leben in den Kellern führe — dies alles habe ich ertragen und ertrage es noch. Aber daß ich mit der eigenen Hand die Axt an die Wurzel eines Baumes legen muß, unter dem ich als Kind schon gespielt, dies will mir schier das Herz zerbrechen.“ Es stellte sich heraus, daß in jener Gemeinde Nußbäume von bestimmtem Durchmesser gefällt werden mußten, um Schaftholz in die Gewehrfabriken zu schaffen. Dieser harten Kriegsnotwendigkeit fügte sich der bäuerliche Maire auf deutschen Befehl; aber er konnte es sich nicht versagen, dem alten Baum die Klage eines Tiefbetrübten nachzurufen und an ferne Tage der Kindheit zu erinnern. Verbindet uns Deutsche mit diesem Maire nicht das Gemüt, von dem wir immer behaupten, daß es andere Völker nicht kännten?

Dieser Aufsatz ist abgedruckt aus dem inhaltsreichen Essayband „Der Wunderknäuel des Lebens“ von Max Horndasch (Gilde-Verlag, Köln).

Fünf Minuten Pädagogik

Prof. Dr. Adolf Busemann, Pädagogische Jugendkunde. M. Diesterweg. RM. 9.40.

Eine pädagogische Jugendkunde hat die Aufgabe, Eltern und Berufserziehern — im Grunde übrigens allen Menschen, da von jedem Einzelnen ständig Einflüsse vieler Art ausgehen — bei der Bewältigung der schwierigsten aller Aufgaben ein praktisches Hilfsmittel zu sein. Nun kann man mit Recht Bedenken hegen, ob denn der „tact de circonstance", die nie vorauszuberechnende Unmittelbarkeit rechter Erziehung, die auf lebendiger Erfahrung gegründete Einfühlung in jedes einzelne Kind und jede einzelne Entwicklungsstufe aus Druckwerken sehr allgemeiner und vager Art sich erlernen ließen, und nur oberflächliches Sehen könnte diese Bedenken grundsätzlich leugnen. Aber es gibt doch zahllose Fälle, wo Eltern aus traditioneller Stumpfheit erzieherischen Fragen gegenüber versagen, andere, wo die seelische Verschiedenheit zwischen Kind und Erzieher so groß ist, daß man hilflosen Eltern keinen Vorwurf machen und nur die Mahnung geben kann, den versagenden Instinkt durch das Studium wissenschaftlicher Werke wie des vorliegenden zu ersetzen, um sich wenigstens mit den typischen Formen und Lebensstufen des jungen Menschen vertraut zu machen. Busemann zeigt — unter besonderer, aber nicht ausschließlicher Beachtung des volksschulpädagogisch Wichtigen — gerade die schwierigsten allgemeinen (frühste Kindheit, Reifezeit, geschlechtliche Unterschiede) und besonderen (Schwachsinn, Psychologie) Fälle auf und führt den, der guten Willens ist, zu einer ständigen liebevollen Beobachtung und Pflege der kindlichen Seele.

Des Kindes Sprache und Sprachfehler. Gesundheitslehre der Sprache für Eltern, Ezieher und Aerzte von Prof. Hermann Gutzmann. J. J. Weber RM. 4.—.

Auch dieses Büchlein, dessen Forderungen nach Sprachheilschulen usw. durch das Entgegenkommen vieler Behörden zu einem nicht geringen Teile verwirklicht sind seit der Zeit, wo es vor nahezu vier Jahrzehnten zum ersten Mal erschien, hat seine wesentliche Aufgabe darin, die Eltern und vor allem die Mütter zu einer gründlichen Beobachtung des Kindes anzuregen. Liebe zum Kinde, die die selbstverständliche Voraussetzung dieses unablässigen Auf-der-Wacht-seins ist, darf man wohl keiner Mutter predigen. Aber übergroße Liebe richtet den Blick leicht auf Unwesentliches, darum ist der Rat des Fachmannes, der auf die unglaublich komplizierten sprachlichen Zusammenhänge und die zahlreichen möglichen Fehlentwicklungen aufmerksam macht, nicht zu umgehen. Besonderen Hinweis verdient das Kapitel „Physiologie der menschlichen Sprachlaute", das der sprachlichen Beobachtung des Laien an sich selbst und am Kinde eine wertvolle Stütze bietet.

Fritz Rahn, Schule des Schreibens. Ein Lehrgang der Stilbildung für die deutschen Schulen. Moritz Diesterweg. Unterstufe 1.40, Mittelstufe 1—3 je 0.70, Oberstufe 1.60. Lehrerheft Unterstufe 1.80, Mittelstufe 1.80, Oberstufe 1.60.

Eine kritische Auseinandersetzung mit diesem ungemein nützlichen und notwendigen Werk erübrigt sich, da die Rahnschen Hefte bereits allenthalben — vergleiche die hohe Auflagenziffer in der kurzen Zeit seit dem Erscheinen! — von fortschrittlichen Deutschlehrern in der praktischen Unterrichtsarbeit erprobt und als unentbehrlich befunden worden sind. Gestaltung, Bildung und Pflege des Stiles ist eine der wichtigsten Aufgaben des neuzeitlichen Deutschunterrichtes. Falsch aber ist es zu glauben, wie es bisher häufig geschah, die allseitige Beherrschung der Muttersprache müsse sich beim Schüler „als Folge seiner allgemeinen Schulbildung gleichsam von selber" ergeben. Ohne sorgfältig geübte Technik auf Grund einer zuverlässigen Methodik, die das Rahnsche Werk vermittelt, ist es unbillig und ungerechtfertigt, von dem Schüler gute Stilleistungen zu fordern. — Die Aufgaben des Buches zwingen den Schüler zur selbständigen Auseinandersetzung mit dem Sprachgute und wollen andererseits den Lehrer nicht ersetzen, sondern entlasten, damit das Wesentliche seiner Bildungsarbeit, „den Einzelnen zur höchsten Entfaltung seiner typischen Möglichkeiten zu verhelfen", nicht durch äußere technische Schwierigkeiten unnötig gehemmt wird.

„Frühes Erleben" von Mien Labberton (Teubner. 2.—).

bringt seinen Erzählungen von Kinderfreude und Kinderschmerz, Dichtungen voller Liebe, Geduld und pädagogischer Weisheit, die dem Erwachsenen mit seinen oft plumpen und tolpatschigen Händen eine Ahnung zu geben versuchen von den Tiefen der so schwer verständlichen und so leicht verletzlichen Kindesseele. Schon das Bild auf dem Umschlag — ein Blondkopf mit großen, beglückt oder beschwert (wer wagt das zu enträtseln?) dreinschauenden Augen — belohnt reichlich die Ausgabe für das Büchlein.

Hans Pech

Anmerkungen zu neuen Büchern

Oswald Spengler: Politische Schriften (C. H. Beck).

Die stattliche als „Volksausgabe" bezeichnete Sammlung politischer Aeußerungen des geistreichen Geschichtsphilosophen enthält neben einigen noch ungedruckten Vorträgen seine Schriften aus den ersten Jahren der Republik. Besonders eindrucksvoll ist es, seine Arbeit „Preußentum und Sozialismus" wieder zu lesen, die bereits im Sommer 1919 geschrieben wurde und Einsichten enthält, die damals wirklich profetisch waren. Er erkennt in den Sozialdemokraten „Epigonen der Biedermeierrevolution von 1848", in Erzberger den „taktisch begabtesten Demagogen ohne die gerinste staatsmännische Begabung". Er erkannte, daß die sogenannte Revolution vom November 1918 nicht „gegen den Kapitalismus" gewonnen hat, sondern gegen „Proviantlager, Fensterscheiben und Staatskassen". Er durchschaute die Unfähigkeit des deutschen Parlamentarismus, und sah in Weimar nur verschmitzte Interessen, während in der Paulskirche wenigstens ehrliche Narren und Doktrinäre gesessen hätten. Bereits damals erkannte er, daß die neue Staatsführung das psychologische Feingefühl der alten Diplomatie statt auf Diplomaten und Fürsten, auf die viel schwerer zu durchschauende, auf einen Taktfehler viel gereizter antwortende Massenseele anwenden müsse. Bereits damals erkannte er das Mißlingen der marxistischen Destruktion darin, daß in der Reichswehr ein neuer Organismus von innerer Disziplin entstand. Bereits damals sah er die Ueberwindung des parlamentarischen Mechanismus durch eine präsidiale Diktatur. Obwohl sich Spengler manchmal in unfruchtbaren und überspitzten Typisierungen gefällt, sind seine Ausführungen, von denen manches bei der Niederschrift sehr Kühne heute schon Gemeingut ist, eine Quelle schöpferischer Anregungen.

Dr. Max Fischer

Broder Christiansen. Die kleine Prosaschule. Felsenverlag Ln. RM. 3.60.

Schreiben lernt heutzutage jeder auf der Schule. Aber wo nicht wirklich ein den schöpferischen Kräften der Sprache verbundener Lehrer steht, da verdirbt der übliche „deutsche Aufsatz“ das echte Sprachgefühl des Schülers nicht minder, als es nachher zersetzend und verflachend das farblose und abgegriffene Zeitungsdeutsch aller Schattierungen tut. Welche Schlamperei erlebt man da immer wieder auch bei denen, die sprachliches Verantwortungsgefühl zu besitzen glauben! . . . Wirklich: der Zustand unserer deutschen Sprache ist niemals, auch nicht in jener Verfallsepoche, der dann Lessing zu Leibe ritt, so miserabel gewesen wie heute. Und wenn wir erschüttert vor der geistigen Verwirrung und Zerrüttung stehen, die als niederschmetternde Folge der Schlagwortkanonaden aller Parteien im breiten Volk und in der sogenannten Bildungsschicht sich zeigt, so wollen wir nur ja daran nicht zu zweifeln uns unterstehen, daß diese Verwirrung der Geister mit der Plattheit des Deutsch heutigen Schreibgebrauchs im unmittelbaren Zusammenhang steht.

Notwendig wäre uns wieder ein Lessing, der die vernebelten Gehirne säubern, den Schmierern das Handwerk legen, die Nachplapperei zum Anfang eigenen Denkens führen könnte vornehmlich auf dem Wege der lebendigen Sprachbildung und -erziehung. B r o d e r C h r i s t i a n s e n s großes Werk „D i e K u n s t d e s S c h r e i b e n s“ ist wohl das wertvollste Werk dieses wichtigen Teilgebiets deutscher Bildung. Es kann nicht oft genug empfohlen werden. Im Gegensatz zu Eduard Engels verdienstvollen Werken, die die Fehler und Verstöße des Stils anprangern, arbeitet Christiansen ganz positiv. Engel entlarvt den schlechten Stilisten, Christiansen aber lehrt jedermann, einen guten Stil zu schreiben. Die verkürzte, verdichtete Ausgabe der „Kunst des Schreibens“ liegt hier nun vor. Diese kleine Prosaschule (für nur RM 3.60) führt mit klaren Formregeln und einfachen Uebungen von der Fabel Lessingscher Gestrafftheit über Brief, Anzeige, Spruch, Landschaftsdarstellung, Menschenbildnis und Aufsatz bis zur Kurzgeschichte. Wir alle können daraus lernen: Lehrer, Kaufmann, Werbefachmann, Student, Zeitungsschreiber, Jurist und Pfarrer finden darin jeder ihm besonders dienliche Lehre — und keine Theorie, sondern erlesene Beispiele und praktische Anleitung. Dem Deutschlehrer wird diese kleine Prosaschule künftig einfach unentbehrlich sein. Sie muß ihren Platz in der Hausbücherei eines jeden Volksgenossen finden, der nicht dumpf vegetiert, sondern Wege der Bildung und Selbsterziehung geht.

K a r l R a u c h

Alfred Karrasch, Winke, bunter Wimpel . . .! J. G. Cotta, Stuttgart.

Das ist die Geschichte eines Fischer an der Kurischen Nehrung, den die Leidenschaft zu einer weiten Irrfahrt über See und Land treibt und die Geschichte seines Sohnes Dow, der — was immer auch geschehen mag — dem Vater die Treue hält und aller Böswilligkeit zum Trotz den Platz daheim freihält, bis Vater wiederkehrt. Ein gesundes Volksbuch, zu dem man mit ehrlicher Freude Ja sagt. K a r l R a u c h

---

Hermann Hesse empfiehlt:

Francis Jammes, Der Roman der drei Mädchen. Jakob Hegner. Ln. 5.50.

Hegner hat die drei kleinen Mädchenromane von Francis Jammes: Klara, Almaide und Röslein zusammen in einem hübschen leichten Band neu herausgebracht. Ich blättere darin und atme wieder den Duft dieser lieben holden, unterirdischen Gebilde, und erinnere mich meiner ersten Bekanntschaft mit ihnen, im Sommer 1919, wo ich, nach den Kriegsjahren zum erstenmal wieder frei, während eines mit wütenden Malerversuchen hingebrachten, glühenden Sommers die „Almaide" las und von ihr entzückt war. Um Jahre später habe ich je und je an Jammes gezweifelt: Konnte ein wirklicher, echter Mann und Mensch so gläubig, so kindlich, so rührend nett und artig sein, inmitten der zuckenden Kriegs- und Nachkriegszeit? Auch bei Timmermanns habe ich öfter diese Zweifel gespürt. Es war mir da etwas zu hübsch, zu glatt, zu harmonisch, es war alle Not und Verzweiflung in solche entrückte Fernen gerückt! Aber wenn ich heut wieder in Jammes lese, so duftet es noch immer nach Rosen und Lavendel, altmodisch und etwas stilisiert aber wunderbar betörend, und die leichte Hand, der reine keusche Strich, mit dem er seine zarten Gestalten hinschreibt, bezaubern mich wieder mit ihrer stillen Meisterschaft.

Felix Braun, Laterna Magica. Ausgewählte Erzählungen und Legenden. Verlag „Das Bergland-Buch", Graz.

Es gibt heute viele Dichter und Literaten, deren Aufgabe und Bestreben es zu sein scheint, die Tradition der deutschen Erzählung inmitten der heftigen Tages-Experimente aufrecht zu erhalten, den Faden weiter zu führen. Es mögen viele von ihnen bloß Liebhaber des Gewesenen und Wiederholer alter Melodien sein. Einige von ihnen sind mehr, und sind für unser Schrifttum ebenso wichtig wie die Eroberer neuer Stoffgebiete und die Experimentatoren der Form. Einer der besten und liebenswertesten unter ihnen ist Felix Braun, dessen großer österreichischer Roman „Agnes Altkirchner" sehr zu Unrecht schon wieder beinahe vergessen scheint. Der neue Band mit Erzählungen, Gedichten, Legenden und Traumdichtungen enthält kostbare Stücke. Mir sind die persönlich-lyrischen die liebsten, lieber als die historischen. Ihre Stille und Reife, ihre Frömmigkeit und Beseeltheit klingen etwas fremd und darum doppelt schön in dieser raschlebigen Zeit und Literatur. Manche von ihnen erinnern mich an die (ebenfalls unbegreiflich wenig bekannten) Dichtungen von Georg Munk und auch an Erzählungen der Dichterin Regina Ullmann („Das Brot der Stillen", 2 Bändchen, Verlag E. Rentsch, Erlenbach).

Berge und Lanier, Der Perlentaucher. Rütten und Löning.

Der Amerikaner Lanier hat nach des Schweden Berge mündlicher Erzählung diese prachtvollen Lebenserinnerungen aufgezeichnet. Berge lief als eben Konfirmierter zu Hause fort, trieb sich auf Schiffen und in Häfen herum, in Schweden, Norwegen, England, kam nach Afrika, entlief dort einem teuflischen Kapitän, schlug sich durch Südafrika, abenteuerte nach Ceylon, Java, Australien hinüber, und entdeckte in den Molukken das, weswegen er ausgezogen war: seinen Lebensberuf. Er wurde Perlentaucher. Die Frische und Schönheit seiner Erinnerungen hat in der Darstellung des Literaten und weiter in der Uebersetzung vermutlich manches verloren, aber sie ist noch stark genug, das abenteuerliche und knabenhafte Buch uns sehr lieb zu machen.

Erik Reger, Das wachsame Hähnchen, Roman. Rowohlt. Ln. 7.—

Das dicke Buch handelt von unerfreulichen Dingen, und es ist mehr intellektuell-kritisch als dichterisch, es hat mir etwas Mühe gemacht, es bis zu Ende zu lesen, aber ich bereue es nicht. Es zieht einen Querschnitt durch die Betriebsamkeit, Verlogenheit und Tuerei unsrer Politik und Wirtschaft, und denkt Dinge zu Ende, die der Deutsche von heute nicht nur nicht zu Ende denken liebt, sondern vor denen er die Augen schließt, um nicht zu irgend etwas Unangenehmem und vielleicht Beschämendem erwachen zu müssen. Bravo, Erik Reger!

Sillanpäa, Silja die Magd, Inselverlag.

Der finnische Dichter erzählt eine Bauerngeschichte, schön und in allen kleinen Zügen naturtreu und überzeugend, und doch wehrt man sich gegen die Lektüre. Eine gewisse Neigung zu schwerfälliger Pathetik, wie sie manche nordische Autoren haben (es sei an Gunnarssohns unausstehlichen „Gast den Einsamen" erinnert) braucht beim Uebersetzer nur noch ein wenig Unterstützung zu finden, dann entstehen solche Sätze wie „Und die Frucht wuchs und wuchs, nahm nach bestimmter Zeit bestimmte Form an, begann immer mehr einem Menschen zu ähneln. Keiner sah sie freilich, denn es geschah im mütterlichen Schooß, an den sie ein kraftvoll pulsierender Aderstrang band". Schade, für mich wird ein Buch durch solche Sätze ungenießbar, viel davon mag dem Uebersetzer anzukreiden sein.

Jaques Chardonne, Eva. Erich Reiß. Ln. 3.80.

Ein Tagebuch über das Thema, daß in der Ehe zwar Lieben glücklicher macht als Geliebtwerden, daß aber das wirkliche „Glück" doch wohl etwas ist, wovon man nur redet, und das es nicht gibt. Die formlosen Aufzeichnungen stecken ganz voll von klugen, stillen, im Grunde tragischen Feststellungen, und die Beobachtungen aus dem ehelichen Leben sind so behutsam, zögernd, wohlwollend aufgezeichnet, daß man den Autor dafür liebt und daß ihr Endergebnis doppelt ernst stimmt. Zart, schonend, voll Ehrfurcht vor der Liebe, dem holden Wunder im Chaos des Menschseins, sind diese kostbaren Seiten geschrieben.

André Maurois, Im Kreis der Familie. Roman, deutsch bei R. Piper & Co. Ln. 4.80.

Maurois, der einige Biographien von Genies geschrieben hat, führt als Romandichter seine Gestalten doch meistens nur bis an die Schwelle der eigentlichen Menschwerdung, er verläßt ungern das Gebiet des Sozialen. Da er aber ein vorsichtiger Psychologe und ein geistvoller Gesellschaftskritiker ist, lesen wir ein solches Buch wie dies neuste mit Neugierde und mit Gewinn, es führt nirgends in Neuland, formuliert aber Zustände und Entwicklungen auf dem Grenzgebiet zwischen Individualpsychologie und Gesellschaft klar und gefällig.

O. A. H. Schmitz, Märchen aus dem Unbewußten. Carl Hanser, München.

Der verstorbene O. A. H. Schmitz ist ein Schriftsteller von recht hohem Rang gewesen, seine Bücher über England, sein Brevier für Weltleute, seine schöne Selbstbiographie sind noch nicht vergessen. Er war auch ein heimlicher Dichter, und litt oft darunter, daß es ihm nicht gelang, ganz bis ins Dichterische vorzustoßen. Schließlich überwand er die Hemmungen, die ihn von seiner eigenen Phantasie trennten, mit Hilfe einer psychoanalytischen Methode, und schrieb diese sehr lesenswerten Märchen, die voll kleiner und großer Wahrheiten und herrlicher Bilder sind. Und eine Freude mehr: Alfred Kubin hat das kleine Buch mit köstlichen Zeichnungen geschmückt.

Thomas Müntzer, sein Leben und seine Schriften, herausg. und eingeleitet von O. H. Brandt, Eugen Diederichs Ln. 8.50

Thomas Müntzer war uns, als wir noch Schüler und Studenten waren, lediglich bekannt als sogenannnter Anführer im thüringischen Bauernkrieg, eine Art von

Rebell, ja Antichrist, der denn auch nach dem Zusammenbruch des Aufstandes geköpft wurde (1525). Dann wurden wir, gegen das Ende des Weltkrieges, wieder an ihn erinnert durch E. Bloch und Hugo Ball, die ihn als Kommunisten sahen und seine Gegnerschaft gegen Luther priesen. Inzwischen haben mehrere Forscher, namentlich Tröltsch und Holl, Müntzers wirkliche Stellung sowohl im Bauernkrieg wie in der Reformationstheologie ziemlich eindeutig festgestellt, und jetzt erhalten wir durch Brandt dies schöne und wichtige Werk: eine mit schonender Hand dem heutigen Deutsch angenäherte Ausgabe von Müntzers Schriften — viele von ihnen sind in diesem Buch seit ihrem ersten Erscheinen, vor vierhundert Jahren, zum erstenmal wieder gedruckt worden. Sie zeigen einen reformatorischen, aber stark anti-lutherischen Geist, in ihrer leidenschaftlichen Polemik und oft wilden Ueberhitzung gleichen sie vielen Kampfschriften der Reformationszeit, in ihren Gedanken und ihrem inneren Herzensantrieb aber sind sie durchaus persönlich und originell, namentlich in ihrem Kampf gegen jedes domatische „Glauben", als Verfälschung des persönlichen, echten, erlebten Umganges mit Gott. Man lese etwa die „Protestation" von 1524. Müntzer erscheint als ein Mystiker mit dem Gefühl des Auserwählten, der sich zwar nicht für den Propheten Gottes an seine Zeit gehalten hat, aber von der Unmittelbarkeit göttlicher Inspiration sich erfüllt fühlte. Sein Kampf gegen Luther ist so wenig siegreich gewesen wie sein politischer Kampf. Aber erledigt ist er nicht, auch heute nicht.

André Gide, Corydon. Vier sokratische Dialoge, deutsch von J. Moras. Deutsche Verlagsanstalt. Ln. 5.50.

Die vier Dialoge enthalten, mit einer Naturgeschichte der Liebe beginnend und mit einer Art Metaphysik der Liebe endend, Gide's Bekenntnis zur Knabenliebe, und sind zugleich das Bedeutendste, was unsre Zeit zu diesem Thema geäußert hat. Sie rechtfertigen nicht nur die Knabenliebe, indem sie ihr den Charakter einer Spezialität oder eines Lasters absprechen, sie entkleiden das ganze Thema jener falschen Pathetik und Moralistik, in welche Bürgertum und Gesetzbuch es gerückt haben, und werden, darüber hinaus, zu einer Theorie der Liebe überhaupt.

Ludw. Bauer, Welt im Sturz. E. P. Tal & Co.

Ein scharfsinniger Versuch, das heutige Durcheinander unsrer Zivilisation als Entwicklung auf ein schon klar zu sehendes Morgen hin zu erklären, und aus dem Morgen auch noch ein Uebermorgen zu ahnen. Das wären müßige Spiele, käme das Buch nicht von einem so hellsichtigen, klugen und unbestechlichen Mann wie Bauer, dessen politischen Aufsätzen man in Deutschland viel mehr Leser wünschen möchte. Hier handelt es sich nicht um Politik, sondern um das Schicksal unsrer Kultur, und diese ist, weil geistig, weniger berechenbar. Soweit Kultur nur Lebensform der Massen, und soweit sie nur Mode ist, mag man ihr Prognosen stellen, soweit sie aber Schöpfung und Geist ist, vollzieht sie sich innerhalb einer ganz kleinen Minderheit, und wird sich erst, wenn Spätere auf sie zurückblicken, scheinbar in ein Kausalsystem einreihen lassen. Trotzdem lese ich die gescheiten und scharf formulierten Betrachtungen Bauers mit Bewunderung. Ich teile seinen Pessimismus, soweit es sich um das Materielle und Zivilisatorische handelt, und bin im Geistigen nach wie vor des Glaubens, daß sowohl die Tragik wie der Trost unsres Menschendaseins sich niemals wesentlich verändern werden.

Otto Flake, Die französische Revolution. Hesse und Becker. Ln. 7.50

Flake war der rechte Mann, um die großartige und immer wieder erstaunliche Geschichte der französischen Revolution in einer Weise neu zu schreiben, welche volkstümlich oder doch nahezu allgemeinverständlich ist ohne den Ton und die geistige Haltung zu verfälschen. Voll Vorsicht gegen alle Ideologien und ihre Schlagworte, keiner Partei (auch keiner akademischen) verpflichtet, mutig aber maßvoll, politisch klug ohne die Distanz des Geistigen zur Politik je ganz zu verlieren, war er für die Aufgabe besonders geeignet, und hat sie ausgezeichnet gelöst. Das Buch ist gut komponiert, würdig vorgetragen, auch die Darstellung Napoleons und die kurze Schlußbetrachtung über Frankreich als heutigen Erben der Revolution sind trotz aller

Entschiedenheit so maßvoll und verantwortlich stilisiert, wie wir es bei populären Geschichtsdarstellungen kaum gewohnt sind.

Maria Luise Weißmann, Gesammelte Dichtungen. Heinr. Bachmair, Pasing bei München.

Die Lebensernte einer jung gestorbenen Dichterin, liebevoll gesammelt, eine Hand voll Gedichte, einige Aufsätze, Erzählungsfragmente und Prosaskizzen. Alles Ausdruck einer kultivierten Sensibilität, zuweilen einer gefährdeten und todesnahen Seele, die Sprache edel und gepflegt, manchmal etwas überpflegt. Das wäre rührend und hübsch, aber es ist mehr da, es blühen aus diesem zarten Boden da und dort kleine einmalige Wunderblumen, vor denen unsre Kritik verstummt.

Hermann Kasack. Echo. Achtunddreißig Gedichte. Verlag: Die Rabenpresse.

Kasack's Gedichte kommen aus demselben Quell, aus derselben Not, wie alle wertvolle Lyrik der jüngsten Zeit: aus der Einsamkeit, aus der Verlorenheit der Seele in einer unbeseelten Hölle von Welt. Diese Gedichte sind nicht mehr nur, wie alle Lyrik es ist, Spiegelungen der Welt im vereinzelten Ich, Antwort des Ich auf die Welt, sie sind Klagen, Besinnungen und Spiele einer ganz und gar bewußt gewordenen Vereinsamung. Was sie auszeichnet, ist aber nicht ihre Not und Klage, sondern ihre heimliche Freude, ihre Bilderwelt, ihr Klangspiel. Mag es für den Rang, für die Vornehmheit einer Seele maßgebend sein, wie tief sie zu leiden wisse: für den Rang des Künstlers ist nichts andres maßgebend als der Grad von Dichtigkeit und Kraft, den seine Bilder, seine Visionen erreichen. Darum sind mir von Kasack's Gedichten am liebsten die, aus denen seine Traumtiere blicken, der Schakal, der Goldfisch, die Schemen der gestorbenen Tiere:

Joch, in das wir sie schirrten,
Angst vor Peitsche und Schlag,
Das Regenfell Tag um Tag,
Und die Sehnsucht nach einem Hirten.

Bücherbrief aus Paris

In der Art dieses Briefes bringt der Bücherwurm künftig regelmäßig Berichte über Bucherscheinungen in Frankreich, England und Amerika.

In Frankreich wird der Start der literarischen Saison vom Prix Goncourt gegeben, der immer mindestens zwei Monate lang im Zentrum aller literarischen Kritiken steht. Er wird gewöhnlich anfangs Dezember ausgegeben. Dieses Jahr standen sich die zwei umfangreichsten Bücher des Jahres gegenüber: „Les Loups“ von Guy Mazeline (von einem der größten französischen Verlage der Nouvelle Revue Française herausgegeben, der übrigens auch von dem Großsortiment, den Messageries Hachette unterstützt wird) und „Le voyage au bout de la nuit“ von Ferdinand Céline (von einem kleineren Verlage Denoël et Steel herausgegeben). Beide Bücher, und dies ist in Frankreich eine Ausnahme, zählen über 600 Seiten. Es ist fast überflüssig zu sagen, daß „Les Loups“ den Goncourt davontrugen, und „Le voyage au bout de la Nuit“ nur den Trostpreis „Theophraste Renaudot“, der von den Literaturcourrieristen, die die Ergebnisse des Goncourts' erwarten, bestimmt wird. Eine große, nicht immer wohlwollende Polemik umfocht die zwei Bücher. Wenn man in letzter Instanz dem Publikum das Wort lassen will, so wurde das Buch von Céline fast einstimmig viel höher geschätzt als das von Mazeline. Die Auflageziffern beweisen es. Man kann also sagen, daß der Goncourt geschlagen wurde.

„Les Loups“ (Die Wölfe) beschreiben das Leben einer bürgerlichen Familie der französischen Provinz. Man verfolgt nicht ohne Interesse das Leben der drei Söhne, der zwei Töchter und der Frau des Herrn Jobourg. Auf diesem lebendigen und

farbigem Hintergrund vollzieht sich das entfremdende psychologische Drama des Herrn Jobourg. Zwischen den Seinen, welche alle irgendwie mit dem Leben verknüpft sind, führt er ein in sich selbst zurückgezogenes Dasein in einem ewigen Erwarten. Die Ankunft seiner natürlichen Tochter scheint ihm eine Antwort auf sein Warten zu sein. Doch auch dies war nur ein Trugbild; Herr Jobourg kann sich nicht mehr retten und zieht seine natürliche Tochter mit sich in den Abgrund eines Selbstmordes. Dieses Ende gibt keinerlei Aufklärung über die ziemlich unvollkommene psychologische Untersuchung.

„Le voyage au bout de la nuit" (Die Wanderung zum Ende der Nacht). Man fragt sich, was es wohl sein mag, das einem das Recht gibt, das Buch von Céline nicht ein gutes Buch zu nennen, gut ist es sicher nicht, sondern ein Ereignis in der modernen Literatur? Was macht auf einmal einen Anfänger in der Literatur („Le voyage au bout de la Nuit" ist das erste Buch von Céline) zu einem der meist genannten und umstrittenen Namen? Ich glaube, die Antwort darin zu finden, daß niemand dem Buche gegenüber gleichgültig bleiben kann. Es ist ungemein herausfordernd; und jeder, der Blut in den Adern hat, muß sich einfach mit den Fragen, die aus jeder Seite springen, auseinandersetzen. Es gilt nicht einfach, sie zu registrieren, nein, man muß sie bezwingen, irgendwie; wehe dem, den sie bezwingen. Von diesem Standpunkte aus gesehen, kann das Buch sogar als gefährlich bezeichnet werden, insofern es auf zu schwachen Widerstand stößt.

Céline ist international in der Hinsicht, daß die Stimmung, der sein Buch entstammt, eine allgemein herrschende im jetzigen Leben ist. Zuerst der Krieg, den sein Held Bardamu nie ganz überleben konnte, diese Katastrophe der modernen Welt, welche alles aus den Fugen gebracht hat und die Céline als „un abattoir international en folie" (eine international in Verrücktheit geratene Schlächterei) bezeichnet.

Dann der nicht mehr für den Krieg gültige Mann, der in die afrikanischen Tropen gerät, von dort nach Amerika, und endlich wieder nach seinem Ausgangspunkt — Paris. Immer zwischen den Aermsten, den halb Obdachlosen, denen, die das Leben zermalmt. Durch das ganze Buch von Céline geht als Leitfaden die Idee, daß der Arme, der nicht Unterstützte, zu nichts kommt, nicht einmal zum Leben. „Faillite" ist das einzig angebrachte Wort für einen, der zu sagen gezwungen ist: „Ich schliefe endlich ein, in der Suche nach meiner Frage, in diesem meinem Sarge, so müde war ich immer vorwärts zu gehen, ohne jemals etwas zu finden."

Die Sprache des Buches meist sehr volkstümlich, oft grob, genau wie das, was sie schildert.

Einige Tage vor dem Goncourtpreis wird der Feminapreis gegeben. Fast immer hat der Femina, und mit Recht, fast denselben Erfolg wie der Goncourt. Dies Jahr jedoch hat das Buch, welches er gekrönt, „Le Pari" von Ramon Fernandez, nur wenig Anklang gefunden. Dasselbe gilt von „La Maison des Bories" von Simonne Ratel, welchem der Prix Interallié zufiel.

Noch viele andere Bücher sind im Dezember und Januar erschienen, von denen ich gerne die deutschen Leser unterrichtet hätte. Man muß jedoch wählen.

Zuerst muß ich ein trauriges Ereignis mitteilen: der traurige, immer suchende Held, dessen Leben schon das Thema von vier Büchern von Duhamel war, ist gestorben. Die deutschen Leser kennen sicher den Träumer der „Confessions de Minuit", den (désabusé?) aus „Deux Hommes", den Gefallenen aus dem „Journal de Salavin" und den nicht gelungenen Revolutionär aus dem „Club des Lyonnais". Und dieser mißlungene Mensch, unser alter Freund Salavin, obwohl „er nicht für die großen Ereignisse geschaffen ist", will nichtsdestoweniger noch einmal versuchen, sich ein neues Leben zu schaffen. Er wählt sich einen neuen Namen und geht nach Tunis, kann aber als „Neuer Mensch" seinen ermüdenden Erinnerungen nicht entfliehen. Dieser Mittelmensch, der weder Held, noch Märtyrer, noch Heiliger werden konnte, versucht doch noch nach Vollkommenheit zu ringen. Aber auch bei bestem Willen vermag er

nicht, sich von sich selbst loszulösen, von seiner eigenen Tyrannei zu befreien. Der Tod vielleicht wäre ein Befreiung, doch auch hier noch wird er enttäuscht: — alle denken, er sei einen Heldentod gestorben; er aber weiß, daß er an seiner eigenen Schwäche stirbt, auf dem alten Divan, auf dem er sein ganzes Leben geträumt, dort in seinem alten „Cartier Latin", in der rue de la Montagne Sainte Genevève. Doch die letzte Minute seines Lebens ist friedvoll, er verscheidet mit einer letzten Illusion — daß eine Wandlung möglich wäre, könnte er sein Leben wieder anfangen, und daß er es dann einfach wie alle Menschen gestalten würde. Daher der Titel des Buches „Tel qu'en lui même..." (enfin l'éternité le change. Mallarmé).

Nun möchte ich noch vom letzten Buche von Jean Giono berichten: „Jean le bleu", welches durch sein kräftiges Bauerntum und seinem Hang zum Leben einen starken Kontrast zum Buche von Céline bildet. Die deutschen Leser kennen schon aus den früheren Büchern von Giono (einige auch ins Deutsche übersetzt) die Lyrik der Provence, die seinem Stile eigen ist. Es ist die einfache Geschichte von Jean le Bleu, dem Sohne eines Schuhmachers aus einem kleinen Städtchen der Provence. Der Vater lebt gestützt auf eine volkstümlich starke und gesunde Philosophie, die er seinem Sohne beibringt, und erzieht so in ihm eine sinnliche und guttuende Lebensauffassung. Das Buch ist mit so großer poetischer Kraft geschrieben, daß man es getrost eines seiner besten Bücher nennen kann, eines von denen, die Giono zu etwas viel Bedeutenderem als einen einfachen regionalistischen Schriftsteller machen.

Ich möchte diesen Brief mit dem Buche von Gaston Rupuel „La Campagne française" schließen. Diese Schrift, eine Art philosophischer Exegese des französischen Landes (Dorfes) hat außer seinem philosophischen Werte auch eine besondere Bedeutung wegen der Fülle von geologischen, ethnographischen, folklorischen und anderen Kenntnissen. Es ist eine gekürzte Geschichte der menschlichen Anstrengungen, sich gegen die Materie und die primitivsten besoins der Menschen zu wahren. Das Buch zeigt, daß die jetzige Zivilisation, die Zivilisation der Städte — artificiel — ist, und ruft den Menschen auf zu erkennen, daß es Zeit wäre, zu einem natürlichen und gesunden Dasein zurückzukehren. T. Doudkine

---

Georg Quabbe, Das letzte Reich. Wesen und Wandel der Utopie. Felix Meiner Verlag. br. 3.80, geb. 5.—.

Der sehr kluge Verfasser knüpft im Titel dieses hochinteressanten und lebensweisen Werkes bewußt an Moeller van den Brucks „Drittes Reich" an, das er in einer Reihe mit Platons „Staat", Th. Mores „Utopia" und anderen utopistisch nennt. Man lese die glänzende Glossierung der platonischen Staatsschau, lese Quabbes Auseinandersetzung mit der „Offenen Verschwörung" von H. G. Wells oder den Theorien Othmar Spanns: in jedem Kapitel, auf jeder Seite verblüfft der Autor mit Darlegungen und Schlüssen, die dem heute weithin herrschenden Rauschdenken der deutschen Oeffentlichkeit entgegen stehen, bei sorgfältigem Durchdenken aber der Ueberzeugungskraft nicht entraten.

„Deutsches Fühlen ist etwas sehr gutes, aber wenn man es einem Sechzigmillionenvolk beibringen will, so geschieht das nicht, indem man sich tief in die Augen sieht, sondern indem man sich klar ausdrückt, und wenn der politische Geist unserer Nation erscheinen soll, so geschieht das nicht in der Form des Tischrückens. Was das deutsche Volk braucht, ist eine Organisation, die verhindert, in Schnelligkeit die schlimmsten Dummheiten zu machen, und die es ihm ermöglicht, die ab und zu erscheinenden politischen Genien an die Spitze zu bringen, oder um es idealer auszudrücken: die das erste unmöglich und das zweite gewiß macht . . ."

Mit solchen Sätzen wird Quabbes Buch über das Anregende theoretisch-kritischer Untersuchung hinaus aktiv aktuell und von gesundem konservativem Ausgangspunkt her luftreinigend, denkschärfend, bahnbrechend. Karl Rauch

Eine Auswahl neuer Bücher

Nachstehend verzeichnen wir nach Sachgebieten geordnet die Titel wichtiger Neuerscheinungen der letzten Wochen. Diese Liste erscheint künftig in jedem Heft. Die beigefügten Sätze sind sachliche Charakteristiken, keine kritischen Werturteile.

Richard Wagner-Literatur

Wagner, Richard, Mein Leben.
Kritisch durchges. von Wilh. Altmann. 2 Bde.

Richard Wagners Briefe.
2 Bände. Bibl. Inst. Jeder Band 3.—. Leinen. Diese authentischen und preiswerten Bände sind die wichtigsten Dokumente des Richard-Wagner-Jahres.

Gesammelte Schriften und Dichtungen Richard Wagners.
Herausgegeben von Dr. Wolfgang Golther. Mit Lebensbild, Einleitungen, Anmerkungen und Registern. 24 Beilagen und zwei Faksimiles. Bong & Co. 10 Teile in 6 Bänden. Jeder Band Ganzleinen. 2.70.

Cosima Wagners Briefe an ihre Tochter Daniela von Bülow 1866—1885, nebst 5 Briefen Richard Wagners.
Herausgegeben von Max Freiherrn von Waldberg. Mit drei Bildnissen und zwei Brieffaksimiles. Cotta. Leinen. 8.50.

Chamberlain, Houston Stewart, Richard Wagner.
Billige Gedenkausgabe. F. Bruckmann. Halbleinen. 4.80.

Chamberlain, Houston Stewart, Wagner, der Deutsche.
Reclam. Geh. —.70.

Kruse, Georg Rich., Wir hören Wagner.
Führer durch Wagners Tondramen. Reclam. —.40.

Merbach, Paul Alfred, Richard Wagner.
Der deutsche Musiker und Mensch. Selbstzeugnisse und Zeitberichte. Rob. Lutz. Kart. 2.50, Leinen 3.85.

Pourtalès, Guy de, Richard Wagner.
Knaur. 2.85.

Reisiger, Hans, Unruhiges Gestirn.
Richard-Wagner-Roman. Paul List. Geh. 4.50, Leinen 5.80.

Renker, Gustav, Finale in Venedig.
Ein Richard-Wagner-Roman. L. Staackmann. Brosch. 2.70, Lein. 4.20.

Spring, Alexander, Richard Wagners Weg und Wirken.
Ein Wagnerbuch für das deutsche Volk. Union. Kart. 2.80. Mit 79 Doppeltonbildern.

Romane und Novellen

Cronin, A. J., Drei Lieben.
Roman. Zsolnay. 9.50. Groß angelegte Gestaltung eines Frauenschicksals unserer Zeit.

Körmendi, Franz. Versuchung in Budapest.
Roman aus dem Ungarischen. Propyläen-Verlag. Kampf und Entwicklung eines jungen Mannes, der als Zwanzigjähriger aus dem Kriege zurückkommt, die Heimat verläßt, im Auslande Millionen verdient und durch die Begegnung mit einem Kindheitskameraden fast aus der Bahn geschleudert wird.

Kraus, René, Spionage im Weltkrieg.
Wilh. Schaefer & Co. Kart. 1.90, Lein. 3.—. Aus den Archiven führender Industriefirmen steigen jene Gespenster und Schattenexistenzen auf, deren dunkler Beruf Wirtschaftsspionage und Diebstahl aus deutschem Erfindungsgeist heißt.

Müller, Foocke Hoissen, Tjark Allena.
Hrsg. von Otto Bremer. Diederichs. Geh. 2.50, Leinen 3.80. Das friesische Heimatepos vom Herrenmenschen

Haark Allena, der den Kampf mit dem Meer aufnimmt und es bezwingen will, ist eins der schönsten Werke niederdeutscher Dichtung, die zu Unrecht verschollen war. Foocke Hoissen Müller, in Aurich geboren, schrieb es in ostfriesischer Mundart, angeregt durch die Dichtungen seines Freundes Klaus Groth. Eine Nachdichtung in hochdeutscher Sprache ist dem Original gegenübergestellt.

Lamprecht, Kurt, Krach im Club. Ein Hockey-Roman. Drei-Masken-Verlag. Brosch. 3.—, Leinen 4.50. Dieser Schlüsselroman machte einen Hockeyclub zum Tagesgespräch der Berliner Sportswelt. Flotte, zeitgemäße Unterhaltung.

Shaw, Bernard, Die Abenteuer des Negermädchens auf seiner Suche nach Gott-Legende. Mit 20 Bildern von John Tarleiph. S. Fischer. Kart. 2.80. Dieses religions-philosophische Märchen ist bester Shaw, reif in der Gestaltung, reich an Lebenserfahrung, das Produkt eines Geistes, der weder vor den Vorurteilen der Ueberlieferung noch dem Aberglauben der modernen Wissenschaft kapituliert und die Zudringlichkeiten der Dogmatiker mit seiner wie nur je blitzenden Satire abwehrt. Gleiches gilt vom Nachwort, das dem Märchen angehängt ist und seinen Sinn in echt Shawscher Prosa verdeutlicht.

Trenker, Luis, Der Rebell. Ein Freiheits- und Heimatroman aus den Tiroler Bergen. Neufeld & Henius. Kart. 3.—, Leinen 4.50. Heroische Einheit von Mensch und Berg. Ein Heldenlied der Freiheit.

Wegener, Paul, Flandrisches Tagebuch 1914. Rowohlt. Kart. 3.50, Leinen 4.50. In diesen Aufzeichnungen des großen Schauspielers aus dem Herbst und Winter 1914 wird das Kriegserlebnis weder zur Verherrlichung noch zur Anklage, sondern zum Lebensbekenntnis eines Mannes und Künstlers. Ein Muster von Schlichtheit, Wahrheitswillen und Darstellungskraft. Jede Regung des Mutes wie der Angst, der

„Jagdmut“ wie des Mitgefühls, der Kameradschaft wie der Vereinsamung wird eingestanden. Wir erleben mit ihm Hungern und Zechen, Komik und Todesangst, Dreck und Herrlichkeit. Allgemeine Werturteile, Tendenzen und Fragen werden weise vermieden, aber Menschliches, Allzumenschliches und Unmenschliches steht auf jeder Seite.

Lyrik und Drama

Bruckner, Ferdinand, Die Marquise von O.
Schauspiel in 3 Akten. S. Fischer. Geh. 3.—, geb. 4.50. Aus dem Sturm der Gefühle geht die große unabhängige Frau hervor, die heute gesucht wird und gefürchtet wird. Hintergrund zu dem Bild dieser modernen Heroine des Gefühls ist das Deutschland der napoleonischen Heerzüge.

Cremers, Paul Joseph, Die Marneschlacht.
Eine deutsche Tragödie. Im Zusammenhang mit einer kritisch-histor. Quellendarstellung von Karl Bartz. Cotta. Kart. 2.50. Kein Schützengrabenstück, sondern die Tragödie der geistigen Führerschaft im Weltkrieg. Schuld und Schicksal ohne Pathos.

Singer, Samuel, Die religiöse Lyrik des Mittelalters.
A. Francke. Brosch. 4.40. Die wertvollsten Lieder und Gebete der mittelalterischen Literatur (Pilger- und Kreuzlieder, Marienlyrik, Franz von Assisi, Walther von der Vogelweide) in Uebersetzung und gemeinverständlicher Darstellung.

Reisen und Abenteuer

Johnson, Martin, Congorilla.
Filmabenteuer mit den kleinsten Menschen und den größten Affen. Brockhaus. Geh. 6.—, Leinen 7.35. Der Verfasser des „Löwenbuches“ berichtet hier in lebensvollen Schilderungen von seiner Reise zu den sagenhaften Zwergen im Herzen von Afrika und von der Kamerajagd auf den bisher fast unbekannten Berggorilla, den größten und menschenähnlichsten Affen.

Emin Paschas Leben und Sterben
mit dem Titel: Von Khartum zum Kongo. Mit einer reichen Fülle von Originalbildern und Zeichnungen aus der Zeit der Emin-Pascha-Expedition. Eine Kartenskizze gibt genauen Aufschluß über seine kühnen Züge. Otto Stollberg. Lein. 3.20.

Politik und Zeitgeschichte

Beumelburg, Werner, Wilhelm II. und Bülow.
Stalling. Pappband 1.—. Eine packende historische Studie des Ursprungs des deutschen Verhängnisses.

Czech-Jochberg, Erich, Die Politiker der Republik.
K. F. Koehler, Lein. 2.85. Czech-Jochbergs „Verantwortliche im Weltkriege“ liegen im 6.—10. Tausend vor. Nun bringt der Historiker und Meisterjournalist einen Stoff, der jeden Deutschen ganz persönlich angeht: Die Politiker unserer Zeit. 15 Jahre neuester deutscher Zeitgeschichte, in den dramatischen Höhepunkten und Krisenstunden von 15 Politikern dieser Zeit. Fast schon historisch das Wirken eines Ebert, Noske, Eisner, Toller und Liebknecht, der Männer, die Revolution machen wollten und nicht konnten. Die tragische Gestalt eines Brockdorff-Rantzau taucht auf, der vielumstrittene Groener, die Erfüllungspolitiker von Erzberger bis Stresemann. An der Schwelle zum „Kampf um die Zukunft“ steht der weitschauende Schacht.

Von unerhörter Anschaulichkeit sind die Lebensbilder von Seeckt, Ludendorff, Hitler, Hindenburg und Schleicher, deren Leistungen und Unterlassungen mit eindringlicher Klarheit kritisch beleuchtet werden.

Jagow, Dr. Kurt, Deutschland freigesprochen!
K. F. Koehler. Leinen 2.85. Diese gründliche Widerlegung der Kriegsschuldlüge sollte in jedes deutsche Haus dringen und als entscheidendes Kampfmittel gegen Versailles im Ausland verbreitet werden.

Koch-Weser, Erich, ... und dennoch Vorwärts!
Ullstein. Kart. 3.—. Der ehemalige Vizekanzler spricht eingehend über die Eigenart des deutschen Beamten, über das Verhältnis der Länder zum Reich, die Personalunion zwischen Reich und Preußen, das gewaltsame Eingreifen des Reichs, über Papens Kanzlerschaft; über das alte Heer, die Reichswehr und über den Milizgedanken, über das Parteiwesen, den Nationalsozialismus und das Proletariertum, über das Wahlrecht und das Wahlalter, den Reichstag und die Krise des Parlamentarismus, über den Reichspräsidenten als Träger der Volkseinheit und den Artikel 48; über die Wirtschaftsführung und die unvollendet gebliebene Sozialisierung; über die soziale Struktur des Volkes, die Kirche, die „hassende Jugend" und ihre Bünde usw.

Schultze-Pfälzer, Gerh., Deutschland ganz neu.
Ein Vademekum durch die Zeitwirren. Rüdiger-Verlag. Kart. 1.80.

Simonds, Frank H., Kann Europa Frieden halten? — Kann Amerika zu Hause bleiben?
H. P. V., Bln. Kart. je 4.—, geb. je 4.80. Zwei Standardwerke der politischen Weltlage.

Stiewe, Willy, Das Bild als Nachricht.
Carl Duncker. 5.—. Grundlegendes Handbuch der Bildreportage. Gibt verblüffende Einblicke in die praktische Verwertung des Bildes als Nachrichtenmittel und zur Beeinflussung der Weltmeinung.

Welt in Waffen.
Berichte, Photos, Zahlen zur Debatte über Sicherheit und Abrüstung. Drei-Masken. Leinen 4.20. Textteil: Hier äußern sich sämtliche Fachleute, der General, der Diplomat, der Politiker, der Militärtechniker über dieses hochaktuelle Problem. Bildteil: Landrüstungen — Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Kampfwagen und Motorisierung — Seerüstungen (u. a. die verschiedenen Kriegsschiffstypen und die Marineluftstreitkräfte) — Luftwaffe, Luftabwehr, Gas und Vernebelung.

Weltanschauung u. Erziehung

Bühler, Charlotte, Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem.
S. Hirzel. Br. 8.—, Lein. 10.50. Bei aller Wissenschaftlichkeit sehr lebendige Darstellung typischer Lebensläufe: E. von Brücke, Karoline Bauer, Casanova, D. Conrad, A. Tetens, R. Rolland, Humboldt, Th. A. Edison, A. Carnegie, L. Tolstoi, Kierkegaard, O. Wilde, M. Baker-Eddy, P. Ginhac, Fr. Nietzsche, J. Kugy, Fr. Liszt, Fr. Nansen, A. Schweitzer, E. Caruso, F. L. Jahn, P. de Smet, R. Mayer, Kaiserin Maria Theresia, Königin Victoria, Gottfr. Keller, Ph. Semmelweis, M. Mochnacki, B. Benedictson, El. Duse, Is. Duncan, S. Kowalewska, G. von Bülow, M. Heim-Vögtlin, J. Kant, M. Eyth, J. Rockefeller, B. Naunyn, Cosima Wagner, E. von Bergmann, M. Desbordes-Valmore, G. Stresemann, J. Kainz, H. Davy, Helene Most, Paula Modersohn-Becker, G. Groenhoff, Goethe, Karoline Schlegel, Belle Livingstone, George Brummel.

Hutten, Kurt, Um Blut und Glauben.
Evangelium oder völkische Religion? J. F. Steinkopf. Kart. 2.—. Sachliche Darstellung der völkischen Weltanschauungen in ihren Wesenszügen und ihrer Stellung zum Christentum: Mathilde Ludendorff, Alfred Rosenberg, Arthur Dinter, J. C. Niedlich, Herm. Wirth, W. Hauer.

Muckermann, Hermann, Eugenik und Katholizismus.

Alf. Metzner. Brosch. 1.40, Lein. 2.30. Vor allem in katholischen Kreisen besteht seit langem das Bedürfnis einer Auseinandersetzung mit der Frage: Wie stellt sich der Katholizismus zu den Problemen der Eugenik. Nach der Formulierung des Dahlemer Forschers Professor Muckermann bedeutet die Eugenik für den Katholizismus eine Vertiefung des Liebesgedankens; das Ziel ist Erbgesundheit und Kinderreichtum der Familie und Erziehung zum Verantwortungsbewußtsein gegen Volk und Familie.

Zillich, Paul, Die sozialistische Entscheidung.

Alf. Protte. Brosch. 3.50. Versuch, ein Prinzip des Sozialismus aufzustellen, von dem aus es möglich ist, ihn in umfassende geschichtliche Zusammenhänge einzuordnen, seine Haltung als prophetische Bewegung der Gegenwart zu deuten, seinen Widerstreit aufzulösen und neue Grundlagen seiner kommenden Entwicklung zu geben.

Die Monatsblätter „Das Gedicht" Blatt 1 mit Aufsätzen über Stefan George und Alfred Mombert, sowie Gedichten von Agnes Miegel, Heiner Ellermann, Friedrich Wagner-Poltrock u. a. liegen der Ausgabe A dieses Heftes bei. Diese Monatsblätter sind künftig auch einzeln zum Preise von 40 Pfennigen pro Blatt (Umfang 16 Seiten) lieferbar. Die Bezieher der Ausgabe B seien auf diesen Einzelbezug aufmerksam gemacht.

Herausgeber u. Schriftleiter: Karl Rauch, Berlin-Zehlendorf-West, Winterfeldstr. 11, Ruf 1302. — Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, Berlin W 15, Lietzenburger Straße 38, I, Ruf Oliva 7098.

Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfg., Jahresbezug bei 12 Heften RM 5.80. — Ausgabe C mit auf Bütten gedruckten und handsignierten Beilagen von Lyrik- und Prosaproben Jahresbezug RM 60.—. Die Ausgabe B ist im regulären Verkauf nicht zu haben.

Für die Tschechoslowakei und Oesterreich Herausgeber und verantwortlich Ed. Kaiser, St. Georgenthal b. Warnsdorf, Verwaltung Niedergrund b. Warnsdorf.
Druck: Pflaume & Roth, Berlin SW 68, Alexandrinenstr. 2-3.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1933 • 18. Jahrgang • Heft 4

An die Jünglinge, die Krieg schreien

Ernst Moritz Arndt

„Weg mit der roten Lust der Rosen!
Weg mit der Liebe Taubengirren!
Weg mir mit Scherz und Spiel, den losen,
Die stolze, freie Triebe kirren!
Weg mit Schalmeien! Weg mit Flöten,
Die feigem, faulem Frieden frönen!
Her Trommeln, Hörner und Trompeten,
Die Kampf und Krieg und Schlachten tönen!

Wie? Gleich dem Wurme mit Gewürmen
An kalter Erde fortzukriechen
Und fern von Blitzen, Donnern, Stürmen
In Faulheit faulend hinzusiechen —
Wie? Dazu hätte Gott geschaffen
Mich, der sein Feu'r aus allen Nüstern
Heiß blasen muß, mich Himmelsaffen,
So tatendurstig, sonnenlüstern?

Nein! Nein! Er meinte andern Segen
Als diesen feigen, faulen Frieden,
Er meinte Blitz und Lust der Degen.
Drum goß er Flammen ein, die sieden,
Drum goß er das Titanenbabel
Ins Herz mir, das will Himmel stürmen
Und jenseits jeder kühnsten Fabel
Sich höchst Gedankenschlösser türmen.

Drum Krieg mir! Krieg! Denn mit Tyrannen
Geht meines Tages Stunde trächtig,
Der Menschheit Nerven zu entmannen
Sind Sklaven, Heuchler, Schmeichler mächtig ––
Drum Krieg! Die Lanzen in die Rippen
Dem Zwinger und dem Knecht gestoßen!
Sie kennen Sankt Helenens Klippen,
Doch läßt nichts Böses sein Erbosen."

So schreit ihr wirrig durch die Wirren,
Nichts wissend von dem stillen Schreiten,
Nichts ahnend von dem Flügelschwirren
Der Geister, die die Stunden leiten,
Nicht bebend vor dem Oberalten,
Der lächelnd hinterm Vorhang sitzet
Und mit verborgnem, weisen Walten
Sein Schicksal still durch Welten blitzet.

Ihr wollt nur sprudeln, glühen, blühen —
O das ist Lust der heißen Jugend —
Ihr wollt nur Glut und Flammen sprühen,
Auch das ist Lust, doch keine Tugend.
Wißt, daß ihr überall auf Stätten,
Wo Edle kämpften, starben, tretet —
Ihr lieben Jungen, lernet beten,
Damit ihr fest auf ihnen tretet.

Krieg? Das ist kein Gebet der Frommen,
Den Wunsch, den lasset in der Scheide —
Der wird euch gnug von selber kommen,
O komm' er nimmer euch zu Leide!
Wißt, Gottes sind des Kriegs Gerichte,
Spielt nicht mit Riesen auf und Drachen:
Geschichten macht der Mensch, Geschichte
Behielt der Herr sich vor zu machen.

Krieg? O, den wird euch Gott schon bringen —
Nie reißen Klagen ab und Schmerzen —
O finde dann die rechten Klingen
Das Vaterland, die rechten Herzen!
Wann seine Fahnen frei den Winden
Zum blut'gen Tanz den Glanz entrollen,
O mög' es dann als Männer finden,
Die jetzt als Knaben kriegen wollen!

Begründung und Plan einer deutschen Schule

Dr. Herbert Nette

Zu dem Buch „Paideia" von Rudolf Steinmetz.*)

Aus dem herrschenden Chaos der pädagogischen Programme und Ideale hebt sich die Schrift, in der Rudolf Steinmetz das Bild einer deutschen Schule entwirft, klar und eindeutig hervor. Die Geschlossenheit eines männlichen und erzogenen Geistes, der vornehme Anstand der Haltung und das bestimmte Wissen von der Natur des Menschen und von den unantastbaren Werten, denen er untersteht, sind die auszeichnenden Merkmale des Buches. Dem entspricht die Einheitlichkeit und Nüchternheit der Voraussetzungen und Vorschläge und der durchgängige Verzicht auf eine Diskussion, die heute jeden Ernst und alle Konsequenzen einer Sache verhindert. Die Verwechslung privater Wünschbarkeiten mit dem objektiv Notwendigen und praktisch Möglichen wird man hier nicht antreffen. Wirklichkeit und Idee sind richtig auseinandergehalten und zusammengebracht. Das Ergebnis ist nicht ein Beitrag zur Problematik des Pädagogischen, sondern das konkrete Bild einer deutschen Schule und Erziehung. „Erziehung bedeutet die zielbewußte Lenkung junger Menschen in bestimmte Bahnen." Mit diesem ersten Satz sind bereits drei Viertel aller modernen, das heißt falschen Ideen von Erziehung beiseite geschoben. Wer hier nur mehr eine Begriffsbestimmung herausliest, mag prüfen, wieweit die gegenwärtige Erziehung dieser Bestimmung im ganzen entspricht oder im einzelnen nahekommt. Ein würdiges Ziel, ein Wunschbild, nach dem sie das Kind und den Knaben formt, hat die heute übliche Erziehung nicht vorzuweisen. Die Schule hat sich auf die Vermittlung eines sachlichen Lehrstoffes beschränkt, was für den Unterricht in den technischen und naturwissenschaftlichen Fächern genügen mag, nicht aber für die geistige und soziale Bildung, in der es um die Person geht. Erziehung zu einer bestimmten Haltung, Gesinnung und Geistesart findet heute nicht statt. Wo einmal das Elternhaus oder die einzelne Lehrerpersönlichkeit in starkem Maße erziehlich wirken, werden die Folgen davon auf den Heranwachsenden durchkreuzt von den entgegenwirkenden, zerstreuenden und verflachenden Einflüssen der Umwelt. Einheitlichkeit und Eindeutigkeit ist Voraussetzung der Erziehung und war überall da vorhanden, wo eine Kultur es zur Prägung starker, glücklicher, schöpferischer Typen gebracht hat.

Schon gegenüber dem Jugendlichen scheut man sich neuerdings häufig vor der Anwendung von Autorität und Zucht. Das entspringt aus der leider nicht grundlosen Ahnung von der Bestreitbarkeit der Autoritätsgehalte und Vertreter. Es ist soweit gekommen, daß die Kenntnis der objektiv gültigen Maßstäbe des Menschen, seiner Normen und Gesetze zum Geheimwissen Einzelner geworden ist. So übersieht man, daß der richtig verstandene Zwang von der Natur des Knaben gefordert wird. Aus

*) Verlag „Die Runde". Berlin, kart. 1.80 RM.

fehlgehender Liebe bejaht man das Kind als frei und selbständig und mutet ihm vielfache Freiheiten zu, für die es noch keine Verwendung hat. In den Schulen hat man vielfach den Lernzwang gelockert und damit auf die einzige dem Jungen entsprechende Aktivität gegenüber den Wissensgegenständen verzichtet. — „Das Kind wird als Kind zu ernst, als Mensch zu leicht genommen."

Diese Zustände, die der Verfasser ohne Polemik und ohne Scheu schildert, einfach aussprechend was ist, folgen aus der gegenwärtigen Lage unserer Gesellschaft. Sie sind allgemein und vollständig erst durch eine Änderung der Gesellschaft zu ändern. Die Frage ist, ob vorläufig nicht in anderer Weise zu helfen und das Notwendige anzubahnen ist. Steinmetz antwortet darauf, indem er den Plan eines deutschen Internats vorlegt.

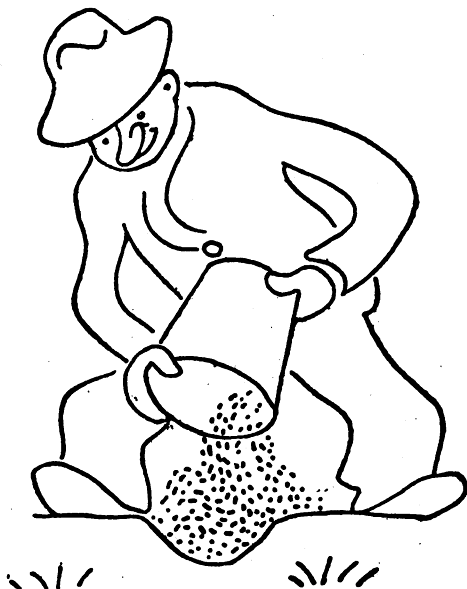
Der Hauptfehler wird darin erkannt, daß heute in den Bildungsschichten überhaupt nicht mehr unmittelbar zu bestimmter Arbeit erzogen wird. Rechtzeitige Vorbereitung auf einen Beruf wird gefordert, nicht im Sinne unseres Spezialistenwesens, sondern als bewußte Einordnung in ein beherrschendes einheitliches Ganze im Gegensatz zu der Planlosigkeit und Willkür üblicher Berufswahl. Die ernsthafte Beschäftigung des Knaben (nur auf solche bezieht sich das Gesagte) mit bestimmter Tätigkeit ist ein Grundsatz des Entwurfs. Als unbedingte Voraussetzung gilt, daß die Erziehung in einem in freier Landschaft gelegenen Internat stattfindet, in dem der Knabe die Wirkung einer bis in den Lehrerkreis einheitlichen Körperschaft erfährt, in dem er lernt, sich in schlichter Einordnung neben anderen zu bewähren und in das er spätestens um das vierzehnte oder fünfzehnte Lebensjahr eintritt, da um diese Zeit die Eltern aus tiefgehenden Gründen nicht mehr die richtigen Erzieher sein können.

Welche Grundbedingungen ein solches Internat erfüllen müßte, wie sich das Erforderliche durch Art und Zusammensetzung der Lehrerschaft und nach der wirtschaftlichen Seite hin ermöglichen ließe, ist in durchführbaren Vorschlägen gezeigt, die hier im einzelnen nicht wiedergegeben werden können. Das Leben einer derartigen Schule würde nicht weltfremd in sich kreisen, und im Unterschied zu vielen Landschulheimen (die ebenso wie der romantische Naturalismus der Jugendbewegung einer stichhaltigen Kritik unterzogen werden) würden die Realitäten von Beruf und Gesellschaft dem Schüler rechtzeitig begreiflich. Dieser selbst würde nicht das unfertige, nur lernende Etwas sein, als das man heute den Schüler nimmt. Statt mit Bildungsstoff angefüllt und lediglich in seiner passiven Aufnahmefähigkeit beansprucht zu werden, würde er möglichst bald in einer besonderen, den Kräften und der Bestimmung des Einzelnen angemessenen und entsprechenden Fähigkeit ausgebildet, zu realer Facharbeit und sicherer Verbundenheit mit einem Stoffe geführt werden. Zwar nicht um des Berufes, sondern um der Persönlichkeit willen. Also auch nicht zufolge einer Gliederung nach den überspitzten Spezialitäten, sondern nach den menschlichen Grundtypen und Tätigkeiten.

Wo es sich, wie bei den rein wissensmäßigen Gebieten im Gegensatz zu den handwerklichen und praktischen, vorwiegend nur um Lernen handeln

kann, müßte dieses als wirkliche Tätigkeit ernst genommen werden und möglichst auf ein Können und Vermögen abzielen. Das gleichgültige, spannungslose, nicht bedurfte Erfahren, das wir unter Allgemeinbildung verstehen, ist, zumal in willkürlichem Stundenwechsel beigebracht, lähmend und wirkungslos. Dagegen wäre neben der berufsvorbereitenden Arbeit das allgemein gültige allgemeine Wissen, soweit es zur Formung der Person beiträgt, zu überliefern. Auf die Verschwommenheit der nur sogenannten Allgemeinbildung könnte in solcher Gemeinschaft um so leichter verzichtet werden, da in ihr die Fachschüler nicht in falscher Isolierung, sondern in dauernder Berührung leben mit denen, die sich den geistigen Disziplinen widmen. Das täte auch umgekehrt seine Wirkung; die Schule wäre ein Abbild der Gesellschaft, auf die sie vorbereiten soll, und der Ausgleich für den engeren Beruf wäre das Leben der Allgemeinheit, dem er dient.

Bei der Beurteilung des Planes darf man es nicht darauf abstellen, ob einzelnes bereits anderswo ausgesprochen oder angestrebt, ob anderes vielleicht verfehlt ist. Es kommt durchaus auf das Gesamtbild an, das hier nur mit wenigen Strichen nachgezeichnet werden konnte. Seiner Durchführung können letzte Schwierigkeiten nicht entgegengehalten werden, da oberhalb von Schlagworten wie Individualismus und Kollektivismus die Bestimmung des Einzelnen und der Gesellschaft erkannt ist. Die Einsicht, aus der das übrige folgt, ist eine ganz einfache und ziemlich unzeitgemäße: daß die Persönlichkeit sich am reifsten und stärksten entfaltet, wo sie die ihr angemessene beschränkte tätige Einordnung in ein Gemeinwesen gefunden hat.



Neue Bildung

Dr. Friedrich Oldenbourg

Wie das Pendel der Geschichte nicht einfach, d. h. in der gleichen Ebene zurückschwingt, sondern die bisherige Schwingungsebene bei seiner Umkehrung verläßt, so kann auch in der deutschen Zielsetzung eine einfache Rückkehr zu früherer Einstellung keine Lösung bringen. Der geschichtliche Verlauf ist schon vielfach mit der Spiralform verglichen worden und bestimmend dafür war die Erkenntnis, daß die Entwicklung zwar richtungsmäßig immer sozusagen Umkehr bedeutet, daß aber diese Umkehr in Bogenform vor sich geht und daß dabei die Bewegung nicht mehr auf den Ausgangspunkt zurückkehrt, sondern auf einen örtlich gleichen Punkt, aber in einer anderen Ebene.

Legt man dieses Bild zugrunde, so ergibt sich folgendes: Wir werden zwar einer neuen ständischen Gliederung zusteuern, diese aber kann geistig nicht in der gleichen Ebene liegen wie die des Mittelalters. Bestimmend für diese Ebene kann nur die Tatsache sein, daß hinsichtlich der menschlichen Zielsetzung seit dem Mittelalter eine Vergeistigung eingetreten ist, die eben im klassischen Bildungsgedanken kulturell zu einer Höhe geführt hat, die nicht ohne Verlust des Wertvollsten der Entwicklung in den letzten Jahrhunderten verlassen werden kann.

Und darum müssen wir den Bildungsgedanken aufrecht erhalten, ihm aber eine andere Richtung geben: Wir müssen vom Persönlichkeitsideal weiterschreiten zu dem der menschlichen Beziehungen und Gesellschaft. Nicht mehr der einzelne Mensch unmittelbar darf mehr im Mittelpunkt stehen, sondern mittelbar über die Aufstellung höchster Ziele für die menschlichen Gemeinschaften müssen die Eigenschaften des Einzelmenschen entwickelt werden, die solcher Zielstrebigkeit dienen können. Die Aufgabe ist also: An Stelle des Persönlichkeitsideals müssen Ideale des menschlichen Zusammenschlusses treten.

Damit aber münden unsere Betrachtungen in jene Betrachtungen über die Notwendigkeit, in das Vielerlei persönlicher Ziele, überpersönliche Ordnung zu bringen. Wir deuteten dort schon an, daß es zwei verschiedene Stufenleitern menschlicher Beziehungen gibt, die nebeneinander Geltung haben müssen, wenn wir einerseits als Volk, andererseits aber auch als Staat zu wirklichem Leben kommen wollen.

Auf der einen Seite besteht jene Reihe von menschlichen Beziehungen, die ganz abgestellt ist auf das natürliche Dasein. Von der Ehe über die Familie, die Sippe, den Stamm führt diese Reihe zum Volk. Die tragende Kraft dieser Reihe ist die Frau, die Mutter.

Auf der anderen Seite aber ist das Bereich des männlichen Geistes, der über die männerbündlichen Zusammenschlüsse zum Staat führt.

Damit ist klargelegt, daß eine neue Bildung klar zu scheiden hat zwischen den Zusammenschlüssen, die der Erhaltung des Lebens des Volkes dienen und denen, die aus dem Geist heraus diesem Leben Form geben. Dadurch aber scheidet der neue Bildungsgedanke klar zwischen Mann

und Weib und stellt unter Verzicht auf ganz allgemeine Menschheitsideale den einzelnen auf den Platz innerhalb der Gesellschaft, wo er voll seine Natur, sei sie weiblich oder männlich, zur Entfaltung bringen kann.
Diese Entfaltung ist aber abhängig von einer reinen Vorstellung eben jener Zusammenschlüsse, die wir erwähnten. Und darum muß eine neue Bildung auf der einen Seite die Ehe reinigen von dem selbstsüchtigen Gedanken reiner Geschlechtsbefriedigung des einzelnen, muß wieder hinführen zur Familie, muß dieser wieder ihre, jetzt zerstörten Rechte geben, muß dem Stamm sein Eigenleben so weit erhalten, daß er eine lebendige Brücke von der Familie zum Gesamtvolk bleibt. Diesem Gesamtvolk aber als wirkliche Einheit lebendiger Kraft muß alle Sorge gelten, denn es ist der Träger der Kultur, aller der Werte also, die das menschliche Leben aus der Ebene rein körperlichen Lebens hinaufhebt in jene höhere, wo das reine Triebleben gebändigt erscheint.
Soll das aber erreicht werden, so muß die neue Bildung mit allen Mitteln und aller Kraft dahin drängen, daß das zusammenhaltende Band nicht gelockert, sondern gefestigt wird. Dieses Band aber ist in erster Linie die Sprache. Gerade die neuere Forschung hat bewiesen, daß ein Volk geistig durch die Sprache entsteht, d. h. daß die Sprache entscheidend ist für das bewußte Erlebnis „Volk“. Darum ist ihre Verfälschung ebenso volkzerstörend, wie ihre Überspitzung zur Gelehrtensprache oder sonst eine nur kastenmäßig verstandene Sondersprache den inneren Zusammenhalt vernichten muß. Hier kann eine neue deutsche Bildung durch Hebung des Sprachgewissens schwere Fehler der Vergangenheit beseitigen.
Freilich nützt solche Pflege der Sprache nichts und noch weniger die von Sitte, Kunst und Musik, wenn nicht vorher die leibliche Volkwerdung gesichert ist. Ihr hat die neue Sozialpolitik in erster Linie zu dienen. Das Glück des einzelnen kann nur so weit für diese maßgebend sein, als der einzelne es in der wirtschaftlichen Sicherung von Familie, Stamm und Volk erlebt. So sicher es ist, daß die alte Sozialpolitik ihr Verdienst darin hat, daß sie das einfache Treibenlassen im Spiel der freien Kräfte als unmöglich erkannt hat, ebenso sicher ist, daß die neue aus geistigen Erkenntnissen heraus gestaltet werden muß, die ganz anderer Einstellung entstammen als der Persönlichkeitskultur.
„Sozialpolitik!“ Politik ist Sache des Staates und darum kann auch Sozialpolitik nur Sache des Staates sein. Politik ist aber auch Sache des Geistes, und auch darum gehört sie zur Aufgabe des Staates, denn er ist das Gebilde der Männlichkeit und diese ist der Natur nach Träger des Geistes, ihr gebührt das Gebiet bewußten Denkens. Die Frau aber und Mutter hat die Gabe aus dem Unbewußten, aus dem Gefühl zu schöpfen; ihre gewaltsame Hereinziehung in das Gebiet des Geistigen ist an sich gegen die Natur, ihre Einbeziehung in das Bereich der Politik gleichermaßen tödlich für den Staat wie für die Lebenskraft des Volkes, der sie zu dienen hat.

Keine Zeit ist geeigneter, dem Staat dadurch wieder seine Kraft zurückzugeben als die heutige. Aus dem Kriegs- und Nachkriegserlebnis heraus könnte wieder jene Männlichkeit erweckt werden, die allein jene Wehrhaftigkeit nicht nur der Faust, sondern auch des Geistes zur Geltung bringt, die naturgesetzlich die Vorbedingung eines wirklichen Staates ist. Ansätze sind allenthalben vorhanden, aber weil die Führung eines klaren Bildungsgedankens fehlt, erleben wir immer wieder den Schmerz, daß ein männerbundlicher Zusammenschluß abgleitet in Parteiwesen. Führer entstehen nur im Gebiet jener ausschließlichen Männlichkeit und wehe dem Volk, das versäumt, den Zusammenschluß seiner wehrfähigen Jugend zielbewußt durchzusetzen. Es wird ausgelöscht werden, denn es wird nie seine staatliche Form erhalten und formlose Masse bleiben, die das Opfer anderer Völker, die sich hier tüchtiger erweisen, werden muß.

Wer wollte leugnen, daß aus einer Zielsetzung, die letzten Endes Volk und Staat in ihrer idealen Gestalt herausstellt, ohne weiteres nicht nur leiblich, sondern auch geistig dem einzelnen eine Zielsetzung gegeben ist, die all sein irdisches Streben lenken und führen kann? Der Unterschied gegenüber dem bisherigen Bildungsgedanken besteht aber darin, daß nicht der einzelne und seine Persönlichkeit oberstes Ziel ist, sondern die Einordnung seiner Anlagen und Kräfte in überpersönliche Zielsetzungen. Damit wird aber auch von selbst der Rousseausche Satz „Der Mensch ist gut" als unmöglicher Ausgangspunkt überwunden, denn es wird klar, daß jedes Einzelwesen mit mannigfachen Eigenschaften und Fähigkeiten begabt ist, die eben seiner Durchsetzung als Einzelwesen dienen, die aber dem Leben der Gemeinschaft feindlich sind. Vom Standpunkt der Gemeinschaft aus gesehen, muß der Entwicklung dieser Eigenschaften Grenzen gesetzt werden. Für die Gemeinschaft ist der Einzelmensch nur bedingt „gut", nämlich wenn er seine Lebenstüchtigkeit im Rahmen der Gemeinschaft beweist. Jeder, der sein Inneres prüft, weiß, daß Lebenswille und Selbstsucht nahe benachbart sind und daß die Einhaltung der Grenze Gewissenssache ist. Wie aber ist Gewissen denkbar ohne Selbsterkenntnis? Selbsterkenntnis aber — ich zeigte es schon eingangs — ist unmöglich ohne das Duerlebnis; sie ist also abhängig vom *Leben in der Gemeinschaft*.

Erhält sie wieder Geltung, wird auch der Berufsgedanke wieder befreit von seiner Verflachung, die an Stelle der Pflicht den persönlichen Wunsch gestellt hat. Der einzelne wird die Entscheidungen auf seinem Lebensweg wieder treffen müssen nach dem Wert, den seine Persönlichkeit, sein Wirken hier und dort, für die Erreichung jener Gemeinschaften besitzt, deren lebendiges Glied er sein muß, wenn er bestehen will, denn rücksichtslos wird der neue Bildungsgedanke alle ausstoßen, die nicht ihm dienen, sondern nur ihren eigenen Wünschen. Dieser Bildungsgedanke stellt den Dienst, nicht den Verdienst in den Mittelpunkt.

Ist aber so der Berufsgedanke wieder von den Schlacken der Ichsucht befreit, dann wird auch wieder der Weg frei sein zu jener ersten und

höchsten Gemeinschaft, der zwischen Gott und Mensch. Der einzelne wird wieder erkennen, wie wenig er imstande ist, trotz allen Strebens seinen von Gott erhaltenen vielfältigen Beruf zu erfüllen, und er wird wieder jene Zwiesprache suchen, die ihn über die Niederungen des irdischen Strebens hinausträgt. Solange der Mensch sich vorgaukelt, daß sein Beruf nur im Erwerb des täglichen Brotes für sich beruht und daß die persönlichen Wünsche bestimmend für diesen Beruf sind, bleibt er dem Diesseits verhaftet mit Leib und Seele. Erst wenn er wieder erkennt, daß ein Ich ohne Du kein Leben ist, wenn er die verschiedenen Stufen solcher menschlichen Gemeinschaft als Lebensnotwendigkeiten erfaßt hat, wird ihn auch wieder die Sehnsucht ergreifen nach dem Aufgehen seines Ichs in jener tiefsten Gemeinschaft, die nur besteht zwischen dem Schöpfer und seinem Werk.

Schlußstück aus „Die deutsche Bildungsfrage" von Dr. Friedr. Oldenbourg (R. Oldenbourg Verlag).



Wie wichtig wird jede Sammlung der Geister zu besonnen ruhigem Urteil, zu positivem Schaffen in dieser Zeit, da mehr und mehr die heilloseste Verwirrung, das ungebärdigste Chaos in allem politischen Leben sich kundtut. Aber wo findet sich der neue ruhende Pol, der in diesem kreisenden Wirrwarr einen Stützpunkt bildet?

Aus: Otto Braun „Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten".

Der verborgene Dichter

Karl Röttger

Etliche Jahre vor Hölderlins Tod geschah es, daß ein paar Menschen, jung noch, zwei Männer und ein Mädchen, vom Schwarzwald her gen Tübingen zogen, an den Neckar kamen — am Flusse hinwandernd vor die alte Stadt kamen — über der des alten Schlosses Ruine sich hob — und zaghaft eintraten in die Stadt, um den Dichter zu sehn, um den die Legende Gerank gewunden hatte. —
Sie fanden ihn anwesend, freilich eben erst heimgekehrt von einem Gang durch die Felder; denn es waren die ersten Junitage, und es hatte die Weinblüte da und dort geduftet...
Als sie, ein wenig verlegen, eintraten, schienen ein paar Augen sie an, solcher Art, daß das Mädchen den zweien zuflüsterte, sie müßte sogleich wieder gehn, denn dieser Mann wandle nicht auf Erden, um wie eine Sehenswürdigkeit angeschaut zu werden; dazu seien die leblosen Dinge da...
Aber die Männer wollten die Reise nicht umsonst gemacht haben, verneigten sich vor dem Dichter und baten, wenn es dem Dichter gefällig sei, um eine Zeile von seiner Hand...
Jetzt stand der, der ehedem Hölderlin hieß, groß vor ihnen, lächelte ein wenig und sagte — fast mit Scharm —: „Ich begrüße Sie, Fürstin" — er wandte sich an die junge Dame zuerst. „Belieben Sie hier im Sessel zu sitzen? Haben Sie einen langen Weg gemacht? Und noch nicht am Ziel? Alles Ziel ist fern — und im Abendrot steht das Portal der Madonne.
Sie, Kanzler, sitzen der Fürstin zunächst, bitte, der Stuhl ist etwas wacklig, indessen — — und Eure Eminenz bitte ich hier ... Hoffentlich vermissen Sie das Kreuz nicht zu sehr. Zu meiner fortgeschrittenen Zeit bedarf man dessen nicht mehr oder nur heimlich. Sie sind gekommen um ein Wort. Sie sehen, ich lasse es nicht daran fehlen. Wenn man wie ich die Welt nur anschaut und den Liebreiz der Dinge — ist man der Abgründe gewiß... Indes fragen Sie mich nicht um die Händel der Welt" — er streckte die Hände vor —, „so sehr auch solchen erlauchten Herrschaften die großen Dinge der Welt nah gehn mögen..."
Sie sagten ihm, daß sie keine Herrschaften seien, sondern Menschen, die einen Dichter zu sehn begehrten.
Er lächelte, weise und bescheiden: „Ich verstehe. Verstehe vollkommen, Eminenz und Sie, Fürstin — es ist mir nur eine Ehre, Herrschaften Ihrer Art in meiner Klause — —"
Er sah das junge Mädchen genauer an —: „Sie erinnern mich, Durchlaucht — ‚Hohes ist etlichemal unter Niederm gewandelt'..."
Aber der, den er Kanzler genannt hatte, wagte ihn erneut um den Vers auf einem Papier und um seinen Namen zu bitten.
Hölderlin lächelte wieder und sagte: „Gleich! Sogleich."
Aber das Mädchen war aufgestanden und sagte, schlicht, aber mit heißen Wangen zum Dichter: „Verzeihen Sie, Herr Hölderlin! Verzeihen Sie vielmals! Ich weiß wirklich nicht, warum wir da bei Ihnen eingedrungen sind. Es ist eine Roheit. Wir wollen gehn..."
Einen Augenblick war Hölderlin ernst, aber dann hatte er sein gewinnendes Lächeln wieder. „Tun Sie dem Kanzler und der Eminenz nicht Unrecht", sagte er. „Haben sie die Reise weither gemacht — gut, müssen die Herren das Papier haben ... Einen Vers, und ja, den Namen."
Er ging zum Tisch und fing an zu schreiben.
Einmal wendete er sich um und fragte in den Raum, nicht einen einzelnen: „Aber glauben Sie, daß der Name mir gebühre? Wer wäre der Mensch, daß er einen Namen habe, der ihm gebühre?"
Er schrieb wieder, stand dann auf und sagte, sich wendend, lächelnd: „Sehn Sie, darum wag' ich nicht, Ihren Namen zu nennen; ich weiß, Sie haben mir einen genannt — aber man kann es nicht wissen."
Er hielt das Papier in der Hand, der Kanzler wollte es greifen, aber Hölderlin zog es zur Seite und danach, als die Eminenz danach faßte, auch. Er sprach so:

„Der Sommer hat nämlich begonnen; daher war ich den Nachmittag bis zum Abend draußen und habe den Wald gesehn und das Wasser — aber kein Mensch weiß das Warum... So, Durchlaucht, Ihnen geb' ich's zu Händen" — er verneigte sich vor der jungen Dame und gab ihr das Papier. „Gen Osten steht das Portal, geben Sie's der wartenden Schwester zu Händen."
Dann nickte er, sehr hoch und vornehm, und die Audienz war beendet ...
Draußen standen sie im Zwielicht, des Mädchens Gesicht war bebend vor Scham; sie versuchte zu lesen und konnte nicht. Da nahm es der Kanzler und las:

Der Sommer

Wenn dann vorbei des Frühlings Blüte schwindet,
So ist der Sommer da, der um das Jahr sich windet,
Und wie der Bach das Tal hinuntergleitet,
So ist der Berge Pracht darum verbreitet.
Daß sich das Feld mit Pracht am meisten zeiget,
Ist wie der Tag, der sich zum Abend neiget;
Wie so das Jahr enteilt, so sind des Sommers Stunden
Und Bilder der Natur dem Menschen oft verschwunden.

Die zwei Männer faßten nicht, warum das Mädchen plötzlich Tränen an den Wimpern hatte. Aber als sie draußen vor der Stadt waren, dämmerte es dem einen, dem Kanzler, und er sagte: „Das mag nun Wahnsinn sein oder nicht, es ist schrecklich! — Nicht das Schicksal dieses Mannes, sondern: daß das Ungeheure nur schattenhaft gigantisch sichtbar wird... Wie ein Erschrecken ist das..."
„Die in einer Demut endet", fügte die Fürstin hinzu.
Aber die Eminenz wurde böse, lachte und fragte, wie man nur so außer sich sein könne; denn da sei ein armer Irrer gewesen, der nur noch so witzig gewesen sei, ein paar Reisende zu frozzeln.
Hierüber gerieten sie in Streit, die zwei Männer, bis endlich das Mädchen den einen vom andern fortzog...
Es schien ein wenig Mond — etwas über halb — und legte einen Hauch von Schein in die Dämmerung...
„Laß uns noch einmal zum Hause des Dichters gehen", sagte der Mann.
Das Mädchen sah ihn entsetzt an, so fuhr er fort: „Nicht hinein zu ihm.
Er ist jetzt allein und soll allein bleiben. Er ist jenseits der Menschen..."
„Ja, und man kann nicht sagen, daß er ein Lebender im Sinne der Menschen sei", fügte das Mädchen hinzu. „Warum willst du hin?"
„Sein Fenster ist von Laub umrankt, und er wird jetzt in die Nachtnatur schauen, die keiner wie er verstanden hat..."
Von dem Schauer des Unheimlichen gezogen, gingen sie hin, fanden das Haus und sahen — vom Unnennbaren ins innerste Herz getroffen —: das weiße Antlitz Hölderlins hing aus dem Fenster, stand in den Blättern der Ranken und lächelte ... Einmal wendete er sich zur Seite, ohne sich im Ausdruck zu verändern, als könne er sie sehen und als sehe er sie an — — dann stand es wieder in der Halbhelle — — der Mund ein wenig geöffnet, wie um zu atmen oder aus sich zu hauchen, wie ein Bild, nicht wie ein Menschengesicht...
Das Mädchen hatte die Hand auf der Brust — dann ergriff es den Arm des Mannes, und als er nicht folgte, wandte es sich mit einem Male und lief... die Hand auf dem Mund, um nicht zu schreien aus dem Schmerz seines Herzens... Einen menschenleeren Weg laufend, fing sie darauf doch an zu schreien... Irgendwo lehnte sie am Zaun und hielt ein Tuch vors Gesicht. Der Mann stand bei ihr, ratlos, wortlos...
„Wir hätten es nicht tun sollen", sagte er dann ganz demütig...
Aber sie schüttelte, ihre Erschütterung meisternd, den Kopf und sagte: „Doch! Doch! Das war das letzte Bild dieses Genius... Aber es ist schrecklich, das gesehn zu haben. Kann das Leben so schrecklich sein? Daß ein Göttersohn lebt und stirbt in vollkommener Einsamkeit? ... Denn wenn er stirbt, wird das auch in dieser Einsamkeit geschehen... Möge es dann eine Mondnacht sein wie diese, so still ...

denn mich dünkt, es sind nicht die Schmerzen, die er leidet — jetzt in diesem seinem Dasein — die das Bild schrecklich machen ..."
„Nein", sagte der Mann, „seine Schmerzen sind schon hinter ihm."
„Aber wir, in unserm Aufwachen zum Über- und Außerweltlichen, fassen an unser Herz und fragen ..."
„Was?" sagte der Mann leise.
„Wo der Sinn all des Furchtbaren sei; auch der Sinn davon, daß wir so erschrecken, wenn das Fremde und Ungeheure uns anblickt wie aus dem weißen Angesichte dieses Dichters ..."
Der Mann sah zu Boden, hob sein Gesicht und sagte: „Ich glaube, das steht in den Worten, die er uns hinterließ ..."
Das Mädchen nickte und wischte die Tränen vom Gesicht.
Es rauschte kühl in den Blättern, ein Ton war, wie wenn ein Vogeljunges irgendwo in einem Nest zirpe. Wie aus tausend dunklen Augen blickt die Nachtnatur die zwei an. Sprachlos, stumm.
Der Dichter aber, der Hölderlin hieß, doch ein Göttersohn war, starb einsam, Jahre danach; in einer ebensolchen blassen Sommernacht, wie diese war.

Aus Karl Röttgers neuem Werk „Das Buch der Gestirne", das demnächst im Horen-Verlag erscheint.

Dichtung verändert die Welt

Karl Rauch

Die Geschehnisse der politischen Umwälzung und die sich überstürzenden Tagesereignisse ziehen einen jeden verantwortungsbewußten Menschen, der kämpfend und bejahend in dieser unserer entscheidungsvollen Zeit steht, mit Recht geradezu unausweichlich in ihren Bann. Es kann sich dem, was in diesen Wochen und Monaten in unserem Vaterlande geschieht, niemand entziehen — oder er stellt sich selber abseits von Volk und Gemeinschaft. Politik regiert die Stunde in einem derart vollendeten Ausmaß, daß uns, den in ihr Tätigen oder in sie Verstrickten, immer erneut die Gefahr bedroht, andere auch wichtige Gebiete des menschlichen Lebens und Wirkens zu vernachlässigen.
Politik umfaßt die männlichsten Bezirke des Daseins. Auf ihrer Kampfbahn hat jeder sich zu bewähren. Richtig begriffen aber ist Politik immer Aufgabe des Geistes — was nur in den Trübungen profaner Tagespolitik allzu oft vergessen wird, gerade jetzt aber am entscheidenden Wendepunkt vom Parteigetriebe fort zur organischen Neuordnung von Volk und Staat hin gar nicht eindringlich genug erkannt werden kann. Nicht die rohe Gewalt, nur die geistige Überlegenheit vermag auf Dauer die Geschicke des Volkes zu lenken, den Staat zu führen. Bestehen wird der Staatsführer, der den wahren Philosophen und den echten Dichter zu engstem Bündnis sich beruft. Jener deutet die Welt, dieser verdichtet das Leben, und durch Deutung und Dichtung erst wird das Leben voll und ganz, wird aber auch noch das belanglose Menschenleben erfüllt und groß. Das wahrhaft Menschliche, das unter der Oberfläche alltäglicher Schau liegt und das innere Wesen bestimmt, das Ewige im Menschen harrt heute wie je des Zurufes der Dichter. Und keine Änderung, keine Wandlung greift schöpferisch durch, die nicht dichterische Aufrüttelung einschließt. Was immer draußen geschehen mag, die innere Welt gehört der Dichtung.
Dichtung verändert den Menschen. Sich ihr zu öffnen aber, Wege zur Dichtung zu finden, ist schöpferische Aufgabe. Lesen ist schöpferisches Empfangen. Teilnehmen am Vorgang künstlerischer Sprachschöpfung soll der Leser, um so der eigentlichen, der eigentümlich unbestimmbaren Wirkung teilhaftig zu werden, die das erlebte Kunstwerk im aufgeschlossenen Menschen auszulösen vermag. Diese Aufgeschlossenheit lehren, den Leser zu ihr zu befreien, ist Ziel und Zweck des einzigartigen Werkes: Albert Daur, Der Weg zur Dichtung. Lesen als schöpferisches Empfangen (Albert Langen-Georg Müller. Lein. 9.—), das ich im „Bücherwurm" bereits einmal empfohlen habe und in die Hand vor allem des Lehrers und des Buchhändlers selber wünsche.

Literarische Schreckenskammer

Aus: Hans Heyck „Armin der Cherusker“:

Die strengen, rechthaberischen Falten, die von seinen geblähten Nasenflügeln niedersanken, verrieten Starrsinn und Buchstabengeist (S. 35).

... doch ohne Scheu watschelt Wotans abgesunkener Wandervogel, die maste Gans (S. 67).

Der Neffe w r a n g seine Locken aus (S. 83).

Jäh stürmten sie heran, mit flatterndem Langhaar, nackt die gläsernen Leiber, die p r e s s e n d e n B r ü s t e (S. 114).

... und sie froren am nackten Leibchen, die tollen Weibchen (S. 11).

M u ß t e — ?? D u r f t e g e m u ß t w e r d e n, w a s n i c h t — g e d u r f t w e r d e n m u ß t e ?? J a, e s d u r f t e ! E s m u ß t e !! A b e r w i e ?? (S. 238).

Aus: Hanns Heinz Ewers „Horst Wessel“:

Der Sturmführer betrachtete seine L ä m m e r: keinem war ein Härchen gekrümmt; er setzte sie heil ab, der Reihe nach (S. 16/16). (Wen setzte er ab? Die Lämmer oder die Härchen? D. Verf.)

Sprengel schrie auf vor Schmerz, saß im Augenblick auf seinem P o p o, blickte wirr um sich — ja, beim Henker, was ging denn hier vor? (S. 71).

Schaffte es, mühselig genug, stellte eine Nazizelle auf die Beine (S. 104).

Horst kam heran, griff das Rad auf — da fiel die Hose hoffnungslos herunter (S. 116).

Ohne sichere Führung und Befehl wußten sie nicht recht, was sie tun sollten, f i c k - f a c k t e n herum (S. 263).

Wieviel kleine Horst-Wessel Müllers und Horst-Wessel Schulzes schreien nun schon herum im Vaterland? Bald wird Wessel ein Vorname werden so gut wie Hans und Peter! Schade nur, daß sich noch kein Mädel gemeldet hat, das durchaus W e s s e l i n e heißen will — man könnte es Linchen rufen (S. 269).

Deutscher Jugend und deutscher Kameradschaft wurden Heiligtümer ihre Grabstätten (!! D. Verf.).

Aus: Max Jungnickel „Die Meldung“:

Der Meldeläufer ... geht, mit der Nase Fußspuren nachziehend, ohne daß er sie dem Boden zu nähern braucht, das Ohr an die Erde gedrückt ... (S. 19).

Der Soldat ... lehnt sich an den Anfang des Hauses wie ein Violinschlüssel (S. 23).
Saß nun daheim und wollte bei der Lampe das Blatt, das sie eben ausgetragen hatte, mit Zeit und Ruhe lesen (S. 25).

So hinfahrend ist die Melodie wie ein alter Kahn, der sich durch Rosenranken schiebt (S. 35).

Und der Boden, worauf er steht, wird zur Quelle, aus d e m er seine Gedanken schöpft (S. 39).

Aus: Alfred Döblin „Für Jacob Wassermann“ (Die Neue Rundschau, März 1933):

Nun frage ich mich bloß, warum soll Wassermann nicht Geburtstag haben, es ist ja niemand davor geschützt, Geburtstag passiert den stärksten Männern, ein bißchen ist freilich Geburtstag eine komische Sache.. .Nun aber ist es einmal so, es ist bei Ihnen eine runde Zahl geworden, da gibt es eine Art Inventuraufnahme, wer gratuliert und wer nicht, ich erscheine auch und teile Ihnen mit, was Sie schon wissen, daß ich mich Ihres Daseins freue... (Seite 360/61).

Eine Auswahl neuer Bücher

Nachstehend verzeichnen wir nach Sachgebieten geordnet die Titel wichtiger Neuerscheinungen der letzten Wochen. Diese Liste erscheint künftig in jedem Heft. Die beigefügten Sätze sind sachliche Charakteristiken, keine kritischen Werturteile.

Romane und Novellen

Capek, Karel, Hordubal.
Roman. Br. Cassirer. Der erste Roman vom Verfasser des im vergangenen Herbst erschienenen köstlichen Buches „Das Jahr des Gärtners".

Castro, Ferreira de, Die Kautschukzapfer.
Roman aus dem brasilianischen Urwald. Enoch. 4.80. Ein junger monarchistischer Portugiese muß wegen der Teilnahme an einem Putsch das Land verlassen und landet nach abenteuerlicher Flucht als Kautschukzapfer im dunkelsten Urwald Südamerikas bei den indianischen Kopfjägern.

Ebermayer, Erich, Werkzeug in Gottes Hand.
Roman. Zsolnay. Ca. 7.—. Junge deutsche Menschen in fruchtbar deutscher Landschaft ringen um den Versuch eines naturnahen neuen Lebens.

Fabricius, Johann, Marietta.
(Komödianten zogen vorbei.) Zsolnay. Ca. 6.80. Durchdringende Psychologie. Ein empfindsames Schauspielerkind entwickelt alle unheimlich leidenschaftliche Kraft, deren eine Frauenseele fähig ist.

Ferber, Edna, Amerikanische Schönheit.
Roman. Enoch. 4.80. Guts- und Familiengeschichte, die von der Gründung einer Farm in Massachusets im frühen 18. Jahrhundert ins heutige Chicago führt.

Flake, Otto, Hortense — oder die Rückkehr nach Baden-Baden.
Roman. S. Fischer. 5.80. Die abenteuerliche Geschichte eines jungen Mädchens aus badischem Adel während der ereignisreichen Jahre 1860 bis 1870, den Jahren Napoleons III., der Victoria, Garibaldis und des aufsteigenden Bismarck.

Galsworthy, John, Pharisäer.
Roman. Zsolnay. Ca. 6.50. Durch einen belgischen Rebellen werden einem jungen Engländer aus vornehmem Hause die Augen geöffnet über das Pharisäertum, die Heuchelei und Überheblichkeit der modernen Gesellschaft.

Hesse, Hermann, Kleine Welt.
Sieben Erzählungen. S. Fischer. 7.50. Der Dichter Hesse sucht hier an Hand von sieben Schicksalen kleiner, unbedeutender Menschen das Gesetzmäßige eines jeden Schicksals hinter dem scheinbar Zufälligen aufzuspüren.

Huelsenbeck, Richard, Glücksucher.
Roman a. einer Weltstadt. S. Fischer. 6.50. Ein deutsches Mädchen im wilden Wirbel von New York: im Fabrikkontor, als Redaktionssekretärin, als Tanzgirl, Geliebte eines verkrachten Journalisten und schließlich am Ostrand der Stadt still und bescheiden in einem Siedlerhäuschen.

Kang, Younghill, Das Glasdach.
Ein Koreaner erzählt sein Leben. Paul List. Ca. 6.80. Das aus der Idylle zum Weltbrand auflodernde Fernost-Panorama von Söul und Tokio bis zur Mandschurei und Sibirien wird hier von einem Eingeborenen selbst mit aller farbigen Leuchtkraft geschildert, wie wir sie bisher nur in den Märchen von Tausend und einer Nacht kannten.

Lewis, Sinclair, Ann Vickers.
Rowohlt. Kart. 7.—, Leinw. 8.50. Mit der an ihm bekannten Mischung an Herzenswärme und Ironie schildert Lewis den Leidensweg einer liebenden Frau, in deren Werdegang sich das Schicksal eines ganzen Volkes spiegelt.

London, Jack, An der weißen Grenze.
Roman. Universitas. 4.25. Frona, die Tochter des „Eldorado-Königs", eine

der herrlichsten Frauengestalten Jack Londons, zwischen tobenden, goldgierigen Männern des rauhen Alaska.

Maurois, André, Engländer.
Piper & Co. 4.80. Fünf der interessantesten Gestalten aus dem England des 18. und 19. Jahrhunderts in meisterhafter Verlebendigung: Mrs. Siddons, die berühmte Tragödin, Bulwer, der romantische Erzähler der „Letzten Tage von Pompeji", Horace Walpole, Ruskin, Wilde.

Menzel, Gerhard, Flüchtlinge.
Erlebnis Deutscher in fernen Ländern. Korn. 5.80. Abenteuerliche Schicksale flüchtender Wolga-Deutscher im fernen Osten, die nach bangen Tagen auf wunderbare Weise ihre Feinde besiegen.

Olden, Balder, Paradiese des Teufels.
Universitas. 4.80. Der tapfere und tragische Leidensweg Roger Casements, der im Kampfe um Irlands Befreiung während des Krieges von den Engländern als Hochverräter hingerichtet wurde.

Regler, Gustav, Der verlorene Sohn.
Kiepenheuer. 5.50. Ein junger streitbarer Katholik kämpft leidenschaftlich und unerbittlich gegen die Kirche und den Bischof von Avignon. Zwei ehemalige Freunde ringen um alten und neuen Glauben inmitten des glühenden südlichen Lebens.

Shaw, Bernard, Junger Wein.
Roman. S. Fischer. Ca. 8.50. Unreife (Immaturity) heißt im englischen Titel dieses Erstlingswerk Shaws, das er nun fünfzig Jahre nach seiner Entstehung erscheinen läßt und in dessen frühreifen, überlegenen, kritischen Betrachtungen wir die Keime aller künftigen Aufregungen erkennen, die von seinen späteren Büchern ausgehen.

Traven, B., Regierung.
Universitas. 5.—. Gewissenloser, korrupter Einbruch der europäischen Zivilisationsbürokratie zerstört das schlichte Glück zahlloser indianischer Existenzen in Mexiko.

Voinova, A. J., Falsche Edelsteine.
Roman aus dem Russischen. Paul List. Ca. 6.50. Eine der feinsten Satiren auf den Kommunismus, deren Erscheinen in Rußland ungeheures Aufsehen erregte, viele lebhafte Diskussionen verursachte, bis schließlich das viele Intrigen und den moralischen Verfall einer auf Zwang und Lüge aufgebauten Gesellschaft bloßlegende Buch verboten wurde.

Wolf, Viktoria T., Mädchen, wohin?
Zsolnay. Ca. 5.50. Grazie und betörender Zauber eines beglückenden jungen Mädchens von heute, das instinktsicher zwischen drei Männern ihre eigene Lebensstraße geht.

Ziegel, Dorothea, Der Mann, der die Frauen anzog.
Lebensroman des Modekönigs Drecoll. Mit Bildern und Zeichnungen von E. M. Simon. Paul Neff. 4.80. Christof Drecoll aus Hamburg, der, mit 22 Jahren aus dem Offiziersdienst schied und vier Jahrzehnte lang

der ungekrönte König der Wiener Mode war. Ein hochinteressanter Film der letzten fünfzig Jahre europäischer Kulturgeschichte mit prachtvollen Bildern des alten Hamburg, der Wienerstadt, der Riviera und der Umgebung der großen „Queen".

Biographien, Briefe

Bauer, Michael, Christian Morgensterns Leben und Werk.
Mit 24 unveröffentlichten Bildbeigaben. Piper & Co. 8.40. Das von der großen Morgenstern-Gemeinde sehnlich erwartete Lebensbuch mit vieler unveröffentlichten Gedichten, Briefen, Tagebuchaufzeichnungen, sowie persönlichen Erinnerungen von Fr. Kayßler, Georg Hirschfeld und anderen Freunden.

Frischauer, Paul, Prinz Eugen.
Ein Mensch und 100 Jahre Geschichte. Zsolnay. Ca. 9.50. Ein Kolossalgemälde der volkstümlichsten Gestalt der österreichischen Geschichte des kühnen Gegenspielers Ludwigs XIV.

Rilke, Rainer Maria, Briefe vom Jahre 1908 bis zum Ausbruch des Krieges.
Insel. Leinw. 7.—, Halbldr. 9.—. Nach längerer Pause ein neuer Briefband des geliebten Dichters, der u. a. Briefe enthält an Felix Braun, Hans Carossa, Max Dauthendey, Richard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal, Annette Kolb, Clara Rilke, Auguste Rodin, Regina Ullmann.

Wassermann, Jakob, Selbstbetrachtungen.
S. Fischer. 4.50. Das Persönlichste, was Wassermann bisher schrieb: eine Art Rechenschaftsbericht und Versuch der Selbsterkenntnis, ein Kommentar seines Lebenswerkes zum 60. Geburtstag.

Wegener, Paul, Flandrisches Tagebuch 1914.
Rowohlt. Leinw. 4.50. Wir kennen Paul Wegener als hinreißenden Darsteller fremder Schicksale. Hier stellt er sein eigenes dar inmitten der Ereignisse der ersten Kriegsmonate.

Weltanschauung und Erziehung

Kiesel, Arthur, Wir sehen nur Schatten.
Gespräche über letzte Fragen der Philosophie. Reclam. 4.80. In Gesprächsform wird der ungelehrte Laie von den einfachsten Tatsachen des Alltagslebens her zum Verständnis der schwierigsten Fragen der Philosophie geleitet.

Kraemer, Dr. Erich, und Dr. Karl Wickerhauser, Technokratie.
Kurt Wolff. Ca. 2.50. Kritische Darstellung der aus Amerika kommenden neuen Heilslehre, die in der Technik nicht die Ursache der Krise, sondern die Möglichkeit ihrer Überwindung erkannt haben will.

Meyer, Arnold Oskar, Bismarcks Glaube im Spiegel der Losungen und Lehrtexte.
C. H. Beck. Kart. 2.—.

Schinkel, Friedrich, Preußischer Sozialismus.
Korn. Kart. 5.20, Leinw. 6.50. Das Ideengut Friedrich Wilhelms II., Fichtes, Hegels, der konservativen Sozialisten Lorenz von Stein, Frantz und Robbertus, sowie Lassales und Bismarcks wird im Sinne Spenglers zur reinen Wirklichkeit Preußen weitergeführt.

Der Bildschmuck dieses Heftes, auch das Bildchen auf der 2. Umschlagseite, stammt aus dem im Herbst erschienenen lustigen Buche „Das Jahr des Gärtners" von Karel Capek (Br. Cassirer).
Der Gesamtauflage liegt ein Prospekt des Felsen-Verlag, München bei, dessen Werke dem inneren deutschen Aufbau dienen und mit Nachdruck empfohlen seien.
Ausgabe A dieses Heftes enthält als Beilage das 16seitige Blatt „Das Gedicht" (2. Bogen) mit Aufsatz „Vom Wesen der Lyrik" und drei Gedichten von Eleonore Lorenz.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1933 • 18. Jahrgang • Heft 5

Die Stunde der Dichtung

Es weht ein neuer Wind über Deutschland. Der politische Kampf, der länger als ein Jahrzehnt Gruppe gegen Gruppe, Bewegung gegen Bewegung, Partei gegen Partei geworfen hat, ist zu Ende. Zersetzende Mächte wurden ausgeschieden oder schieden sich selber aus. Einheit des Volkes wird wieder sichtbar. Auseinandersetzungen schweigen. Eine neue Ordnung will sich einrichten.
Solange die Auseinandersetzung tobte, jagte eine Sensation die andere: war die Tageszeitung der Mittelpunkt des Interesses. Heute ist die Presse weitgehend ausgeschaltet — und staunend sieht der gegenwartsbesessene Mensch, daß auch ohne die drei- bis viermalige Neuauflage der Tagesmeldungen, aus aller Welt für den Kaffeetisch zubereitet, das Leben weitergeht.
Ja, es ist Tatsache geworden, daß wir als Volk nicht mehr weiterhin in Tagen oder Stunden denken. Wir beginnen wieder Planungen auf Jahre. Das Mechanistische hat sich — überstürzend — selber den Garaus gemacht. Organische Lebensführung ist wieder denkbar. Der Mensch, durch das nervöse Getriebe der politischen Hast seiner selbst entfremdet, fängt an, sich wieder auf sich zu besinnen, vermag Wurzeln zu schlagen, zu bauen, zu leben.
An die Stelle des gehetzten Betriebsmenschen, der jedem Geschehen nachjagt und — um ja nichts zu verpassen — den Boden unter den Füßen, die eigene Entfaltungsmöglichkeit verliert, tritt der in sich gefestigte, nach den Gesetzen seines Seins wachsende Mensch. War der Aufpeitscher von jenem die Zeitung, so wird diesem zum Kameraden und Begleiter das Buch.
Und wie die Zeitung stirbt, so geht auch der Tagesschmöker zugrunde, der als Nervenkitzel gelesen wurde. Die Stunde gehört der Dichtung. Ihre lauteren Quellen, verborgen und abseits, unbeachtet so lange, werden neuentdeckt. Der deutsche Mensch, der zu sich selbst zurückkehrt, ahnt, daß von diesen Quellen her alle Lebenskräfte gespeist werden.
War in der zurückliegenden Zeit das Wort der echten Dichtung Trost den Wenigen, so wird nun die Sehnsucht der Vielen seiner begehren. —

Wir geben nachstehend eine Liste gegenwärtiger Dichter und ihrer Bücher. Man nehme die gedrängte Auswahl als Vorschlag eines Grundstocks der „Dichterischen Bücherei des Deutschen“, in der freilich neben diesen Büchern der Gegenwart die unsterblichen Werke der Hölderlin, Novalis, Jean Paul, Arnim („Die Kronwächter“), Adalbert Stifter, Jeremias Gotthelf, C. F. Meyer, Gottfried Keller, Droste-Hülshoff, Fontane keinesfalls fehlen dürfen.

Auswahlliste von Büchern lebendiger deutscher Dichtung

Paul Alverdes
Die Pfeiferstube. Leinen 2.25.
Reinhold oder die Verwandelten. Novellen. Leinen 4.—.

R. G. Binding
Die Geige. Vier Novellen. Leinen 5.40.
Legenden der Zeit. Leinen 4.50.
Aus dem Kriege. Leinen 6.30.
Unsterblichkeit. Novelle. Leinen 1.80.

Bruno Brehm
Apis und Este. Ein Franz-Ferdinand-Roman. Leinen 5.80.
Das war das Ende. Leinen 5.80.

Georg Britting
Lebenslauf eines dicken Mannes, der Hamlet hieß. Roman. Leinen 5.50.

Otto Brües
Jupp Brand. Leinen 4.50.
Die Wiederkehr. Roman. Leinen 5.50.

Herm. Eris Busse
Hans Fram, das deutsche Gesicht. Roman. Leinen 5.80.

Hans Carossa
Rumänisches Tagebuch. Leinen 4.50.
Der Arzt Gion. Eine Erzählung. Leinen 6.—.

Peter Dörfler
Apollonias Sommer. Leinen 6.80.
Die Lampe der törichten Jungfrau. Leinen 6.30.
Um das kommende Geschlecht. Leinen 6.30.

E. E. Dwinger
Die Armee hinter Stacheldraht. Das sibirische Tagebuch. Leinen 6.15.
Zwischen Weiß und Rot. Die russische Tragödie. Leinen 7.—.
Wir suchen Deutschland. Leinen 6.50.

Hans Heinrich Ehrler
Die Frist. Roman. Leinen 4.20.
Briefe aus meinem Kloster. Leinen 3.60.
Briefe vom Land. Roman. Hlw. 4.50.
Wolfgang. Das Jahr eines Jünglings. Leinen 2.50.

Paul Ernst
Das Glück von Lautenthal. Roman. Leinen 4.50.
Das Kaiserbuch. 6 Bände. Je Hlw. 8.—.
Saat auf Hoffnung. Roman. Leinen 8.—.
Der Schatz im Morgenbrotstal. Leinen 5.40.

Hans Franck
Die richtige Mutter. Roman. Leinen 5.80.
Zeitenprisma. Dreimaldreizehn Geschichten. Leinen 7.50.
Der Regenbogen. Siebenmalsieben Geschichten. Leinen 7.—.
Fridericus. Geb. 2.50.
Recht ist Unrecht. Neun Novellen um eine Wahrheit. Leinen 7.50.
Das Pentagramm der Liebe. Fünf Novellen. Leinen 4.50.

Gg. Grabenhorst
Fahnenjunker Volkenborn. Leinen 4.95.
Merve. Roman eines jungen Mädchen. Leinen 4.80.

Friedrich Griese
Winter. Ein Dorfroman. Leinen 6.50.
Das Dorf der Mädchen. Eine Chronik. Leinen 5.50.
Der Herzog. Ein biographischer Roman. Leinen 5.80.
Alte Glocken. Roman. Leinen 4.50.
Der ewige Acker. Roman. Leinen 7.50.

Hans Grimm
Volk ohne Raum. Volksausgabe. Leinen 8.50.
Südafrikanische Novellen. Leinen 5.—.
Der Gang durch den Sand und andere Geschichten. Leinen 6.—.
Der Richter in der Karu und andere Geschichten. Leinen 5.—.
Die Olewagen-Saga. Leinen 4.—.

Carl Hauptmann
Einhart der Lächler. Leinen 4.80.
Rübezahlbuch. Geb. 2.25.

Hermann Hesse
Peter Camenzind. Erzählung. Leinen 5.85.
Narziß und Goldmund. Erzählung. Leinen 7.65.
Die Morgenlandfahrt. Erzählung. Leinen 6.—.

Rudolf Huch
Die Familie Hellmann. Roman. L. 4.80.
Anno 1922. Roman. Leinen 4.80.

Hanns Johst
So gehen sie hin. Ein Roman vom sterbenden Adel. Leinen 7.—.
Consuela. Aus dem Tagebuch einer Spitzbergenfahrt. Leinen 2.80.
Kreuzweg. Roman. Leinen 4.—.
Thomas Paine. Schauspiel. Leinen 2.50.
Der Einsame. Ein Menschenuntergang. Leinen 1.80.

Jakob Kneip
Hampit der Jäger. Ein fröhlicher Roman. Leinen 6.75.
Porta Nigra, oder die Berufung des Martin Krimkorn. Roman. Leinen 6.80.

E. G. Kolbenheyer
Weihnachtsgeschichten. Leinen 3.80.
Paracelsus: Die Kindheit des Paracelsus. Leinen 8.50.
Das Gestirn des Paracelsus. Leinen 8.50.
Das dritte Reich des Paracelsus. L. 8.50.
Meister Joachim Pausewang. Roman. Leinen 9.50.
Reps, die Persönlichkeit. Roman in einer kleinen Stadt. Leinen 4.50.
Das Lächeln der Penaten. Roman. Leinen 6.30.
Amor Dei. Leinen 7.—.
Heroische Leidenschaften. Die Tragödie des Giordano Bruno. Hlw. 3.30.

Isolde Kurz
Vanadis. Der Schicksalsweg einer Frau. Leinen 9.60.

K. B. v. Mechow
Das Abenteuer. Ein Reiterroman aus dem großen Kriege. Leinen 6.—.
Das ländliche Jahr. Roman. Leinen 7.50.

Walter v. Molo
Fridericus. Leinen 3.60.
Deutscher ohne Deutschland. Leinen 7.80.
Holunder in Polen. Erscheint im Sommer.

Josef Ponten
Der Meister. Novelle. Leinen 3.—.
Der babylonische Turm. Geschichte der Sprachverwirrung einer Familie. Leinen 3.60.
Die Bockreiter. Novelle. Geb. 3.—.
Wolga Wolga. Roman. Leinen 6.75.
Rhein und Wolga. Leinen 4.80.

Rainer Maria Rilke
Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Leinen 6.75.
Geschichten vom lieben Gott. Leinen 4.50.

Karl Röttger
Der Eine und die Welt. Legenden. Leinen 7.50.
Das Buch der Liebe. Gedichte. Leinen 4.—.

Wilhelm Schäfer
Der Fabrikant Anton Beilharz und das Theresle. Roman. Leinen 3.80.
Das Haus mit den drei Türen. Roman. Leinen 3.50.
Die Anekdoten. Leinen 8.50.
Der Hauptmann von Köpenick. Roman. Leinen 3.50.
Lebenstag eines Menschenfreundes. Ein Pestalozzi-Roman. Leinen 7.—.
Die dreizehn Bücher der deutschen Seele. Große Ausgabe. Leinen 12.—. Hld. 15.—. Dünndruckausgabe Leinen 7.50. Leder 12.—.

Ruth Schaumann
Amei. Roman einer Kindheit. Leinen 4.80.

Friedr. Alfr. Schmid-Noerr
Frau Perchtas Auszug. Mythischer Roman. Leinen 7.60.

Friedr. Schnack
Sebastian im Wald. Roman. Leinen 5.80.
Der Sternenbaum. Roman. Leinen 5.80.
Das Zauberauto. Roman. Leinen 5.80.
Beatus und Sabine. Roman. Leinen 5.80.

Wilh. v. Scholz
Perpetua. Der Roman der Schwester Breitenschnitt. Leinen 7.60. Hld. 9.90.
Unrecht der Liebe. Roman. Leinen 6.80.

Ina Seidel
Das Haus zum Monde. Leinen 4.—.
Das Labyrinth. Lebensroman George Forsters. Leinen 8.—.
Das Wunschkind. Leinen 11.25.

Heinz Steguweit
Der Jüngling im Feuerofen. Roman. Leinen 4.80.

Hermann Stehr
Der Heiligenhof. Leinen 4.80.
Nathanael Maechler. Leinen 6.75.
Meister Cajetan. Leinen 4.50.
Peter Brindeisener. Leinen 4.50.
Der begrabene Gott. Leinen 6.75.

Otto Stoeßl
Das Haus Erath. Leinen 6.80.

Emil Strauß
Der Schleier. Novellen. Leinen 4.80.
Freund Hein. Eine Lebensgeschichte. Leinen 5.50.
Kreuzungen. Roman. Leinen 5.—.
Der Engelwirt. Geb. 2.40.
Der Nackte Mann. Roman. Leinen 5.50.

Will Vesper
Das harte Geschlecht. Roman. Leinen 5.50.

Hans Watzlik
Der Pfarrer von Dornloh. Roman. Leinen 5.80.
Ums Herrgottswort. Heimatroman. Leinen 5.80.

Josef Magnus Wehner
Sieben vor Verdun. Roman. Leinen 5.80.
Der blaue Berg. Die Geschichte einer Jugend. Leinen 5.—.

Ernst Wiechert
Die Magd des Jürgen Doskocil. Roman. Leinen 4.80.
Jedermann. Geschichte eines Namenlosen. Leinen 6.—.
Die kleine Passion. Geschichte eines Kindes. Leinen 6.30.
Die Flöte des Pan. Sieben Novellen. Leinen 5.40.
Der silberne Wagen. Novellen. Leinen 4.95.
Der Wald. Roman. Leinen 4.50.

Die Dichtung in der Zeit

Sätze von Jean Paul

Stelle nicht das Toben gegen das Toben, stelle nicht Feuerbrunst und Meer, sondern die Windharfe der Dichtung gegen den Sturm; er redet dich dann vielleicht mit einigen Wohllauten an.

*

Einst ging ein Wanderer in einem Walde und hörte ein Brausen, und er schrieb es den wogenden Gipfeln zu. Der Wald wurde lichter, aber das Brausen wurde Donnern, und er schrieb es einer Wetterwolke zu. Endlich riß sich der Wald auf; aber keine Wolke stand am Himmel, sondern das unendliche Weltmeer donnerte vor ihm mit Wogen an Wogen. Söhne der Erde, kennt ihr das Rauschen der Zeit?

*

Die Welt war bange und bedrängt, die Menschen rannten aus brennenden Dörfern in ausgeleerte — überall lag Schmerz auf der blühenden Erde — in den blauen Himmel stiegen die Todeswolken des schwarzen Giftstaubes mit ihren Opfern — der Mensch rang grimmig mit dem Menschen, und beide bluteten. Doch mitten in der Hölle ruhte ein Reich des Friedens; die Lerche zog in ihr Blau, die Nachtigall schlug in den Blüten, und andere Sänger spielten in ihren Gipfeln oder wärmten die nackten Kinder an der Brust. Dichter, Ihr singt ja auch; seid wie die Sänger und behauptet ewig die luftigen Höhen!

*

Den obersten Geist vor Gott fragt seit Jahrtausenden ein unterer Geist der Erde: Was ist zu tun? Der oberste Geist antwortet: Es ist noch nichts getan. Aber der Unendliche schweigt; er hat sich längst seiner Welt erbarmt, aber die Geister wissen nicht, wie.

Weltereignis: Deutsches Buch

Josef Nadler

Das deutsche Buch ist zweimal ein Weltereignis gewesen: ein technisches im Zeitalter des Urbuchdruckes und ein geistiges im Zeitalter Kants und Goethes. Es waren beide Male Weltjahre äußerer deutscher Not. Im fünfzehnten und frühen sechzehnten Jahrhundert war deutsche Literatur ein Werk des Buchdruckes, im achtzehnten die Tat des geistig Schaffenden. In der einen wie in der anderen Zeit hatte sich das nationale Leben in das Buch als in seine letzte und höchste Burg geworfen und blieb von da aus unbestritten Herr seiner Welt. Wir stehen mitten in dem dritten Zeitalter, da das Buch als Inbegriff deutscher Sprache und Bildung und Gemeinschaft der letzte Rückhalt aller über die Erde zerstreuten Deutschen ist. Doch heute ist diese Zuflucht selber bedroht. Können wir uns vorstellen, was es für die gesamte Nation bedeuten würde, wenn unter den Deutschen im Baltenlande, in Westpreußen, im Sudetenlande, in Südtirol, in Ungarn, in Siebenbürgen, im Banat, in Bessarabien, an der Wolga das letzte deutsche Buch verstummte, weil es nicht mehr verstanden würde? Wahrhaftig, das ist das dritte Zeitalter des deutschen Buches, sein Heldenzeitalter. Denn es kämpft in der Schule, in jedem weltverlorenen deutschen Häuschen um den Bestand der deutschen Sprache und des deutschen Volkstums. Und kämpft es nicht mitten unter uns, die höchste und segensreichste Erfindung deutschen Geistes, um das allerletzte, was uns noch gemeinsam ist, um jene eben noch erkennbare Spur eines großen Vermächtnisses der Sprache und Kultur, die selbst das unscheinbarste und unwürdigste Erzeugnis der Presse nicht verleugnen kann. Und diesmal, scheint mir, ist es das Zeitalter des Buchhändlers. Denn er ist der letzte, bei dem sich von allen Seiten her die Not am Buche staut. Wir sprachen immer wieder von Verfasser und Drucker und Verleger und Verkäufer und Käufer. Das sind wir ja selber, wir alle zusammen, wir, die Nation. Und so müßten wir uns wohl um den Buchhändler scharen, der mit dem Buch das letzte emporhält, in dem wir uns an allen Enden der Welt als Nation wiedererkennen. Ein einziges Glied des Körpers, jedes für sich, kann durch seinen Streik den Tod des Ganzen erzwingen. Aber kein Glied kann ohne den Willen der anderen den Fortbestand des Körpers durchsetzen. Das Buch kann jeder von denen, die am Buch beteiligt sind, tot machen. Am Leben erhalten können es nur alle zusammen. Ich nannte das Buch den Sohn des Vaters aller Dinge, des Streites. Aber es lebt und wirkt nur durch das Zusammenstimmen aller Kräfte. Es ist ein Gleichnis des Friedens. Es ist der Inbegriff aller menschlichen Künste. Denn sie haben alle an ihm teil von der Kunst des Schreibens bis zur Kunst des Lesens. Die unscheinbarste und schwierigste Kunst daran ist dem Buchhändler zugefallen. Denn einer, der wußte, was es damit auf sich hat, Friedrich Perthes, bringt es auf den knappen Satz, der Ihnen allen geläufig ist: „Der Sortimentshandel, das ist die Kunst, Bücher unter die Leute zu bringen".

Schlußstück der gehaltvollen Broschüre von Josef Nadler, Buchhandel, Literatur und Nation (Junker & Dünnhaupt, Berlin).



Aus: Elly Petersen „Die Moosschwaige" (Verlag Knorr & Hirth, München)

Kameradschaft — so oder so?

Ein Brief an junge Menschen im Zusammenhang eines Buches

Liebe Freunde!

In dem Briefe eines jungen 19jährigen Menschen, den ich neulich erhielt, steht der Satz: Schönheitssinn, Erlebnisreichtum, Tiefe des Empfindens, vollendete Formbeherrschung stempeln noch keinen Menschen zum Dichter, wenn er nicht zugleich weiß, woran die Menschheit und sein Volk leidet. — Was durchaus richtig mit diesem Satz eines jungen Menschen vom Dichter gefordert, erhofft und ersehnt wird, möchte ich mit einem Wort bezeichnen als Lebenshilfe. Wie jede Jugend leidet auch die heutige und angesichts der inneren und äußeren Bedrückungen unserer Zeitverhältnisse die heutige Jugend besonders unter der Situation, sich vor der nebelhaften Ungewißheit eines künftigen Lebens zu sehen, das nichts erhoffen läßt als Bitterkeit und Not und Trostlosigkeit und einsames Ausgeliefertsein allem wühlenden, kämpfenden Durcheinander von Machthabern und Gruppen, hinter dem nachgerade nichts als Sinnlosigkeit zu erkennen bleibt. Von dieser Tragik des jungen Menschen erfahren wir älteren, die wir großenteils ja gleicherweise an der Chaotik der Zeit zu leiden haben, täglich in Gesprächen und erschütternden Briefen.

Es erfordert auch von uns täglich äußerste Anspannungen, schleift auch uns immer wieder durch Stunden der Verzweiflung, des Müdewerdens, des Nichtmehrglaubenkönnens und -wollens, daß immer ärger und schroffer Bürokratie, Organisation, Parteiverblendung und Massengeist dem Einzelnen, der die Ganzheit des Lebens will, die Luft abschnüren. Immerhin haben wir aber durch Krieg- und Umsturz- und Nachkriegswirren hindurch uns in männlicher Umgrenzung eine Basis geschaffen, die Standhalten möglich macht. Der junge Mensch aber, zumal jener, der alle Tore des aktiven Eintritts ins wirkende Leben der Arbeit, des Studiums, des Werks, der Leistung, der Betätigung überhaupt verschlossen findet, hat ja diese Plattform des Selbstschutzes in den allermeisten Fällen nicht.

Um nicht dem letzten Verzweifeln zu verfallen, habt Ihr Jungen aus der Isoliertheit des Einzelnen heraus den Weg zur Kameradschaft gefunden. Not hat Euch zueinander geführt, so wie sie in den Jahren der Front damals uns bedingungslos zu männlichen Kameradschaften schmiedete, die in den bewährten Fällen noch heute lebendig sind und jeder Belastung standhalten. In Bünden und Gruppen habt Ihr Euch zusammengetan — und an Stelle einer empfindsamen Freundschaft, wie sie in weniger kühlen, in bequemen und satten Epochen junge Männer zum Genuß alles Schönen des Daseins, der Natur, des Geistes, der Kunst und der Dichtung umschloß, bindet Euch die Herbe und Strenge, die Kräftigung der Kameradschaft, in der nicht gemeinsam geschwärmt und geträumt, sondern gemeinsam Trotz geboten wird allen zersetzenden Mächten, gemeinsam standgehalten wird aller angreifenden Not, gemeinsam abgerungen wird allen vereinten Widerständen ein gemeinsames Werk. Werkgemeinschaft ist das Wort, das neben dem der Kameradschaft für Eure Lebenshaltung charakteristisch wurde.

Im Aufbau solcher Werkgemeinschaft, die junge Menschen über die individuelle Zwecksetzung hinaus zum einordnenden Dienst verbindet, habt Ihr bald erkannt, daß das Wort von der Gleichheit der Menschen eine große Lüge ist, daß in gar keinem Falle einfach Mensch gleichgesetzt werden kann mit Mensch, daß neben Tauglichen, die zur Kameradschaft fähig sind und zum einordnenden Dienst, der über sich selber das Ganze stellen lehrt, Haltlose, Unzuverlässige, Fragwürdige, Undisziplinierte, Zerstörerische und Schädliche stehen. Es hat sich in den gefestigten Gruppen und Kameradschaften bei Euch eine Blickschulung herangebildet, ein Instinkt für die Tauglichkeit und die Untauglichkeit der einzelnen Gleichalterigen für Werk und Dienst und Kameradschaft. Es läßt sich darüber schwer mit klaren Worten sprechen, aber in vielen Fällen genügt ein Blick, um diesen oder jenen Neuling Eurer Gruppe als „geeignet" erscheinen zu lassen. Und in anderen Fällen sagt ein gleichkurzer Blick Euch mit einwandfreier Sicherheit, daß Dieser und Jener nicht in Frage kommt. Fragt man Euch dann: Warum Dieser dort und warum Jener nicht?, so zuckt Ihr die Achseln: Es ist eben so!

Just genau so, wie Ihr es mit der Auswahl der menschlichen Kameradschaft haltet, sollten wir alle es mit den Büchern halten. Daß einer ein feiner Kerl ist und Ihr ihn gerne zum Freund haben möchtet, das ist doch immer weniger eine Sache seines Wissens, seines Vermögens, seines Könnens, als vielmehr eine solche seines lebendigen Seins, der überzeugenden Echtheit seines Wesens. Wenn Einer sich schraubt und ziert und geschwollen daher redet, affektiert tut und bluffen will, dann lacht Ihr ihn einfach aus, kehrt ihm den Rücken und laßt ihn sich trollen. Ist es mit Büchern anders? — Ich blättere da gerade ganz wahllos ein paar Zeilen ein Buches auf, das soeben erschienen ist und als Gestaltung des Schicksals von vier Werkstudenten, ehemaligen Kriegsteilnehmern, und ihres großen Kameradschaftserlebnisses gepriesen wird.*) Lest bitte diese Sätze mit:

> Mit gezwungener Langsamkeit betrat er dann die Konditorei, aber sein Blick huschte schwalbenschnell durch den feierfreudigen Raum mit den kleinen Marmortischen und den goldbronzierten Säulen, die die dunkelblau gemalte Decke trugen. Es waren nicht viele Menschen da, ein paar kichernde Backfische, die Eis löffelten, zwei alte Damen, die den Kuchenteller beim Essen ängstlich-graziös in der Hand hielten, und in einem lauten Flüsterton miteinander sprachen, ein haarbuschiger Herr mit genialischer Miene, der in einer Zeitung las und dabei mit dem einen Fuß der übergeschlagenen Beine nervös und wichtig wippte. Wo war sie? Aber da saß sie ja ...

Genügt Euch das? Ich blättere ein paar Seiten weiter:

> Ein Klirren wandert in der Luft. Durch die Schienen läuft ein leises Zittern. Da kommt der Tod, mit Rädern und Kurbeln schrecklich bewehrt. Er kommt als Maschinendämon, auf Gleisen laufend, vorwärtsgejagt von den Dampfströmen, die den schütternden Leib durchstoßen, von der zu Eisen und Feuer gewordenen Logik des Menschen. Er fegt dahin auf streng bezeichneter Bahn, mit schlagendem Takt der Räder, braucht seine Beute nicht erst zu suchen. Sie springt ihm selbst in den Rachen. Dies Opfer ist ihm

*) Wilhelm Stolzenbach, Zwischen Gestern und Morgen. Roman. Phil. Reclam jun. Leipzig.

sicher. Der Bauer reißt sich mit einem Ruck los von der letzten Schau, von der Heimat, von — seiner — Welt. Er duckt sich neben einen Hagebuttenbusch, um nicht vorzeitig gesehen zu werden. Nun ist die stürmende Masse heran. Die Lokomotive wächst wie ein donnernder Berg vor ihm empor ... Vorüber ... Auf den Schienen ist etwas zurückgeblieben, was eben noch ein Mensch war.

Wie nennt Ihr das? Überzeugt Euch das? Der schwalbenschnelle Blick, der durch den feierfreudigen Raum der kleinen Konditorei über den haarbuschigen Herrn hinhuscht und fragt: Wo ist sie? Aber da saß sie ja! — Findet Ihr solchen Schwulst erträglich? Erscheint er Euch nicht ebenso verlogen, wie die filmkitschige Szene des armen Bauern, der sich unter den heranrollenden Zug stürzt, diese Szene, die, statt Ehrfurcht vorm Schicksal zu bekunden, die Bitterlichkeit eines solchen Verzweiflungstodes zur Theaterkulisse herabwürdigt? — Versucht einmal Euch den Mann vorzustellen, der dieses Buch angeblich jugendlicher Kameradschaft schrieb! Wir brauchen nicht lange zu überlegen. Jeder von Euch kennt unter seinen Altersgenossen einen solchen faden, sich breit und wichtig machenden Schwätzer. Wie verhaltet Ihr Euch ihm und seinem Geschwätz gegenüber? Wenn Ihr klug und vernünftig seid, dann erklärt Ihr ihm kurz und bündig: Halt die Klappe, Kerl! und laßt ihn einfach stehen, sofern Ihr nicht mit vereinten Kräften seinen qualmenden Kopf zur ernüchternden Abkühlung unter die Wasserleitung drückt. Es wird das einzig mögliche sein, nach der Blickprobe in dieses Buch ähnlich zu verfahren. Ein Blick kann täuschen? — Wo Ihr auch lesen werdet in diesem Buche, auf allen Seiten Geschwätz, Wichtigtuerei, literarisches Gezier, Prunken mit abgestandenen Witzchen, Bierstammtischmilieu und Varietéromantik, aber nirgends rauhe Kameradschaft und lebensechter Ton. Der männlichste Spaß dieser Herren Werkstudenten besteht darin, eine alte Zimmervermieterin zu verulken und sich daran zu freuen, daß die Altersschwache keuchend Kohleneimer aus dem Keller heraufschleppt. Werkstudenten, wie ich sie kenne, würden zugreifen und der Alten helfen ... Überhaupt ist mir nicht klar geworden, wo eigentlich diese schwätzenden jungen Herren Werksarbeit tun. Sie pendeln zwischen rosaroten Kitschromantikträumen, Konditoreien und spiritistischen Sitzungen umher. Innerhalb all dieser Reviere soll eine Art humoristischer Gesprächsführung offenbar jugendliche Echtheit dokumentieren. Es ist aber durchweg ein gespensternder Humor von Vorgestern. Hier des Schmökers Schlußsätze:

„Ja", sagte Veronika und ihr Auge leuchtete in brünstigem Goldlicht. „Wir sind zwischen Gestern und Morgen. Das ist ein schweres Schicksal. Das ist aber auch die größte Aufgabe." Sie schritten heim. Die roten Herzen der Blätter umschauerten sie auf ihrem Gang.

Schauerten? Mich schauert auch! Wen von Euch nicht? — Wir sind uns einig. Kameradschaft suchen wir anderswo. Wir finden sie in Heinz Stegweits „Jüngling im Feuerofen", in Wolf Justin Hartmanns „Fäustel! Hirne! Herzen!", im überlegen männlichen Zuspruch Hans Carossas und in Meschendörfers „Stadt im Osten", das im fernen Siebenbürgen spielt und doch auch das Buch unserer Heimat, unserer Jugend und unseres Ringens darstellt.

Diesen Wilhelm Stolzenbach aber überlassen wir getrost dem Austerbeetat des Courths-Mahler-Milieus ...

Ich bin mit kameradschaftlichen Grüßen Euer Reuchlin

Vom Wandern

Josef Hofmiller

„Wandern" ist ein altes deutsches Wort. Es gehört als Nebenform zu „wandeln", als abgeleitete zu „winden". Der Wanderer meidet die gerade Straße, er sucht die gewundenen Pfade. Eine Spur im Gras, eine Lichtung im Gehölz, ein Wildwechsel am Waldsaum sind ihm Wegweiser genug. Der Romane hingegen kommt von der Straße nicht los, und sein Wortschatz für „wandern" führt unweigerlich auf via zurück. Wenn Richard Wagners Ausspruch „Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen treiben" richtig ist, so ist Wandern etwas ausgemacht Deutsches. Denn Wandern hat für uns wohl ein Ziel, aber keinen Zweck, dieser wäre denn das Wandern selbst. Es steckt uns so tief im Blut, daß uns ein Dichter, der nicht ein einziges Wanderlied gedichtet hat, beinah fragwürdig ist.

Wandern ist eine Tätigkeit der Beine und ein Zustand der Seele. Sogar wenn er in der Eisenbahn sitzt, bringt der geborene Wanderer es noch fertig, zu wandern: mit Aug und Gemüt. In diesem Sinn gibt es wenige Wanderstrecken, die dankbarer wären als die Alpenübergänge. Wir fahren sie oft mit der Bahn, bis uns eines Tags unwiderstehlich die Lust ankommt, das lockende weiße Band endlich einmal zu Fuß abzugehn, und sieh! jetzt ist uns sogar die Straße lieb geworden, denn an jeder Wegbiegung begegnen wir der Empfindung wieder, mit der wir sie vom Zugfenster aus begrüßt haben.

Fürs Wandern kann man keine Regel aufstellen, das ist das Schönste daran. Wandern ist der Inbegriff von Unabhängigkeit. Gibt es einen spannenderen Umweg, um durch ein reines Verhältnis zu den Dingen zu uns selbst zu kommen? Und gibt es eine zauberhaftere Möglichkeit, aus der Zeit, in der wir im Alltag leben, in die Zeitlosigkeit Eduard Mörikes hinüberzugleiten! Wie langsam wanderte und reiste man in der guten alten Zeit! Aber was hindert uns, sie für unsern persönlichen Gebrauch jederzeit wieder hervorzuholen? In hundert Jahren werden wir von unsern Urenkeln ja doch beneidet, wir, die wir noch „in der guten alten Zeit" lebten. Es kostet uns nichts als ein klein wenig Mut zur Selbständigkeit, und sie lebt in uns.

Es gibt hunderterlei Arten zu wandern, und jede, die jeweils zu unserem Wesen paßt, ist gut. Und es gibt viele Mittel, und eins ist so schön wie das andre. Warum nicht wandern im Ruderboot? im Faltboot? warum nicht auf Skiern? Es kommt nicht auf das Mittel an, sondern auf die Gesinnung. Sicher ist nur so viel, daß Wandern nie und nimmer ein Sport ist, so wenig wie Skifahren oder Bergsteigen. Selbst zum Tennis gehören mindestens zwei; zum Wandern genügt einer.

Im Wandern ist eine vornehme Zwecklosigkeit. Man darf nicht viel Gepäck mitschleppen, auch nicht im Geist. Fontane zum Beispiel, trägt er nicht ein wenig

zu viel märkische Geschichte in seinem Ranzen? Man sollte nicht zu viel wissen, eh man den Wanderstecken ergreift, nicht zu viel Pläne machen, sondern sich von Dingen und Begebnissen lenken lassen. Im Gassenlabyrinth Venedigs gibt es kein bewährteres Rezept sich zu verlaufen, als vorsichtig nach dem Stadtplan zu gehn. Wer sich hingegen dem Menschenstrom anvertraut, steht beglückt auf einmal vor dem Colleoni-Denkmal, zu dem er wollte.

Am Ende wird es sogar gleichgültig, wo wir wandern. Der alte Horaz bummelte vergnügt durch die heile Straße auf dem Forum mitten im kaiserlichen Rom, und nichts zu suchen, das war sein Sinn. An einem Wiesenbach Hans Thomas kann einer Schöneres von Gottes Welt entdecken, als ein andrer am Strand von Sorrent. Gibt es eine reizlose Landschaft? Es gibt nur reizstumpfe Augen.

In den Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld steht der Spruch: „Betrachtet man's genau, so ist unser Leben eine Wanderung: mit unerwarteten Fernblicken, Wegbiegungen, Raststätten und einem Ziel, das wir nicht kennen." Aber wenn Leben Wandern heißt, so heißt umgekehrt auch Wandern Leben: wann jemals fühlen wir uns vom Leben so erfüllt bis zum Rand, bis zum Überströmen, wie auf einer Wanderung? Wir atmen freier, das Blut pulst fröhlicher, die Welt dünkt uns farbiger, reicher, das Glück singt vor uns her von Baum zu Baum wie ein Fink, und jeder Brunnen, aus dem wir trinken, enthält einen Schluck Lethe — gibt es ein besseres Mittel Ärger und Sorgen, selbst Kummer zu vergessen?

Von Gustav Keyßner stammt der Ausspruch: „Alle Wege führen nach Rom, aber zur bildenden Kunst führt nur ein Weg, der Weg durchs Auge." So führt auch zum Wandern nur ein Weg, der Weg mit Füßen und Beinen. Alle schönen Dinge lernt man durch sie selber: Geigen durch Geigen, Lesen durch Lesen, Wandern durch Wandern.

Bei Jacob Hegner erschien kürzlich Josef Hofmillers neues Buch „Pilgerfahrten" (4.80). Es enthält in schlicht-schöner Ausstattung eine Reihe süddeutscher Städte- und Landschaftsbilder, meisterhaft gestaltet und von eigenem Erleben durchglüht.

Irische Schaubühne — William B. Yeats in deutscher Sprache

Im Jahre 1914 plante Henry v. Heiseler, im Verein mit Johannes v. Guenther, die Herausgabe eines dichterischen Jahrbuchs, welches den Namen „Das Schiff" tragen sollte. Damals wurde neben anderen bedeutenden zeitgenössischen Dichtern (Rilke, Claudel, Alexander Block, Verwey, Vollmoeller, Sorge hatten Beiträge zugesagt) auch der Irländer William B. Yeats zur Mitarbeit aufgefordert. Yeats war damals in Deutschland ein neuer und noch nicht Nobelpreis-gekrönter Name — seine Tragödie „Gräfin Cathleen" sollte in der Übersetzung Heiselers im ersten Bande des Jahrbuchs erscheinen.

Der Krieg zerstörte den Plan. Heiseler wurde vom Kriegsausbruch in Rußland überrascht, er blieb lange Zeit hindurch ganz verschollen. In jenen Jahren der Entfernung, zwischen 1914 und 1922, entstand das große Übersetzungswerk „Irische Schaubühne", eine Nachdichtung von zehn Yeats'schen Dramen, die wahrhafte Wiedergeburt eines Dichters, ja einer ganzen Volks-welt, aus dem Geist der deutschen Sprache.

Als Heiseler 1922 nach Deutschland zurückkehrte, waren Umstände eingetreten, welche die Veröffentlichung der Arbeit unmöglich machten. Yeats hatte seine Werke im Hinblick auf das Theater in Dublin überarbeitet und wünschte die neue Fassung übersetzt zu sehen — die Übersetzungsrechte waren in andre Hand gegeben. Hinzu kam die Lage auf dem Buchmarkt, die sich für das dichterische Drama immer ungünstiger gestaltete. Heiseler hinterließ bei seinem Tode, 1928, seine große Yeatsnachdichtung ungedruckt.

Um nun seine Arbeit dennoch einem Kreise von lesenden Menschen zugänglich zu machen, hat eine Gesellschaft von Freunden Henry von Heiselers sich zusammengefunden, welche durch Stiftung den Druck des Buches „Irische Schaubühne" ermöglicht. Der Druck erfolgt im Einverständnis mit dem autorisierten Yeatsübersetzer Herbert E. Herlitschka in Wien — die Ausgabe ist rein privater Art und verfolgt keinen anderen Zweck als den, Heiselers hohe sprachschöpferische Leistung seinen Freunden zugänglich zu machen. Das Buch (300 Seiten stark, handgesetzt, gedruckt auf Bütten, federleicht, in kleiner numerierter Auflage) ist bestimmt für den Kreis der Stifter und Freunde. Näheres teilt mit: Bernt von Heiseler, Brannenburg am Inn, Oberbayern.

In dem bisher unveröffentlichten Tagebuch Heiselers „Marginalien" gibt es einen Abschnitt über die Reihe der Yeats'schen Dramen, der ihre poetische Sonderart sehr schön vergegenwärtigt. Dort heißt es:

„Meine Übersetzung der Dramen von William B. Yeats entsteht allmählich wie von selbst. Die Schönheit der „Gräfin Cathleen" reizte mich zur Übertragung und als ich sie vollendet hatte, war ich in diesen irischen Mythenkreis geraten und es schien mir, als ließe ich den Kreis ungeschlossen, wenn ich nur das eine oder das andere Stück daraus übersetzte. Die Dramen bilden auch wirklich einen Kreis und gewinnen zusammen eine erhöhte Schönheit, so schön und allgemeinverständlich jedes einzelne Gedicht für sich auch ist. Das Übersetzen dieser Reihe war und ist so etwas, wie das Erobern eines reizvollen und neuen Landes. Dieses Land ist, kurz ausgedrückt: die Atmosphäre des irischen Mythos und Märchens, Sprache geworden in der Rede eines Dichters von hoher Kraft der Phantasie. Eine eigenartige phantasievolle Menschenwelt — und darüber und daneben eine reiche, nicht minder eigentümliche und phantastische Geister-, Götter- und Heroenwelt. Etwas wie eine irische Edda. Das „gute Volk", die Elfen — böse und gute Geister — seltsame Männlein und Weiblein — Aengus und Edain, die liebenden Wanderer — Hexen der Luft — sagenhafte Fürsten und Königinnen — Irre und Blinde — Engel und Dämonen — und das beständige Mitspielen von Vögeln und Tieren, Bäumen und Blumen, Kreuzwegen, Erde, Wasser, Wolken, Feuer, Hügel, Meer. Die Phantasie des Dichters entspricht so vollkommen dieser mythischen Atmosphäre, daß man nicht zu entscheiden vermag, welches etwa das ursprünglichere sei, ob die letztere der ersteren, oder die erstere der letzteren entspringe. Es ist auch im Grunde gleichgültig; wer könnte in solchen Fällen eine Priorität feststellen wollen!

Die Bilder des Dichters sind von einer besonderen Eindringlichkeit und Eigenart und haben oft völlig den Charakter der echten „Vision". Ich erinnere daran, wie der Irre im „Stundenglas" die Erscheinung der Engel beschreibt: „Dann all in einem Augenblick riecht es nach Sommerblumen und hohe Leute gehen vorüber, glücklich und lachend, und ihre Gewänder haben die Farbe von brennendem Grasboden." Oder dieses aus der „Gräfin Cathleen", ein Bild, das man sich etwa von Hodler gemalt denken kann:

Gleich großen schwarzen Stieren ziehn die Jahre
Und Gott der Hirt geht hütend hinterdrein.

Oder in „Des Königs Schwelle" der „kleine gezähmte" Gott des Mönches, gesehen im Bilde eines zahmen Vogels, der auf einem gekrümmten Finger sitzt: „ein kleiner Gott mit hellem Aug und tröstlichem Gefieder." Wer solche Dinge einmal gesehen hat, der kann sie gewiß nicht wieder vergessen. Warum aber zitieren? man braucht in den Dichtungen nur nachzuschlagen und wird Beispiele zu hunderten finden."

Volk und Rasse

Karl Rauch

„Glaubt man, die Einheitsform des deutschen Menschen mit Theorien konstruieren, mit Bildungsplänen verordnen, mit Organisationen herstellen zu können? ... Der deutsche Mensch hat viele Gesichter und er hat sie gerade dann am sichersten, wenn er ein echter deutscher Mensch ist." Theodor Litt

Manche Irrtümer und unklare Vorstellungen werden noch immer innerhalb der Bewegungen mitgeschleppt, in denen die deutsche Selbstbesinnung sich festigt. Wer den deutschen Menschen wieder zu sich selber führen will, der muß ihn erkennen und nehmen, wie er ist, in seiner Wirklichkeit, seinen Vorzügen und seinen Fehlern, sich bemühen, diese unterzuordnen, jene zu kräftigen und zu stärken. Er muß vor allem anderen wissen, daß Sondertum, Eigenbrötelei, Landschafts- und Stammesverschiedenheit, Individualismus unausrottbar der Natur des Deutschen zugehört. Diesem Wesenszug mit Vereinheitlichungsbestrebungen und Uniformierung zu begegnen, ist falsch und auf die Dauer schädlich. Die Vielgesichtigkeit des deutschen Menschen kann von keiner Erziehung und keiner Bewegung, die das Volksganze sieht und der Gesamtheit dienen will, übersehen oder verleugnet werden. Sie ist vielmehr als die eigentliche Grundlage der schöpferischen Möglichkeiten im deutschen Volke zu erkennen und dem Wege zur Neubildung der Nation einzuordnen.

Einer der fragwürdigsten Uniformierungsversuche deutschen Wesens, der heute vordergründig vertreten wird, ist der „nordische Gedanke". Die hinter diesem Schlagwort stehende Bewegung geht von der Meinung aus, daß die einzige schöpferische, die zum alleinigen Führertum berufene Rasse in Europa die nordische Rasse sei. Jeden Untergang eines Volkes indogermanischer Sprache früher oder jetzt führt diese Anschauung zurück auf das Aussterben, das Versiegen des Blutes der Nordrasse innerhalb dieses Volkes; und — insoweit folgerichtig, fordert diese Bewegung die „Aufnordung", die Geburtenüberlegenheit der nordischen Menschen im Bereich des deutschen Volkes, um seinen „Untergang" zu verhüten.

Um eine Auseinandersetzung mit dieser heute immer weitere Kreise einbeziehenden Theorie zu ermöglichen, ist eine Klärung der Begriffe Volkstum und Rasse unumgänglich, die oft durcheinandergeworfen werden. Wohl gibt es ein deutsches Volk, aber von einer „deutschen Rasse" kann nicht die Rede sein. Innerhalb des deutschen Volkes zählen wir zumindest fünf Rassen, die wiederum keineswegs rein, sondern ineinander gemischt auftreten und andererseits sich ganz und gar nicht auf das deutsche Reichs- oder Sprachgebiet beschränken, sondern ganz Europa besiedeln. Rasse ist Gemeinschaft des Blutes, an körperliche Gemeinsamkeit gebunden; die erlebte und erhärtete Einheit des Volkes aber begründet sich auf Sprache, Geschichte und Schicksal. Diese drei haben in gegenseitiger Verknüpfung die einheitliche Lebensform geschaffen, die wir deutsches Volk nennen. Wie aber die an unserer Volkseinheit beteiligten mehreren Rassen die gleiche Sprache sprechen, so sprechen andererseits der gleichen Rasse Zugehörige in anderen Ländern und Völkern andere und verschiedene Sprachen. Noch weniger aber als mit Volksgemeinschaft und mit Sprache kann Rasse gleichgesetzt werden mit Glaube. Wohin immer einer sein Bekenntnis oder seinen Glauben wechselt,

er bleibt seiner körperlichen Struktur nach seiner angeborenen rassigen Blutsgemeinschaft verhaftet.
Wenn die Rassenhygieniker als Grundlage eines deutschen Wiederaufstiegs die bewußte „Aufnordung" fordern, so kann zunächst ernstlich gewiß nicht bestritten werden, daß für die gesunde Gestaltung der Volksgemeinschaft und ihre kulturelle Höherführung wertvolle ererbte Rasseneigenschaften selbstverständlich große Bedeutung besitzen. Aber die einseitige Rassenlehre muß als unzureichend abgelehnt werden, wird als Basis eines umfassenden deutschen Kulturaufbaus niemals breit genug sein können, solange die Rassehygieniker nicht den einwandsfreien Nachweis erbringen, daß körperlichen Vorzügen zwangsläufig geistige und seelische entsprechen. Hier nämlich liegt der entscheidende Irrtum der Rassenlehre. Sie stellt das Körperliche (Langschädel, blondes Haar, blaue Augen, hoher Wuchs) ganz in den Vordergrund und propagiert die Verbindung von Menschen nordischen Körperbaus untereinander zur gesteigerten Kinderzeugung, während sie Menschen mit körperlicher Rassenminderheit von der Fortpflanzung ausschließen will — unbekümmert um geistige Begabung und schöpferische Leistung. Es kann hierbei den Rassehygienikern der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie sich in eine Primitivität verrennen, die von der mechanischen Naturwissenschaft des darwinistischen Zeitalters nicht im geringsten sich unterscheidet. Ja, man darf wohl sagen, daß diese rein physisch gelagerte Züchtung nordischer Rassemenschen als ein groteskes Rudiment des 19. Jahrhunderts hereinragt in unsere Epoche, die mehr und mehr entscheidend sich im Gegensatz zu Darwins abwegigen Theorien der Erkenntnis von der Vielgestaltigkeit des Lebens zuwendet und wieder begriffen hat, daß geistige Entscheidung, Disziplin und Vertiefung des Individuums der ererbten Rassenanlage zumindest gleichwertig gegenüber steht.
Schließlich stellt jeder einzelne deutsche Mensch heute ein vielfältiges, unlösbares Gemisch von Rasseanlagen verschiedenster Herkunft dar. Es treffen in jedem Individuum die unterschiedlichsten ererbten Eigenschaften zusammen; und wie absolut unsinnig der Gedanke der Geniezüchtung ist, dafür stellt den unerschütterlich sicheren Beweis die Tatsache dar, daß das Geniale weder bei Geschwistern, noch bei direkten Nachkommen je Wiederholungen zeigt. Wir wissen heute, daß jeder geniale Mensch einen Meisterwurf der Gottnatur darstellt, dessen Zustandekommen unseren Augen und unserem Geist ganz und gar verschlossen bleibt. Und der reinrassige nordische Mensch läßt sich ebensowenig züchten; auch

er ist ein seltener, einmaliger Glücksfall, während im hohen Bewußtsein der rassischen Berufung sich vereinigende „reinrassige“ Eltern notwendig auch die rassebedingten individuellen Fehler verstärkt vererben müssen. Und aus der Geistesgeschichte aller Zeiten kennen wir mehr als genügend Beispiele dafür, daß große schöpferische Menschen deutliche Merkmale der Rassenmischung zeigen, daß — gewissermaßen — der schöpferische Funke aus der Spannung und Reibung der in diesem Individuum gebundenen verschiedenen Rassen springt. Damit wird dann auch geklärt, weshalb aus stark rassengemischten Grenzgebieten auffällig viel hohe Begabungen wachsen, während für die Gesamtheit der deutschen Kultur überragend wichtige Führerpersönlichkeiten aus den reinrassigen Teilen Nordwestdeutschlands (Friesland!) am allerwenigsten hervorgegangen sind. Überhaupt ist unter den großen Gestalten der Geschichte unseres Volkes, den Glaubenskämpfern und Staatsführern, den Gelehrten und Künstlern nicht einer als reinrassig anzuführen. Offenbar gelingt der reinen Rasse nur durchschnittliche Mittelgüte, was einleuchtend scheint, da eben in jeder Rasse neben guten Eigenschaften auch schlechte vorhanden sind. Geniale Begabungen können aber vermutlich nur aus der Übersteigerung bestimmter guter Anlagen sich bilden, bedingen also geradezu als Voraussetzung die Mischung des Rassenerbes.

Ferner aber: können denn die besten ererbten Anlagen je eine hervorragende geistige und charakterliche Entwicklung sichern, wenn durch Umwelt und Erziehung ihre Entfaltung geschwächt und gehemmt wird? Würden die blonden Langschädel mit äußersten Mitteln den „Geburtensieg“ erringen, so wäre damit durchaus nichts erreicht, sofern nicht Umwelt und Erziehung der Pflege und Kräftigung aller wertvollen Eigenschaften sich öffnen. Viel eher ist aber anzunehmen, daß die Nachkommenschaft eines solchen bewußten Rassezuchtsystems dem ähnelt, was wir in den Ausläufern generationslanger Inzucht in Adels- und alten Bauernfamilien so häufig sehen und auch im Falle der äußeren Schönheit durchweg als schwächlich und unfruchtbar bezeichnen müssen.

Überragende Kulturleistungen, Grundpfeiler zu beherrschender Staatenbildung sind immer nur dort erfolgt, wo die Kräfte der Rassen aufeinanderstießen und sich zur Steigerung der von beiden eingebrachten wertvollen Veranlagungen mischen konnten. In den besten Vertretern rheinländischer Abstammung haben wir heute noch die geglückten Vereinigungen germanischen und römischen Blutes über Jahrhunderte hin sichtbar und lebendig. Auch hat in anderen Gegenden besonders die Blutmischung der dinarischen mit der nordischen Rasse meist artsteigernde Wirkungen gezeitigt. Über mehrere Jahrtausende hin haben sich im Ablauf der Geschichte auf dem Boden deutscher Erde ununterbrochen Blutmischungen vollzogen, die das überspannteste Rassezuchtideal nicht beseitigen kann. Wenn deutsches Denken in Kant, der ein untersetzter Kurzschädel war, bisher höchste Vollendung gefunden hat, deutsche Musik in Beethoven (kurzschädelig und von kleinem Wuchs) und Bruckner (vom selben Körperbau) sich erfüllte, so muß die Folgerung der Rassezüchtler vom Körperbau aufs Geistige einfach falsch sein. Statt der in wirrer Zeit sowieso gefestigter Bildung mangelnden Jugend mit Rassenideologie die Köpfe zu verwirren, sollten alle Persönlichkeiten und Bewegungen, denen an einer Hebung der deutschen Gesamtstruktur gelegen ist, sich um die Sicherung und Wiedergewinnung einer

Erziehung bemühen, in der die positiven Anlagen der verschiedenen am deutschen Volkskörper teilhabenden Blutfaktoren ihre Kräfte entfalten und sich ergänzend fördern können.

Wichtige Bücher zur Diskussion der Rassenfrage:

Hans F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes (J. F. Lehmann). — Ders., Rassenkunde des jüdischen Volkes (ebenda). — Ludwig Woltmann, Die Germanen und die Renaissance in Italien. 1905. — Ders., Die Germanen in Frankreich. 1907. — Ludwig Schemann, Die Rasse in den Geisteswissenschaften (J. F. Lehmann). — Friedrich Hertz, Rasse und Kultur (Alf. Kröner). — Fritz Merkenschlager, Götter, Helden und Günther. — Beachtenswert der Aufsatz von Fritz Kern in der „Umschau", 1930 Heft 49.

Anmerkungen zu neuen Büchern

Hans Grimm, Der Oelsucher von Duala. Langen-Müller, München, 4.80

Diese Geschichte vom Martyrium der Kamerun- und Togodeutschen schrieb Hans Grimm im Jahre 1917 und zwar im Auftrag des Auswärtigen Amtes an Hand von Tagebuchaufzeichnungen, ergänzt durch Berichte und Briefe und eigene Verhöre der Heimkehrer. Spannend beginnt sie wie nur irgendein Abenteurer-Roman, aber bald ist der junge Ölsucher einer jener deutschen Männer von Duala, die unterm Gejohle der Neger dem Haß der Franzosen anheimfallen. Von Senegalnegern werden sie in die berüchtigten Malaria- und Gelbfieberbezirke gebracht und müssen unter einer sadistischen Lagerverwaltung Schmählicheres dulden, als es je kriegsgefangenen Deutschen unter unkultivierten Russen geschah. Hans Grimms Dokument deutscher Not ist zugleich ein Dokument der weißen Schande, darüber den Leser auch heute Schlaflosigkeit überfällt und Fäusteballen.
Ein großes, aufrüttelndes Schicksalsbuch ist dieser „Ölsucher von Duala" — an dichterischem Wert und politischer Bedeutung Hans Grimms „Volk ohne Raum" ebenbürtig, seinem seltsamen Schicksal nach aber noch interessanter als dieses: der „Ölsucher" erschien auf Veranlassung einer reichsamtlichen Stelle im Sommer 1918 bei Ullstein und wurde nach dem Umsturz wegen seines authentischen Anklageinhaltes geflissentlich totgeschwiegen. Jetzt bringt der Münchener Verlag es in neuer Ausgabe heraus — gerade rechtzeitig als sehr ernste, aber unwiderlegbare Antwort auf die Gemeinheiten der Greuelpropaganda, die wieder einmal benutzt wurde, den deutschen Namen zu beschmutzen. Dies hier wurde wehrlosen Deutschen angetan durch Franzosen unter den Augen der Neger. Die Frage nach der „Wiedergutmachung" solcher Niedertracht richtet heute das gesamte deutsche Volk an die Welt .... Haß? Nein, aber auch niemals Vergessen.
Von den wenig beachteten Kampfplätzen des großen Krieges erzählt Hans Grimms Bericht. Möge vom Handeln und Leiden der Dualadeutschen sein Buch Kunde bringen allen Jungen unseres Volkes, denen das Kriegsgeschehen nun schon Sage zu werden beginnt und in deren Herzen doch eingehämmert werden muß, was Deutschland war und was an ihm die Welt verbrochen hat.

Karl Rauch

Deutsches Land in 111 Flugaufnahmen. Mit Text von Karl Scheffler. Die Blauen Bücher, Langewiesche, Königstein i. T., kart. 2.40.

Die Luftfahrt hat uns ein neues Sehen gelernt. Wem, der einmal an sommerlich klarem Tage von Berlin nach dem deutschen Südwesten fuhr, ist dies nicht zum nachhaltenden Erlebnis geworden, wie nach dem mitteldeutschen Flachland seinen Augen die weite Schau über die Thüringer Berge nach der bunten Fülle des Mainlandes hin sich öffnete? Und wer, der einmal nächtlicher Stunde über das lichterfunkelnde Gewirr der Reichshauptstadt fliegen konnte, wird je diesen Blick ins Märchenland vergessen? Was ist gegen diesen Zauber der Gegenwart alle Phantastik von Tausend und eine Nacht? — Peter Supf war der erste, der den mannigfachen Eindrücken, die das Betrachten der Erde von oben her völlig neuartig öffnet, dichterischen Ausdruck verlieh. Sein bei Dietrich Reimer erschienenes Werk „Das neue Welterlebnis" (4.80) mit den grandiosen Aufnahmen aus aller Welt ist der beste Zeuge. Getreu ihrer Tradition, deutsches Lebens- und Geistesgut zu pflegen, haben die Blauen Bücher jetzt diesen Band von Aufnahmen deutschen Landes vom Flugzeug und Ballon aus zusammengestellt, und kein schöneres, lebendigeres, gründigeres, deutscheres Vorwort konnte dem Bande gegeben werden als der sorgsame Beitrag Karl Schefflers. — Wie der frühere Band der gleichen Sammlung mit dem Titel „Die schöne Heimat" so ist auch dieser neue und „moderne" Band ein Geschenk an deutsche Erde voll Innigkeit und Kraft, voll Schwere und Süße. Dank dem Verlag für die Gabe, an der jede einzelne Seite bekundet, welcher Eifer, welches Verantwortungsgefühl, welche Liebe zum Vaterland ohne Phrase hier eine Arbeit adelten, die wohl verdient, bald in hunderttausenden von Exemplaren im Volke verbreitet zu sein. Karl Rauch

Zwei neue Bändchen des Eisernen Hammers: Drei tausendjährige Städte. Karl Gernert, Kleine grüne Welt. Der Eiserne Hammer Verlag. Je 1.20.

Zimmer, in denen keine Blumen stehen, sind tot. Wie wir die stillen und duldenden, immer gütig schenkenden Gefährten in der Stube und im Hausgarten pflegen, davon spricht in einfacher und nützlicher Weise Karl Gernert im Bändchen „Kleine grüne Welt", während im anderen Bändchen Karl Scheffler von den drei romantischen Städtchen Rothenburg, Dinkelsbühl und Nördlingen plaudert. Mit kundigem Geschmack wurden zu beiden Heftchen eine reiche Anzahl Bilder ausgewählt, sodaß das Ganze, in der bekannten schlichten und tadellosen Ausstattung, wie Karl Robert Langewiesche sie als beste handwerkliche Leistung gegen die Verrohung der vielgeschäftigen Buchfabrikation gestellt hat, Volksgut im schönsten Sinne bedeutet. Besinnen wir uns nach langer Irrfahrt heute als Volksgesamtheit auf die unverlierbaren, in der Stille wirkenden Kräfte deutscher Schlichtheit, dann werden diese Bändchen mit dem liebenswürdigen Motto: „Das Gute für Alle" zu ihrem Teile mithelfen. Sie sollten in keinem deutschen Hause fehlen, dessen Bewohnern seelische Bereicherung im Alltag gleich wichtig ist wie Brot und wichtiger als Kino und Zeitungsgeschreibe. Karl Rauch

Hans Brandenburg, Schöpfung nah um uns. Landschaft, Tier und Pflanze. Knorr & Hirth, München. Geheftet 2.90, geb. 3.70.

Dies Büchlein des Münchener Dichters gehört in nächste Nähe von Karl Robert Langewiesches durch treue Hände behütetes Erbe. Dies schöpferische Sichbeschränken in nächste Umwelt, dies tätige Erfüllen des menschlichen Alltags, wie es aus den Skizzen des vorliegenden Bändchens spricht, atmet den Geist der Blauen Bücher, den Geist bodenständig gesunder deutscher Seele. Wald und Fluß, Uferauen und Berge der Münchener Umgebung und die Schönheit der süddeutschen Hauptstadt selbst, in deren Straßenzüge die Natur noch mitten hineinwachsen darf, während Berlin sie längst noch weit über den Wannsee hinaus verbannt hat: dies alles lebt in diesen Skizzen einer guten und sauberen Prosa, zu der sich Dora Brandenburg-Polsters Bildchen wahlverwandt gesellen. Man darf hoffen, daß solche einfache Schönheit nun endlich wieder in vielen Menschen Echo findet. Karl Rauch

Friedrich Sieburg, Es werde Deutschland! Societätsverlag, Frankfurt. Lein. 6.50.

Mit sehnsüchtiger Liebe hat vor wenigen Jahren der Korrespondent der Frankfurter Zeitung vom „Gott in Frankreich?" geschwärmt. Und manch einer, der die Geruhsamkeit des französischen Landes, die Klarheit der Pariser Bauten und Straßenzüge, die innere Liebenswürdigkeit des

kleinen Franzosen dortzulande kennen lernte, tut gleicherweise. Scheuen wir nicht, uns offen zuzugeben, daß Erregtheit und Lärm, die während der letzten Jahre die deutschen Tage füllten, jede Besinnungsmöglichkeit hindern wollten, uns häufig bedrückt haben und dazu führten, der Harmonie des Westens zu lauschen... Wer aber, deutschen Blutes teilhaftig und deutscher Erde entsprossen, würde auf Dauer drüben zu leben vermögen? Hat nicht auch Heinrich Heine in brennender Sehnsucht um Deutschland geweint, während er irrig vermeinte, auf dem Montmartre das Quälende deutscher Zerklüftung vergessen zu können? — Deutschland! Rast um die Erde, zieht von einem Kontinent zum andern! Deutsche, es läßt Euch nicht los! Und des Lebens Segen begegnet Euch nur, wenn Ihr in voller Bejahung tragt, was Eurer Land an Freude und Leid Euch bestimmt!
Viele sind es, die in den Wochen des Umsturzes deutscher Erde den Rücken gekehrt haben! Niemandem wird es erlaubt sein, ihnen nachzuweinen! Sie lösten ihr Schicksal von dem der Heimat, die jetzt — daran ist kein Zweifel — zu sich selber erwacht, die — mag es zur Zeit auch noch wogen und lärmen — sich wieder bereitet zur Stille beseligten Schöpfertums, davon ein gut Teil auch in Friedrich Sieburg wach ist, dessen hier vorliegendes Bekenntnis ein ehrliches ist und eines, das manchen Anderen auch zum tieferen Begreifen des Rätsels Deutschland wird lenken können, dieses Rätsels, dessen lebenzeugende Lösung doch ganz und gar wir selbst sind.

Karl Rauch

Generaloberst von Seeckt, Deutschland zwischen West und Ost. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.

Frankreichs Machtpolitik ist selten so klar und eindeutig geschildert worden, wie das in dieser Schrift geschieht. Offen spricht von Seeckt aus, daß Kampf notgedrungen der deutsch-französische Zustand heißen muß, solange nicht Frankreichs Politik die Tradition von Jahrhunderten aufgibt und sich in seine natürliche Begrenzung beschränkt. Weil daran zunächst nicht zu denken ist, andererseits die deutsche Situation der nach West und Ost offenen Grenzen auf Dauer untragbar bleibt, empfiehlt von Seeckt eine nüchtern-ruhige Annäherung an Rußland. Das ist eine These, die seit Brockdorff-Rantzau in politischen Kreisen häufig diskutiert wurde. Sie ist in den Tagen der Vorbereitung eines Paktes der vier Westmächte besonders delikat. Die Motive, die Seeckt in schlichter, volkstümlicher Weise für eine Annäherung an Rußland aufzählt, haben Gewicht. Seine Broschüre stellt einen wertvollen Beitrag zum Kapitel „Deutsche Bewußtwerdung" dar.

Hermann Fried

Hans von Dettelbach, Genialisierung der Macht. Die deutsche Aufgabe in Europa. Verlag Langen-Müller, München. Kart. 5.80, Leinen 6.80.

Es ist schade, daß ein Buch von diesem Rang einen für seine Eigenart so wenig charakteristischen Titel erhielt, der auf Leserkreise zu spekulieren scheint, die es niemals verständen und die, für die es geschrieben ist, scheu machen könnte. Denn hinter den Schlagworten des Titels verbirgt sich eine sehr ernste, tiefe Auseinandersetzung mit den Mittelpunktsfragen unserer heute zu versinken scheinenden Kultur. Ausgehend von tiefer Erkenntnis der einzigartigen Höhe des Menschentums, das von den großen schöpferischen Deutschen der letzten Jahrhunderte gelebt wurde, analysiert es mit Hilfe des Rüstzeuges aller modernen Disziplinen einer lebensphilosophisch verstandenen Wissenschaft die historischen Anfänge und gegenwärtigen Ursachen des Leerlaufs alles Einzel- wie Gemeinschaftslebens, unter dem wir heute so schwer leiden. In diesem Bild unserer Welt der Vermassung und Mechanisierung und dem Gegenbild des genialen Menschen, in der gründlich erläuterten typologisch-symbolhaften Gegeneinandersetzung von Lenin und Goethe liegt der Hauptwert des Buches, wenn wir von der Fülle einzelner kluger Beobachtungen und Beurteilungen von Menschen und Zuständen der letzten Jahrhunderte ganz absehen.
Fragwürdig ist nur die Art der Wendung solcher Erkenntnisse ins Aktivistische. Deutsche Sendung sei: „die Unterstellung des Abendlandes unter die Führung seiner großen Ideen" (denn „in Deutschland lebten in den letzten Jahrhunderten die tiefsten Lehrmeister"). Deutsche Sendung sei, mit anderen Worten: die „Genialisierung der Macht". Damit gerät dann freilich das Buch, das sonst von einer überlegenen, wesenhaft geistigen Nüchternheit und Klarheit bestimmt ist, in den Bereich des Utopischen.

Horst Galley

Younghill Kang, Das Grasdach. Ein Koreaner erzählt sein Leben. Verlag Paul List, Leipzig. Leinen 6.80.

Es ist nicht so wichtig, daß dieses Buch heute, da die Augen der Welt auf China und Japan gerichtet sind, Aktualität besitzt. Wichtiger ist, daß seine schöne, orientalisch bunte Erzählkunst ein lebendiges Bild jener uns so fremden und so verlockenden Welt gibt und auch dem, der nicht mit dem Menschentum des fernen Ostens vertraut ist, einen zu weiterem Vordringen reizenden ersten Zugang zu seinem Verstehen öffnet.
Younghill Kang, ein in seiner ganzen Wesensart in der Heimat wurzelnder, erst später durch die japanische Politik aus ihr vertriebener Koreaner schildert seine Kindheit, die in ihrer wärmenden Nähe zur Natur, mit ihrem freundschaftlichen Zusammenleben mit Tieren, die als seelenhafter empfunden werden als manche Menschen, mit ihrer Umhüllung durch das selbstverständliche Zusammen von Dorfheimat, Stammestum, religiösen und kultischen Bräuchen und Überlieferungen wie ein zartes, verträumtes Märchen ist. Die Mädchen auf dem Felde, der Handwerker bei seiner Arbeit singen improvisierte Lieder. Dichtung entsteht überall, aus der Überfülle eines unverdorbenen Gefühls, sei es in Jubel oder in Klage. Das Religiöse, geformt durch Buddhismus und Konfuzianismus, begleitet das Leben des Einzelnen, der Gemeinschaft und der Natur, in Festen, die wirklich noch Feste sind und Feiern, die aus der Erschütterung entstehen.
Die einfachen großen Dinge des Menschenlebens werden in ihrer ewigen Gestalt gezeigt, mit einer Unmittelbarkeit, die uns müde Europäer als fremd und schön berührt. Wir freuen uns dieser kraftvollen Darstellung des Ewig-Menschlichen in einer uns fernen Erscheinungsform.
Aber das Buch schildert auch, wie in hohe Volkskultur japanische Propaganda und Invasion einbricht und sie immer mehr in westlich ausgerichteten Zivilisationsbrei einstampft. So führt uns das Buch letztlich wieder zu uns selbst und unseren schweren Fragen zurück und zeigt uns, daß die Probleme, an denen wir leiden, heute die Probleme der lebendig gebliebenen Menschen aller Völker sind. Horst Galley

Der Volks-Duden. Neues deutsches Wörterbuch. Bibliogr. Institut, Leipzig. L. 2.40.

Das ist für Jedermann, für Haus und Schule das deutsche Wörterbuch der Gegenwart. Die beiden Herausgeber, der Sprachforscher Dr. O. Basler und der Schulmann Rektor W. Mühlner, haben Konrad Dudens großes, vorbildliches Werk überarbeitet und unter Ausschaltung veralteter und ungebräuchlicher Formen das deutsche Wortgut unserer Zeit gesammelt. Fremdwörter sind, soweit sie in den deutschen Sprachschatz lebendig eingingen, berücksichtigt worden; in jedem Falle ist ihnen eine gute, knappe und treffende Verdeutschung beigegeben worden. Wo notwendig, wird auch Ethymologisches berücksichtigt. In der satztechnischen Anordnung hat der Verlag Bestes geleistet: auf gedrängtem Raum ist in dreispaltiger Aufteilung unter Hervorhebung der Stichworte in Fettdruck die Fülle des Materials übersichtlich geordnet.
Der Volksduden möge seinen Weg in jedes Haus finden! Er möge — wie bitter not tut das! — der Sprachverwilderung Einhalt gebieten und den rechten Gebrauch der Muttersprache lehren, ihre Wertschätzung in allen Volksschichten vertiefen! Karl Rauch

Literarische Schreckenskammer

Gerhard Menzel,

den einst die Verleihung des Kleistpreises durch Monty Jacobs aus dem schlesischen Winkel holte und ins Berliner Getriebe lockte, ist schon vor Jahren von Ullstein zu Scherl hinüber gewechselt. Was jedoch die Tiefe und den Ernst seines Schaffens angeht, so pendelt es oft und oft bedenklich in der Nähe des Uhu — und, durch das Fabrikationstempo der Ufa verführt, gebiert er Literatur am laufenden Band. Wem das beim „Morgenrot"-Film, für dessen Textgestaltung Menzel verantwortlich zeichnet, nicht aufgegangen ist, der kann's schmerzlich erleben beim Lesen des neuen Romans „Flüchtlinge" (Korn, Breslau). Zum Aussuchen ein paar Kosthappen:

„Er ereiferte sich für diese Idee und wollte die nähere Beschreibung dieses Verfahrens geben, er kam aber nicht dazu, weil der Ingenieur zu schreien anfing, sie sollten den

Mund halten und gehorchen, und weil der Husar seine Schlosser- und Schmiedethese mit prahlerischen Worten verfocht, und weil schon ein Dritter mit einer ganz neuen, verblüffend einfachen Lösung daherkam, und es entspann sich ein erbitterter Streit, bei dem sich herausstellte, daß jeder für sich in Anspruch nahm, sein Vorschlag sei die einzig mögliche und vernünftige Patentlösung, und keiner wollte dem andern auch nur den kleinen Finger reichen." (Seite 60, achtmal „und" in einem Satz.)

„So eifernd und erbittert die Männer um den Ingenieur noch eben waren, und so freudig erregt und auf eine fast übermütige Art zuversichtlich alle anderen zuvor gewesen, daß ihnen die Arbeit flott von der Hand ging und die Scherze über den unfreiwilligen Aufenthalt aus wirklich scherzfreudigem Herzen kamen, mit einem Schlage verstummten sie alle und ließen ihre Hände sinken und begannen zu zittern und zu zagen, und drängten sich .... und spitzten die Ohren und blickten nach Norden ...." (Seite 60/61, macht zehnmal „und" in einem Satz!). — Diese Sätze sind nicht etwa mit besonderem Umstand ausgewählt: im Durchschnitt kommen auf einen Satz im Buche etwa fünf „und". Aber auch sonst macht dem Kleistpreisträger die Konjunktion viel Mühe: „Trotzdem ihm die Hitze ganz besonders zugesetzt hatte, weil er von der Ruhr befallen gewesen und arg geschwächt worden war, legte er sich doch ins Zeug und schrie alle an, die den Kopf verloren hatten" (Seite 65, wobei man bitte bei diesem Satz auch die abgegriffenen Verben beachten möge!).

Schön ist dies auf Seite 66: „Diese Fridericis, welche abstammten von Adligen aus dem Schlesischen, im dritten Gliede aber bereits ansässig gewesen in Rußland, wo sie zwei große Güter besessen hatten, waren seit langem schon auf dem Grunde des Elends angelangt ....". — — „Jetzt aber, da er sich mit allen eins wußte, und zwar wohl das Gefühl der Verantwortung, aber nicht das Bewußtsein eines autoritativen Kommandos hatte, kam (!) gar nicht auf den Gedanken, aus taktischen oder was immer für Gründen seine Entdeckung zu verheimlichen oder nur etliche Auserwählte ins Vertrauen zu ziehen, indem er ihnen Befehle gab, sondern er teilte allen ganz einfach mit, was er gesehen hatte, Vertrauen mit Vertrauen vergeltend, und es zeigte sich sofort, daß er, ohne über die Tunlichkeit seiner Handlungsweise nachgedacht zu haben, doch richtig gehandelt hatte, und alle nahmen seine Mitteilung von dem Erscheinen der Chinesen gefaßt auf" (Seite 253).

Ein Prachtexemplar zum Schluß:

„.... und obwohl er nichts von allem, was hier vorging, begriff, ließ er doch schließlich davon ab, darüber nachzugrübeln, und im selben Augenblick war es ihm auch schon, als ginge ihm ein Licht auf. „Aha!" sagte er da, und indem er sich sogleich zu voller Höhe aufrichtete, atmete er tief, und er fing an, übers ganze Gesicht zu grinsen, und mit einem Male setzte er sich in Trab, und als er bei den vier Kiefern angelangt war, schwang er auch schon die Axt und versetzte dem ersten der Bäume einen kräftigen Schlag, so daß der Baum sogleich bis obenhin erzitterte. Hätte ihn aber jemand gefragt, was das für ein Licht war, das ihm auf einmal aufgegangen war und ihn zu dem „Aha" veranlaßt hatte, da wäre er wohl nicht imstande gewesen, das Unaussprechliche zu erklären, ja, vielleicht wäre er sogar wieder ins Grübeln verfallen und vor lauter Grübeln untauglich geworden, die ihm aufgetragene Arbeit zu verrichten. Desselbigengleichen erging es allen Männern" (Seite 280).

Preisfrage an den Leser: Wie erging es allen Männern? —

Wie lange darf im Namen der Nation solche Verwahrlosung der Sprache noch geschrieben und straflos gedruckt werden? **Reuchlin**

Panoptikum des Bücherwurm

Über Nacht zu einer anderen Haut kommen. (Probates Hausmittel!).

Wer es nötig hat und sich's verschreiben will, wende sich an den aus Bremen gebürtigen, in Schwabing gebildeten und nicht weit von der Tauentzien domizilierenden Verleger Rowohlt, der Anfang März verschämt im Buchhändler-Börsenblatt bekanntgab, daß er ab sofort den Vertrieb seiner antinationalsozialistischen Broschüren („Kommt das Dritte Reich?" — „Adolf Hitler — Wilhelm III.") einstelle, und der in den ersten Apriltagen stolz verkündete: „Ein Volk steht auf — 53 Tage nationaler Revolution", 150 Kupfertiefdrucke. (Das vor-

liegende Dokument wird die Stunde überdauern und späteren Geschlechtern Kunde davon geben, wie eine Nation sich die Formen schafft, in denen sie leben will.) — Aber wie lange, wie kurz erst ist es denn her, daß der große Autor dieses Verlages — Emil Ludwig hieß? — Die Haut hat er rasch gewechselt. — Aber was steckt unter ihr? — Ach, nichts weiter als Ullstein.

An die Herren Alfred Kerr, Lion Feuchtwanger, Emil Ludwig, Heinrich Mann, jenseits der Grenze:

Gehabt Euch wohl und kehret, bitte, niemals wieder!!!

Vorschlag an den Herrn Reichsfinanzminister:

Sie werden eine erkleckliche Anzahl Etatlöcher stopfen können, wenn Sie auf schnellstem Wege verordnen, daß der Gebrauch des Wortes „National" zu Geschäftsankündigungszwecken, insbesondere auch zu Buchankündigungen solcher Verlage, die jetzt alle rasch kastrierte Neudrucke ihrer Verlagsverzeichnisse herstellen lassen, für jeden Einzelfall mit einer Steuer von 1000 Mark belegt wird. Eine einzige Nummer des täglich erscheinenden Buchhändlerbörsenblattes brächte Ihnen so viel, daß 300 Arbeitslose einen Monat lang davon gut genährt werden könnten.

Pfiffikus

Bodenständige und landschaftsverbundene Mitarbeiter

sucht ein literarisches Berliner Wochenblatt, das vor kurzem noch einer Palästinawiese glich und „Politik die Kunst des Möglichen" nannte, als der edle Heinrich die Akademie verlassen mußte. Welcher Landschaft verbindet man sich wohl am Kurfürstendamm? Und wer hat denn noch wenige Wochen zuvor die Nationalhymne im Rowdyton beschimpft??? — Uns däucht, es sei das gleiche Blatt gewesen. — Gleichschaltung Schmocks . . . ?!

Eine Auswahl neuer Bücher

Nachstehend verzeichnen wir nach Sachgebieten geordnet die Titel wichtiger Neuerscheinungen der letzten Wochen. Diese Liste erscheint künftig in jedem Heft. Die beigefügten Sätze sind sachliche Charakteristiken, keine kritischen Werturteile.

Romane und Novellen

Böttner, Karl, Felix und Felicia.
Eine Sommergeschichte. S. Fischer. 1.50. Ferienfahrt an den Bodensee. Lustige Abenteuer eines Liebespaares.

Buck, Pearl S., Söhne.
Roman. Zsolnay. 6.80. Ein Bild chinesischer Landschaft und Seele, eine „Saga" chinesischer Taten und Schicksale.

Clarke, D. H., Ruth, die es nicht erwarten kann.
Roman. Goldmann. 4.50. Geschichte eines Mädchens, die der Stimme ihres jungen unverdorbenen Herzens folgt.

Conrad, Joseph, Das Herz der Finsternis.
Erzählung. Dtsch. v. E. W. Freißler. S. Fischer. 1.50. Afrikanischer Urwald als Schicksal und seine feindselige Natur als Anstoß zu innerer Wandlung.

Dreyer, Max, Der Heerbann ruft.
Roman. Staackmann. 2.70. Erzählung aus der Zeit der Freiheitskriege, im Mittelpunkt die Gestalten des preußischen Königs und Yorks.

La Farge, Oliver, Der große Nachtgesang.
Eine indianische Erzählung (Dtsch. v. Lulu v. Strauß und Torney). E. Diederichs. 4.80. Geschichte eines Indianermädchens aus dem Reservationsgebiet der Navajos. Schilderung uralter Stammesüberlieferungen und Kultbräuche. Ein Buch der Treue zum eigenen Stamm und Volk.

Frenssen, Gustav, Von Saat und Ernte.
Das Buch vom deutschen Bauernleben. Mit 112 ganzseitigen Kupfertiefdruckbildern von Hermann Fischer-Braunschweig. Safari. Bln. 4.80. Schilderung deutschen Bauernlebens, seiner Arbeit und Mühe und seiner Freuden.

Giono, Jean, Der Berg der Stummen.
Roman. Dtsch. v. Käthe Rosenberg. S. Fischer. 1.50. Ein kleines Bergnest,

von Bauern gegründet, denen zur Zeit der Glaubensverfolgung die Zungen abgeschnitten wurden. Ihr elementares, unwandelbares Erleben kann nur durch Musik gelöst werden. Auf diesem Grunde die Schicksale einer Liebe.

Grün, Lili, Herz über Bord.
Roman. Zsolnay. 5.50. Die Heldin des Buches geht ihren Weg entschlossen durch den härtesten Daseinskampf, ohne den Mut zu lieben, zu leiden, zu kämpfen aufzugeben.

Halbe, Max, Die Auferstehungsnacht des Doktors Adalbert.
Eine Osternovelle. P. List. 3.80. Ein Tag und eine Nacht des bedeutenden Magiers Dr. Adalbert; Problem der Überwindung des Gegensatzes von Alter und Jugend und von Irdisch-Vergänglichem und Ewig-Bleibendem.

Hain, Paul, Heimat wir lieben dich!
Roman. Tamara. 2.90. Gegenwartsroman, der auf dem Hintergrund sommerlichen Zeltstadtlebens zwischen Wald und Wasser ein gläubiges Bild deutscher Heimat zeichnet.

Herzog, Rudolf, Die Tänzerin und ihre Schwestern.
Ein Roman aus der Zeitenwende. Cotta. 4.80. Unter süddeutschen Menschen führend ein junges Mädchen, dessen sauberes Frauentum vor allem feindlichen Einfluß besteht.

Hughes, Rupert, Der Frauenliebling.
Roman. Goldmann. 4.50. Gesellschaftsroman. Amerikas obere Zehntausend.

Huelsenbeck, Richard, Der Traum vom großen Glück.
Roman. S. Fischer. 6.50. Der Weg eines deutschen Mädchens durch den wirbelnden Alltag New Yorks.

Liessem, Hermann, Der Abgrund.
Eine Geschichte aus dem Leben der Arbeitslosen. W. Kohlhammer. 1.35. Der Roman der Arbeitsamtsbürokratie.

Löns, Hermann, Das deutsche Buch.
Ad. Sponholtz. 2.50. Auswahlband, der H. Löns als Vertreter einer völkisch-germanischen Weltanschauung zeigt.

Luhmann, Heinrich, Das hungrige Leben.
Roman. Staackmann, 4.80. Äußerer Rahmen: Geschehen eines Ehejahres, vom ersten Hinabsteigen in die fremde Seele bis zum Jubel des Kindes. Dazwischen Erzählung der Jugenderinnerung an einen früh gestorbenen Freund.

Mitterer, Erika, Höhensonne.
Erzählung. Dtsch. Verl. Anst. 4.25. Das erste Prosabuch der als Lyrikerin bereits anerkannten jungen Dichterin erzählt von der inneren Verwandlung eines jungen Mädchens, fort von dem kleinen Geist der Nützlichkeit zu lebensbrauchbarem, klarem Idealismus hin.

Müller-Partenkirchen, Fritz, Jetzt grad extra.
Trotz — alledem — Geschichten. Staackmann. 3.—.

Neuwirth, Walter, Helden.
Aretz. ca. 4.—. Der Kampf des Österreichers gegen innere und äußere Feinde und standhaftes Suchen nach der Heimat Großdeutschland ist in diesem Kriegsbuch gestaltet.

Nordström, Clara, Kajsa Lejondahl.
Roman. Dtsch. Verl. Anst. 5.25. Ein nordisches Frauenbuch von einer deutsch schreibenden schwedischen Dichterin. Das tragische Schicksal einer liebenden Frau, in die Sphäre des Gleichnisses und der Legende erhoben.

Oyen, Henry, Der Sohn der Scholle.
Abenteurerroman. Goldmann. 4.50. Ein lebensbejahendes Buch kämpferischer Heimatliebe aus dem Farmerleben der Prärie.

Prestel, Irmgard, Der unheimliche Grund.
Gruselgeschichten. Herder. 6.40. Die Erd-, Haus-, Feld-, Berg- und Waldgeister aller deutschen Gaue sind in diesem Buche wachgerufen.

Randenborgh, Elisabet von, Neu ward mein Tagewerk.
Weg und Wandlung eines Frauenlebens. Roman. Furche. 3.80. Der Roman spielt um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Ravensbergischen, unter Menschen, die zwischen Leid und Sünde hindurchgehen, zur Wandlung und zum Neuwerden ihres Lebens.

Röttger, Karl, Das Buch der Gestirne.
P. List. 7.50. Röttger deutet in fünf Erzählungen den Wandel der menschlichen Gestirne, die mit besonderem Glanz über deutscher Erde stehen: Eckeharts, Rembrandts, Shakespeares, Bachs und Hölderlins.

Scanzoni, Gustav von, Unter Ausschluß der Öffentlichkeit.
Roman. Musarion. 5.80. Der führende Anwalt gibt mit diesem Buch einen aufrüttelnden Beitrag zum aktuellen Problem unserer Strafjustiz.

Spiel, Hilde, Kati auf der Brücke.
Roman. Zsolnay. 5.50. Die Liebe eines 17jährigen Mädchens. Spannung zwischen der Unendlichkeit des Gefühls und der Endlichkeit des Realen.

Tanner, Marianne, Begegnung im Spiegel.
Roman. Dtsch. Verl. Anst. 4.50. Maria Waser: „Das Problem der Frau zwischen zwei Männern wird auf eine vorurteilslose, großzügige und menschlich tiefe Weise behandelt."

Wilhelm, Hans Hermann, Die Frikkes. Das Erwachen in der Heide.
Roman. Brunnen Verl. 6.80. Ein niederdeutscher Volks- und Landschaftsroman, zugleich ein Roman der deutschen Erweckung.

Wolfe, Thomas, Schau heimwärts, Engel.
Eine Geschichte vom begrabenen Leben. Rowohlt. 8.50.

Zeitgeschichte

Die nationale Erhebung 1933.
Gerh. Stalling. 2.85. Bilddokumente, Darstellung der historischen Tage vom 30. Januar bis 21. März 1933.

Reichstagseröffnungsfeier in Potsdam.
Das Erlebnis des 21. März in Wort und Bild. Hrsg. v. Hans Hupfeld (30 teilweise ganzseitige Bilder). Hayn. 1.—.

Baumbach, Norbert von, Ruhmestage der deutschen Marine.
(Mit 250 Originalphotographien.) Broschek. 4.—. Authentische Berichte. Unterstützung durch deutsche und ausländische der Öffentlichkeit erst jetzt erschlossene Archive.

Beumelburg, Werner, Arbeit ist Zukunft.
Ziele des deutschen Arbeitsdienstes. Stalling. 1.—. Die im Arbeitsdienst zu erreichende Versöhnung zwischen den Klassen als Voraussetzung nationalen Wiederaufbaus.

Bichlmair, P. Georg S. J., Die Jesuiten.
Sechs Vorträge über den Orden der Gesellschaft Jesu. Kath. Tat-Verl. 3.25. Darstellung der leitenden Idee, die den Orden begründete und bis heute erfüllt, in auf das Wesentliche sich beschränkender Form.

Brandt, Rolf, Der Weg durch die Hölle.
7 Kapitel deutscher Geschichte 1918 bis 1933. Brunnenverlag. 5.—. Ein Katechismus des deutschen Volkes mit dem Motto: Niemals vergessen, immer daran denken.

Cortes, Donoso, Der Staat Gottes.
Eine katholische Geschichtsphilosophie. Übers. u. hrsg. von Prof. Dr. L. Fischer. Badenia, Karlsruhe. 6.—. Auseinandersetzung mit der Bedeutung und Mahnung der sozialistischen Bewegung und sozialen Umwälzung.

Czech-Jochberg, Erich, Vom 30. Januar zum 21. März. Die Tage der nationalen Erhebung.
Vlg. „Das neue Deutschland." Ausgabe A mit 2 Schallplatten 15.—. Ausgabe B ohne Schallplatten 12.—. Monumentales Erinnerungswerk an die Tage der nationalen Erhebung.

Dettelbach, Hans von, Genialisierung der Macht.
Die deutsche Aufgabe in Europa. Langen-Müller. 6.80. Das Buch zeigt die Notwendigkeit, die Macht einzusetzen für seelische Erneuerung, deren Träger der große, in Religion, Wissenschaft, Kunst schöpferische Mensch ist.

Grundmann, Walther, Dr. theol., Gott und Nation.
Ein evangelisches Wort zum Wollen des Nationalsozialismus und zu Rosenbergs Sinndeutung. Furche. 2.—. Versuch, die Frage nach Gott in den Mittelpunkt nationaler Selbstbesinnung zu rücken.

Halfeld, Adolf, England, Verfall oder Aufstieg.
Eugen Diederichs. 5.80. Halfeld, langjähriger Korrespondent deutscher Zeitungen, gibt ein Bild des heutigen England und seiner konservativen Kräfte.

Heinz, Friedrich Wilhelm, Kameraden der Arbeit.
Deutsche Arbeitslager. Stand, Aufgabe und Zukunft (mit 97 Photographien). Eingel. vom Reichsarbeitsminister und Reichskommissar für den Arbeitsdienst. Frundsberg-Verlag. 5.90.

Hesse, Kurt, Major a. D. Dr., Miliz.
Hans. Verl. Anst. 1.20. Erörterung der verschiedenen Möglichkeiten einer Milizgestaltung durch einen Sachkenner. Schilderung der Aufgaben bei Aufstellung eines deutschen Volksheeres.

Hotzel, Kurt, Geld macht Geschichte.
Das Werk politischer Bankiers. Vlg. „Das Reich". Bln. 2.80. Von der Familie Fugger zu den Rothschilds bis zur Gegenwart wird an Einzelbeispielen die Entwicklung der politischen Macht des Geldes gezeigt. Das Buch will das Wesen des politischen Bankiers entlarven, um an der Vorbereitung des Kampfes gegen ihn mitzuhelfen.

Ipsen, Gunther, Prof. Dr., Das Landvolk.
Hans. Verl. Anst. 2.50. Soziologische Skizze der Situation und der Probleme des Landvolkes, seiner Entwicklung im letzten Jahrhundert. Möglichkeiten, Aufgaben und Ziele aus der Betrachtung der gegenwärtigen Lage.

— Jugend begegnet sich. Arbeitslager und neuer Lebensraum.
Hrsg. von Herbert Grabert. Kohlhammer. 1.20. Sammelwerk. Querschnitt durch die Stellungnahme der im Arbeitsdienst tätigen Jugend zu ihm und zukünftigen Möglichkeiten.

Kahle, Maria, Deutsches Volk in der Fremde.

Stalling. 1.—. Die Dichterin des Auslanddeutschtums erzählt von dem Kampfe der 40 Millionen Auslanddeutscher um ihr Volkstum.

Krause, Willi, Reichsminister Dr. Goebbels.

Mit vielen Bildern aus seinem Leben. Dtsch. Kulturwacht. 1.—.

Kuhn, Ph., Dr., Prof. der Hygiene in Gießen, Die Führerfrage der Deutschen.

A. Bonz. 1.20. Eine der deutschen Eigenwesenheit gemäße Art von Führertum wird gezeigt, die zugleich den Unterdrückungsgefahren von Bürokratie und starrer Diktatur zu begegnen vermag: die „Zwieführung".

Papen, Franz von, Appell an das deutsche Gewissen.

Reden zur nationalen Revolution. Stalling. 1.50.

Papesch, Joseph, Dr., Fesseln um Österreich.

Hans. Verl. Anst. 1.20. Anruf Deutschlands durch einen Österreicher gegen die Gefahren der französischen Anti-Anschluß-Propaganda des kleinösterreichischen Patriotismus und reichsdeutscher Gleichgültigkeit.

Krück von Poturzyn, M. J., Kaiser Joseph der Deutsche.

Dtsch. Verl. Anst. 6.80. Künstlerisch geformte, wissenschaftlich fundierte Lebensbeschreibung dieses Habsburgers, der letzter Ritter des römischen Reiches deutscher Nation und moderner Mensch zugleich war.

Scheuermann, Wilhelm, Woher kommt das Hakenkreuz?

E. Rowohlt. 1.80. Darstellung der Geschichte des Hakenkreuzes, das, der Kindheit des menschlichen Geschlechtes entstammend, jeden Bedeutungswandel überdauerte. Ein Beitrag zur Erkenntnis der Urgeschichte und des Heute.

Sonnwendfeuer oder Scheiterhaufen?

Die Schicksalsfrage der Germanen. R. Wunderlich. 4.80. Ein Versuch, die historische Lüge von den „Barbaren" zu zerstören. Die Handlung: der Rassenkampf gegen die finsteren Mächte.

Trebitsch, Oskar, In Moskau saß der Feind.

Zur Krise des demokratischen Sozialismus. Reinhold-Verl. 2.15.

Wolff-Paris, S., Frankreich und sein Gold.

Der Anteil der französischen Finanzmacht an der Weltkrise. Societäts-Verl. 3.80. Der bekannte Pariser Handelsjournalist und Finanzexperte gibt einen Leitfaden zur Aufrollung und Klärung der großen Wirtschafts- und finanzpolitischen Probleme Frankreichs.

Der Bildschmuck dieses Heftes, auch das Bildchen auf der 1. Umschlagseite, stammt aus dem Buche Elly Petersen, „Die Moosschwaige" (Knorr & Hirth).

Herausgeber und Schriftleiter: Karl Rauch, München 19, Winthirstraße 21/2 r.
Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, München 19.

Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfg., Jahresbezug bei 12 Heften RM. 5.80.

Für die Tschechoslowakei und Österreich: Herausgeber und verantwortlich Ed. Kaiser, St. Georgenthal b. Warnsdorf, Verwaltung Niedergrund bei Warnsdorf.

Druck: Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn, München, Jungfernturmstr. 2.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat“, „Vorhof“ und „Neue Bücher“

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1933 • 18. Jahrgang • Heft 6

Die Dichtung in der Zeit

Wilhelm Schäfer

Wenn irgendwo, dann wird am Beispiel der Dichtung deutlich, daß in geistigen Dingen nur eine hierarchische Ordnung walten kann. Keine Gemeinde und seien ihre Mitglieder noch so gebildet, darf im Ernst beschließen: wir wollen eine Iphigenie gedichtet haben, so oder so! Sie müssen zuwarten, bis gedichtet wird, was der Dichter aus eigener Vollmacht dichten will oder muß — denn nicht der Dichter wählt seinen Stoff, sondern der Stoff wählt ihn — und müssen am Ende staunend erkennen, was für ein großes Geheimnis in der Dichtung waltet, indem etwas aus dem letzten Eigenwillen einer Persönlichkeit zu kommen scheint und gerade daraus volkstümlich ist und Volksgut wird.

Es ist aber nicht etwa so, daß der Dichter etwas fand, was sich das Publikum wünschte. Was das Publikum sich wünscht, ist gemeinhin nicht das, was ihm not tut. Je breiter einer wirken will, umso geringer muß er die Ansprüche einsetzen: diese alte Erfahrung bedeutet, daß die Menge als solche das niederziehende ist. Wenn ihr als Publikum die Entscheidung überantwortet würde, was und wie gedichtet werden soll — und dies ist die Konsequenz seiner Wünsche — so wäre Dichtung nicht mehr möglich.

Es war der verhängnisvolle Fehltraum des 19. Jahrhunderts, daß der Menschengeist meinte, er könne durch Abstimmungen Ordnung schaffen; Ordnung kann nur hierarchisch sein, also da, wo das Gesetz absolut ist, wo keine Meinungen sondern die Mächte sich kund tun. Was wir Menschen aus eigener Vollmacht unsere Gesetzbücher nennen, können nur Konventionen, Vereinbarungen sein, denen Gesetzeskraft gegeben wird, als ob sie gesetzt, als ob sie Gesetz wären.

Und dies ist die Wandlung der Zeit, daß der Menschengeist seinen Hochmut gebüßt hat, sich von seinem Rampenlicht aus für den Regisseur des ganzen Theaters zu halten. So blitzblank er die Lampen des Bewußtseins geputzt hatte, er wurde nur selber damit beleuchtet; die Mächte hinter der Bühne blieben im Dunkeln. Den Lebensraum und sein Geheimnis wieder fühlen zu lernen — um ihm vielleicht auch einmal wieder gläubig zu vertrauen — das ist die Umkehrung zur Demut,

in der wir stehen: die Hinwendung von der Relativität aller Erkenntnis zum Absoluten, das hinter ihr gedacht werden müßte, wenn wir seiner nicht sonst versichert wären.

Weit entfernt davon, museumsreif zu sein, wird der Dichter einer wieder nach dem Lebensraum verlangenden Zeit dartun, was er stärker als andere besitzt und was ihn von den Zeitgenossen schlechthin unterscheidet, das Ewige im Stirb und Werde zu sehen und ihm aus dem Vergänglichen die Gleichnisse zu gestalten. Er lebt nicht im Rampenlicht des Bewußtseins, sondern in der Ganzheit des Lebens, aus der das Stück gespielt wird.

Darum sind alle lebendigen Gestalten der Dichtung aus dem Käfig des Zeitgeistes ausgebrochen. Der Zundelfriede Hebels und der Meister Anton Hebbels, der Michael Kohlhaas wie die Iphigenie mögen für den Literarhistoriker die Eierschalen ihrer Herkunft an sich tragen: nach ihrer Natur sind sie aus dem Menschengeist zum Menschentum befreit; und wenn sie singen könnten, würden sie es wie der Vogel tun, „der in den Zweigen wohnet".

Denn die Zweige des Lebensbaumes — um zum Schluß ein kühnes Bild nicht zu scheuen — hängen alle von den Früchten des Humors und der Tragik, von denen zu essen keine Erkenntnis des Guten und Bösen gibt, wohl aber die Freiheit, am 17. April 1932 um 9.15 Uhr und sonst zu jeder Stunde mitten im ewigen Leben zu sein.

Diese Sätze entnehmen wir als Vorabdruck aus dem in Kürze im Verlag Albert Langen-Georg Müller erscheinenden Bande „Deutsche Reden" von Wilhelm Schäfer. In diesem Bande erscheinen des Dichters um deutsche Verinnerlichung ringende, zu Besinnung und Vertiefung rufende Reden, die in den Menschen, zu denen sie gesprochen wurden, nachhaltigsten Eindruck hinterließen, zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt. Sie sind damit jetzt Jedem zugänglich und werden vor allem dort dankbar aufgenommen werden, wo über Tagesoberfläche hinweg aus lebendigem Geschehen und geistigem Streben Deutung unserer Zeit und Erkenntnis deutscher Daseinsbestimmung gesucht wird.

„Wirklichkeit" und Wirklichkeit

Karl Rauch

„La guerre, ce sont nos parents!" heißt das Motto von Ernst Glaesers erstem Roman, in dem der „Jahrgang 1902"*) sich als berufener Repräsentant der Nachkriegsgeneration dokumentierte. Dieser dumme und alberne Satz charakterisiert mit besonderer Deutlichkeit die Vater- und Wurzellosigkeit dieser „jungen Generation", der Schicksalsverhaftung, unlösliche Blutkette vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel nichts gilt, die primitiv genug ist, das verantwortungslose Wort einer abdankenden Generation zurückliegender Zeit: „Apres nous le deluge!" umzukehren in: „Hinter uns die Verruchtheit! Wir beginnen die neue Zeit!" Ja, Leute wie Glaeser wollen noch nicht einmal wissen, daß mit wachsendem Alter aus Söhnen Väter werden. Als revolutionärste Erkenntnis des „modernen Fortschritts", dem sich verschworen zu haben er stolz ist, verkündet er, daß „die Söhne die Väter ausrotten müßten, damit Freiheit möglich werde."**)

Die verwirrte Verstiegenheit des Rummelplatzes „Junge Generation" ist mit diesen Schätzen auf ihren Gipfelpunkt gelangt. — Sie wußten nicht, was eigentlich Vater ist, diese unentwickelten und unterernährten Knaben, die im Sommer 1918 neben Greisen, Krüppeln und Drückebergern sich als die einzigen „Männer" hinter der Front erkannten. Fremd war ihnen die positive Beziehung zwischen Vater und Sohn, in der Dieser von Jenem in die Geheimnisse und die Tatsachen des Lebens eingeführt, erzieherisch zum Manne gebildet wird; fremd auch die negative, in der von jugendlich-revolutionärer Besessenheit getragen der Junge anrennt gegen den Alten, der seinen Weg ins Leben ihm versperrt, denn auch diese negative Beziehung schließt ja eine bestimmte Positivität ein, bejaht den Vater noch, indem sie mit ihm kämpft.

*) G. Kiepenheuer Verlag, Berlin 1928.
**) In einem Aufsatz der Liter. Welt, 1932.

Die Glaesers aber wollen keinen Kampf, keine Auseinandersetzung, sie erklären einfach: Schuld am Kriege sind die Eltern; die Väter werden ausgerottet — und dann ist die Freiheit da! — Sie lügen in ihrer Verblendung den Vater einfach weg. Er existiert für sie nicht. Und wenn wir uns umschauen in unserer Umgebung, wenn wir nach dem Standpunkt fragen, den heute mancher Achtzehn- und Zwanzigjährige gegenüber dem Vater-Sohn-Problem einnimmt, so wird bei genauem Zusehen eine sehr eigene und schmerzliche Situation klar. Diese Jungen sind wie selten eine Generation der eisigen Weltraumkälte ausgesetzt. Ihr Zustand läßt sich am zuverlässigsten vielleicht als der der „*Vaterlosigkeit*" charakterisieren. Jedenfalls ist es für viele unter ihnen gültig, wenn einer aus ihrer Mitte, der Sohn eines vielgelesenen Dichters, kürzlich von einem Auslandsaufenthalt her dem Vater, der unter den zurückliegenden Verwirrungen mißverstandener Reformpädagogik von früh an sich daran gewöhnt hatte, seinen Kindern weniger Vater als vielmehr „Kamerad" zu sein, also vom Sohne nicht mit dem Vatersnamen, sondern mit dem Vornamen sich anreden ließ und so auch seine Briefe an den Sohn in der Ferne nicht als „Dein Vater", sondern mit „Dein Fritz" unterzeichnete, nach Hause schrieb: „Ich will keinen Fritz, ich will einen Vater haben . . . !" Das ist die furchtbare Tragik vieler dieser Jungen, daß ihre Väter keine Väter sind, sondern (sofern sie der Krieg am Leben ließ) Zerbrochene, Wehleidige, Klagende oder Erstarrte, brutale Gewalthaber. Und diese kalte Beziehungslosigkeit, die uns heute zwischen Vätern und Söhnen oft begegnet, die die Väter in sich vertrocknen und eingehen läßt, die Söhne aber entwurzelt und in Verschlossenheit zwängt, ist gewiß furchtbarer als der Haß zwischen zwei Generationen, denn zu hassen und zu lieben kommt dem Menschen zu. Wo aber statt dessen ein Nichts an Beziehung steht, tut sich das Unmenschliche auf.

Letztlich geht es nicht um den Vater und nicht um den Sohn, sondern allein um den Menschen. Das Bild des Menschen in seiner Ganzheit zu erhalten und in immer neuer Gestalt ganz zu formen der uralten Gottebenbildschaft gleich, ist die Aufgabe des Einzelnen und die Aufgabe aller: und Vater sowohl, als auch Sohn zu sein, gehört als unentbehrliches Teil diesem Bild menschlicher Ganzheit zu.

Die nach dem Vater als einem Bilde vom Menschen, das sie für die eigene Verwirklichung und Steigerung brauchen, sich sehnen, sind gewiß die Besten unter den Jungen. In ihnen ist das Verlangen rege, über das eigentlich Sinnlose, das quälend Zerstörerische dieser Zeit hinwegzukommen: das *Fehlen des Maßstabes*.

Wie im Menschlich-Familiären, so fehlte — nicht erst neuerdings unterm Versagen der Republik, wenn auch dadurch verstärkt — von langeher dem jungen Deutschen die organische Beziehung zum Staat. Es ist nicht übertrieben, wenn ich ausspreche, daß diese *vaterlose Jugend zugleich eine staatenlose ist*. Oder will jemand leugnen, daß wo immer der Staat von Weimar lebendige Jugend sich einzubeziehen trachtete, ihre Vitalität sich nützlich zu machen strebte, dies zur Lächerlichkeit und znr Farce geriet? — Nichts an diesem Staat, seiner inneren und äußeren Haltlosigkeit, seiner Verschwommenheit im Geistigen und seiner Erstarrtheit in Verwaltung und Repräsentation vermochte, Jugend für sich zu gewinnen.

Fehlte dem Jungen im Elternhause das Maß und Vorbild des Vaters: männlich heldisches Vorbild außerhalb der Familienbande, in der Öffentlichkeit seines Volkes und dieses deutschen Staates suchten sie alle gleicherweise umsonst, denn die einzige Gestalt der ihnen hier Begegnenden, die wirkliche Ehrfurcht heischen konnte, der greise Feldmarschall und Präsident des Reiches, ist schon lange zu alt und als letzter ragender Pfeiler einem einst geordneten Staat verwurzelt, dessen Tradition, dessen Wesensgehalt diesen Jungen und Jüngsten nicht einmal mehr Sage hat bleiben können.

Nichts war weithin in Deutschland als die Einsamkeit einer sich selbst überlassenen Jugend. Und da ihnen nirgends ein Halt, nirgends ein Einsatzpunkt, nirgends ein Maß sich bot, so behielten Jene von ihnen, die schon mehrfach umschriebene Gruppe der eitler Subjektivität Verfallenden, deren Sprecher vornehmlich in literarische Gefilde eindrangen, nichts außer sich selbst und ihrer hilflosen Kläglichkeit, die ideologisch eine *Pseudowirklichkeit* sich zurechtschnitt, in der alles geleugnet oder zumindest verzerrt und verleumdet wurde. was entscheidend Situation und Gesicht unserer Epoche trägt: Krieg und Bedrückung des sogenannten Friedens und Versagen des Menschen ringsum vor der Schwere und unentrinnbaren Härte der ihm gestellten Aufgaben. Die Anderen aber, die Vitaleren, die blutmäßig Qualifizierteren klammerten sich zuerst an *Maß und Gedächtnis der Toten von Langemarck*, als deren Erbes Träger sie sich empfanden. Und als im Jahre 1924 auf den kargen Höhen des Rhöngebirges die Bünde der freien Jugend zu einem Tage der Gemeinsamkeit sich trafen, um „unter der Trauerfahne des

Wortes Langemarck ihre Totenfeier dort oben zu begehen", da war dies zugleich Ausdruck des eigenen Reiches der deutschen Jugend, die den flötenden Lockrufen absterbender Parteien und einer Staatsführung auf hohlem Grunde sich versagte.

Von der „höheren Wirklichkeit" dieser Jugend kündet der Dichter, Rudolf G. Binding, der an jenem Tage als der Männer einer, der nahe bei Langemarck im Oktober 1914 an der Front gestanden hatte und der dort gefallenen Jugend Vermächtnis in sich wahrte, Gast der Bünde der Jugend gewesen ist: „Die aber würden die Toten, auferstanden aus ihren Gräbern und sich mischend dem jungen Leben, das sich hier enthüllte, gesehen haben: Nicht von der Schwüle des Geschlechts, vom Zwiespalt der Rasse, von Nebeln eines Ideals oder auch nur eines unverstandenen Gottes ist ihre Seele beschwert und verdunkelt. Das alles hat keinen Raum in ihnen. Unerschöpfliche, unberührbare Schätze stehen an Stelle schwankender Fragen, zweifelhafter Gewinne aus erörterten Problemen und zeitlichen Forderungen. Sie kennen ihre Dichter, die großen die toten und haben unter den Lebenden ihre Lieblinge; und diese nicht unter den klagenden, reuigen, jammernden, hilflos gedanklichen eines seelischen Niederganges. Sie kennen ihre Lieder: und diese sind herrlich und stolz. Sie stählen ihre Kräfte, ihre Gesundheit, ihre Gewandtheit, ihren Mut. Ihr Schritt ist ausgreifend und frisch, auch der Knaben, die inmitten der Jünglinge marschieren. Sie fühlen die Natur um sich wesen, den unermeßlichen Raum über sich. Sie kennen ihr Land von einer Grenze bis zur andern, das reiche schöne, wie das karge sandige. In ihrem Vaterlande gehen nicht wie zu romantischen Zeiten Mühlräder an jedem klaren Bach; sie fragen nicht mehr wie vor hundert Jahren: ist's Bayerland? ist's Steyerland? und antworten nicht mehr darauf: nein, nein! das Vaterland muß größer sein. Sie wissen nur: Dies worin wir atmen, was uns trägt, was wir durchmessen, ist Vaterland. — Sie brauchen kein Reizmittel, sich wach und bereit zu halten; sie brauchen keinen Rausch, um sich zu berauschen, und keine beschwichtigende Gewohnheit, um über die Unbequemlichkeiten des Daseins hinwegzukommen. Anderswo in Vereinigungen und Orden herrschen Gelübde der Enthaltsamkeit. Sie bedürfen deren nicht. Für sie ist es lächerlich, vor der Erhabenheit des Gebirges, der Unendlichkeit des Meeres, der Luft eines Sonnentages, der Herbheit winterlichen Schlafes mit einer Zigarette im Munde zu stehen. Sie lassen die Wirtshäuser am Wege liegen, nicht weil sie ihnen verboten wären, sondern weil kameradschaftlich das Mahl zu bereiten ihnen lustiger und sinnvoller dünkt und das Wasser der Quelle in Wiese und Wald ihnen köstlich ist. Im anderen Geschlecht erblicken sie nicht die Schwester, wie es wohl andere tun, wie manche Bünde in erster Verkennung einst selbst taten, sondern — was es ist — das andere Geschlecht. So werden sie es einst als Frau gewinnen und zu lieben vermögen. Nicht mehr ist es Abkehr und Flucht vor dem Getriebe der Stadt und des technischen Lebens, was sie wandern macht; nicht auch allein das schnell endende Recht, ein eigenes jugendliches Leben zu führen, sondern sich zu ertüchtigen zu jeglichem Leben. Mag sie enden einmal für jeden der Jünglinge: diese Zeit wird keinem verloren sein, diese Zeit wird nie zu lange gewährt haben. — Würden jene, die Toten, vor denen diese Jugend feiernd und feierlich stand, sie aufrufen wollen in einem sie ganz erfüllenden Wort, unter einer sie alle einenden Fahne, so gälte für alle nur das Wort: Vaterland. Sie verstehen darunter mehr und ernster als eine Jugend anderer Zeiten den Inbegriff des Gemeinsamen, des Sicheren, des zu Sichernden, Tatsache und Form des Gemeinwesens in einem. Keine Verfassungsform betonend glauben die Einsichtigen unter ihnen, daß keine einen unbedingten Vorzug vor der andern verdient und lassen sich daran genügen. Sie reden nicht von Krieg und nicht von Nie-wieder-Krieg. Sie stehen ruhig und unbekümmert unter den Gesetzen des Landes und der Verhältnisse. Ein höheres, ungeschriebenes Gesetz ihrer selbst führt sie, bestimmt sie, erfüllt sie."*) —

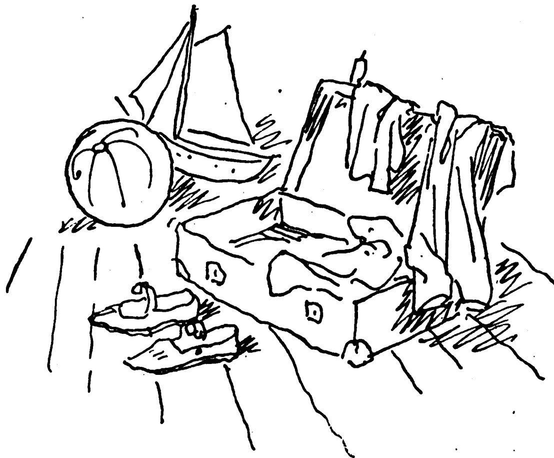
Wie hier der Dichter es beschreibt, so erlebte und schuf die Jugend der deutschen Jugendbünde, da alles Staatliche ringsum versagte, dem Gedenken ihrer Toten verschworen sich ihren Staat im Staate: das freie Reich der Jungmannschaft, dem jeder politische oder gar parteiische Aktivismus wesensfremd blieb, das nicht mehr und nicht weniger wollte, als die gesunden Traditionen eines wahrhaft deutschen Lebens der jungen Männlichkeit zu erhalten und zu sichern, wo ringsum beschränkte Borniertheit den Verfall des deutschen Gesichts zur äußersten Nivellierung treiben ließ.

Wo Politik als geistige Waltung und nicht als kleinlicher Tagesschacher der Funktionäre und verantwortungsbaren Parlamentarier verstanden wird, da wird auch in späteren Tagen vor der

*) Rud. G. Binding, Deutsche Jugend vor den Toten des Krieges. Karl Rauch Verlag 1924.

Geschichte die Bildungs- und Erziehungsschule dieser Jugendbünde der deutschen Nachkriegszeit noch als politisch gewichtiger begreifen als alles, was das offizielle Gesicht der republikanischen deutschen Geschichte von 1919 bis 1932 bestimmt hat.

Von den Vätern verlassen und dem Staat, diesem Staat sich zu geben nicht willens (ihr Staatsbild lag vor Langemarck in den Gräbern!), gaben die Bünde der Jugendbewegung den ihr zugehörigen Jungen das einheitlich große Bild ihres Reiches, des Reiches großdeutscher Wirklichkeit, das — von den ewigen Kräften des Volkstums getragen — um von fremden Machthabern gezogene Grenzen sich nicht bekümmerte und seinem inneren Bestand jeden Flecken einbezog, der deutschen Menschen Lebensraum gilt im Elsaß sowohl, als auch in Südtirol, in Siebenbürgen nicht anders als im den Polen ausgelieferten Osten. Und wie dieses große Reich der deutschen Jugend lebt und gelebt wird in ihren Liedern, in ihren Wanderungen zu den fernen Stämmen gleichen Blutes, in den Freundschaften, die von Besuchen her den Kronstädter Buben mit dem Stettiner, den Thorner Bundesbruder mit dem Würzburger verbinden: so ist es und besteht als Wirklichkeit, greifbarere und bleibendere Wirklichkeit denn das, was äußerlich staatsrechtlich und offiziell Deutsches Reich genannt wird und über Nacht Führung, Form und Flagge wechselte am Tage, da gegen die haltlosen Nichtse, die seinen Weg zu bestimmen, seine Geschicke zu lenken wähnten, die andere große jugendliche deutsche Bewegung vorstieß, die in ihrem Quell und Ursprung aus nächster Nähe des bündischen Jugendreiches kommt, aber entwicklungsmäßig, taktisch und politisch andere Wege genommen hat und nun das Volk zur wirklichen Einheit hebt: die Millionenbewegung der NSDAP und ihr Glaube an die Verwirklichung des Dritten Reiches.



Der vorstehende Aufsatz stellt einen kleinen Auszug aus der Broschüre „Schluß mit junger Generation!" dar, die der Herausgeber des Bücherwurm Ende Mai im Verlag Wolfgang Richard Lindner, Leipzig erscheinen läßt (Preis kart. M. 1.80).

*

Vom Weltkrieg zur nationalen Revolution ist der Titel einer von Dr. Wilh. von Kloeber geschriebenen, Anfang Mai im R. Oldenbourg Verlag, München erschienenen Broschüre (kart. M. 1.80). Sie vermittelt knapp, übersichtlich und eindringlich eine Darstellung der Ereignisse seit August 1914 bis zur Vollendung der nationalen Revolution im Frühjahr 1933. — Das Büchlein ist in erster Linie für den Schulunterricht bestimmt, wird aber darüber hinaus vielfach als „Gegenwartsgeschichte in knappester Form" Hausbuch werden können.

Naturschutz und deutsches Volk — ein Schlagwort oder eine Forderung nationaler Kultur?

Dr. Karl Rudolf Fischer

Lassen wir uns erzählen, wie Deutschland noch vor 50 Jahren aussah, dann werden wir finden, daß es nur noch wenige Orte und Landschaften darin gibt, die sich in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten haben. Wie war das möglich?

*

Die Entwicklungsgeschichte der Natur hat Äonen gebraucht, die Menschheitsgeschichte Jahrtausende, die Völkergeschichte Jahrhunderte, das Zeitalter der Zivilisation aber rechnet mit Jahrzehnten, und ein Fünfjahresplan von heute wiegt den Entwicklungsgang eines Jahrhunderts von früher auf.
Die Erschließung der Natur durch die Zivilisation des Menschen geht im Lawinentempo vonstatten. Früher drang der Mensch schrittweise in die Wildnis vor, und Jahrhunderte dauerte sein Kampf um einen Platz an der Sonne. Heute ist das anders. Da wird ein Schienenstrang durch die unwirtlichste Gegend gelegt, ein Zug trägt das ganze moderne elektrische Arsenal herbei, und wo eben noch Dschungelleben und Urwaldschrecken waren, entstehen Industrien, Sirenen gellen, Autos hasten.
Über die Natur bricht das herein wie Föhnsturm über ein Winterland. Nicht einmal der Naturforscher kann Schritt halten mit diesem Tempo. Er behält gar nicht Zeit genug, den Stoff zusammenzutragen zu Reminiszenzen: „So war es einst."

*

Wer einmal — etwa von Hannover aus — über Norddeutschland geflogen ist, der wird bestürzt sein, unter sich nichts als Flurkarten zu finden, die aussehen wie Kartoffeläcker: Wälder, schön sauber in Quadrate gedrillt.
So hat sich das ursprüngliche Landschaftsbild durch Menschenhand von Grund auf verzerrt. Wo Heide war, hat man aufgeforstet, wo Wald war, hat man Feld gemacht, was bodenständig war, hat man ausgerottet, was „weit her" war, fremd war, hat man eingeführt. Allüberall das gleiche Bild.

*

Ja, gibt es denn gar keine Natur mehr in Deutschland? Doch, es gibt ja noch Mustergutfelder mit Rüben und Korn, von der Feldbereinigung schön sauber aus der Buntheit und Reichheit der Rustikalparzellierung der bäuerlichen Kleinflächennutzung hinübergekoppelt in Großmaße langweiligster Eintönigkeit und Landschaftsverblödung. Es gibt schließlich noch Kartoffeläcker, Bohnen- und Gurkenplantagen, wie es auch noch sehr schöne lebende Streichholzfabriken, sogenannte Wälder, gibt. Vielen ist das noch genug „Natur". Sonst keine Hecke mehr, kein Strauch, kein Schmetterling, kein Vogel.
Wer heute noch Hirsch und Wildsau, Seidelbast und Aronstab, buntgestaltige Flora und reiches Tierleben — wie einstens — finden will, der muß gar weit in die einsamen Lande und in die Bergwelt gehen, dort, wo die letzten Reste eine letzte Heimstatt fanden.
Hier hat sich manchmal noch ein Stückchen echter alter deutscher Heimatnatur erhalten. Und wenn jene Orte verschont bleiben vor dem Schicksal der alten Lüneburger Heide, die noch älter ist als Germaniens Geschichte, woselbst, nachdem man sie „entdeckt" hatte, mit der Fruchtbarkeit der Pilze nervenheilende Ruhesitze abgetakelter Großstadtbonzen aus der Erde schossen (in der Nähe automobilfähiger Straßen natürlich), die mit ihrem Kilometerstänker durch die Rosmarinpracht sausen und einen Krach machen, daß die Heidehasen glauben, die Treibjagd ginge los, und die Luft mit Rauch verpesten, daß die Rehe die Schwindsucht kriegen, wenn solche alten Orte also von gleichem Schicksal verschont bleiben, dann hat das Volk einer treibenden Forderung seiner nationalen Kultur genügt. Hier hat der Naturschutz einzusetzen. Viel gibt es ja nicht mehr zu schützen, denn bei diesen allerletzten Resten müssen wir schon sehr ins Kleine gehen; sonst hätte ein Wort wie Natur„denkmal" ja nie aufkommen können, und es hätte von Anfang an Naturschutz„bewegung" geheißen. Aber wir

sind ja so bescheiden geworden! Doch kann es auf die Dauer nicht gut gehen, daß wir Deutsche die Mutter unseres Heimatlebens, die Heimatnatur, verleugnen. Man mag es mit der alten Heilswahrheit des Buddhismus halten: Töte nicht, denn was du tötest, das bist du selbst! Woher sollten unsere Führer, unsere Dichter und Künstler die ewig tragenden Kulturwerte unserer Geistigkeit, unseres Brauchtums und unserer Volkheit noch schöpfen, wenn der Urquell alles Werdens und alles Fortbestehens, die Heimatnatur, versiegte? Das frage ich ganz besonders den Deutschen. Etwa aus den Museen, die uns zeigen, was einstmals war? Etwa aus einer überall gleichartig schablonisierten „Natur"? Können von dorther blutnahe Erlebnisse kommen, aufrichtende Stimmungswerte entstehen? Wenn es uns auch nicht gelingen sollte, jedem Ehrfurcht vor der Natur und ihren Werten beizubringen, dann muß es doch in der Geburtsstunde des nationalen Deutschland möglich sein, dem jungen Menschen die Gedankenlosigkeit der Natur gegenüber abzugewöhnen und ein Erziehungsprinzip zu finden, das mit Selbstkritik an die Handlung herantritt und fragt: „Ist das richtig, muß das sein?"
So also ist Heimatschutz und Naturerhaltung eine Kronpflicht der nationalen Selbstbehauptung, ist Dienst an der Heimat, ist Dienst am Volk. Wenn dieses Walten und Wirken der Naturkräfte im Volk bei uns auch nicht — wie in den alten Ländern (in denen Tier und Pflanze heilig sind) — religiös zu sein braucht, so muß ihre Erhaltung bei uns doch wieder ein Stück unserer Weltanschauung werden, eine Forderung unserer Kultur! Wer ihr dient, dient seinem Vaterland! Diese Erkenntnis ist, ihrem ideellen Unterbau nach gesehen, die bedeutendste Abkehr von jenem Marxismus der Internationale: ubi bene, ibi patria!

*

Die Konkretisierung dieser Idee, die abseits (und damit nicht nur Idol bleibend) von jeglicher nutzlos verpufften Propagandistik planklar und realintensiv den volksstilzerstörenden und ganzheitzersetzenden Zeitgeist des Materialismus zu bekämpfen fähig ist, ist angesichts der Tausendfältigkeit der natürlichen Verhältnisse und der Schwierigkeit der Verwirklichungsmöglichkeiten zu einem Gegenstand exakt wissenschaftlicher Studien geworden. Seitdem ist Naturschutz und Heimatkunde herausgehoben worden aus dem Dilettantenniveau des Menschen, der die Natur nur mit den Augen des Kindes sieht, und der Weg ward frei zu der Erkenntnis, daß nur der Schutz des Lebensraumes und nicht allein der papiergeschriebene Schutz des Individuums die Art zu erhalten vermag. Man muß also Landschaftserhaltung oder Raumschutz treiben, wenn man bedrohtes Heimatgut vor dem Kulturtod retten will. Soll diese Idee nun — und das ist wichtig — nicht mit dem aus Gründen der volkswirtschaftlichen Selbsterhaltung notwendigen Kulturfortschritt in Konflikt geraten, dann kann das Ziel des Naturschutzes nicht etwa auf eine Zurückschraubung der derzeitigen ökonomischen Landschaftsnutzung auf den einstmaligen Stand gerichtet sein, sondern es ergibt sich von vornherein die Forderung: Schaffung von Naturasylen in bedrohter Umwelt, weitestgehende Erhaltung vom Restbestand einstmaliger Werte!

*

Unter diesem Gesichtspunkt war es eine der besten Ideen des deutschen Verlegerwesens, eine regelrechte Naturschutz-Bücherei zu schaffen, die allen Fragen je nach der speziellen Problemstellung gerecht zu werden vermag. Der bekannte Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde, in wissenschaftlichen Kreisen besonders ob seiner ausgezeichneten Zeitschrift „Der Naturforscher" geschätzt und geachtet, hat sich in den Dienst der guten Sache gestellt und in seiner Naturschutz-Bücherei eine Reihe ausgezeichneter Bände herausgebracht, von denen im folgenden ein Teil kurz dem interessierten Leser nahegebracht sei.
Da ist zum Beispiel ein Bändchen den mannigfachen Beziehungen zwischen Naturschutz und Forstwirtschaft gewidmet (104.), als dessen Verfasser kein Geringerer als der bekannte Vorkämpfer der forstlichen Naturschutzidee, Feucht, gewonnen war. Vor kurzem warf man (und nicht mit Unrecht) der Forstwirtschaft noch vor, sie treibe Vereinseitigungspolitik im Forst durch den zuchtmäßigen Anbau einzelner, bevorzugter Pflanzen und mache den Wald arm an Tieren und Pflanzen. Kommt hinzu, daß sie Naturverfälschung durch Hineinbringen von ausländischen Hölzern trieb. Heute stehen diese Mängel zurück dank Feucht, der seit Jahren für Heimatschutz und Naturerhaltung im forstlichen Waldbau geworben hat. Die vorliegende Arbeit, ausgezeichnet mit vielen Bildern, gibt eine Gesamtschau

von der Vielheit der Probleme, die sich um das Kapitel „Forstästhetik" gruppieren, nennt die Wünsche des Naturschutzes im Wald: Abkehr von den großen, geradlinig begrenzten Kahlschlägen. Abkehr von der Nur-Nadelholzwirtschaft, Abkehr von der Reihenpflanzung bei Schonungen, Berücksichtigung heimischer Laubhölzer in wohlgeordneter Vereinigung mit den Forderungen der Waldwirtschaft. —

Weiterhin dient ein Band „Vom deutschen Weidwerk" von Koepert (101.) dem Gedanken der Verbindung zwischen Jäger und Naturfreund; er will über die Weidgerechtigkeit weg zur Naturfreude gelangen. Sie soll der Wilderhaltung dienen. Daher ist dieses Buch kein Jagdbuch im üblichen Sinne, sondern eher eine Geschichte der Jagd, verbunden mit einer feinen Auslese von Schilderungen alter Jagdklassiker. — In welcher Weise man den Naturschutzgedanken schon den Allerkleinsten, damit aber tief in das Herz der jungen Menschen unseres Volkes hineinzutragen vermag, zeigt Schönichen in dem Band „Naturschutz und Arbeitsschule" (111). An zahlreichen Beispielen wird dargetan, wie die neuzeitliche Arbeitsschule in den Dienst des Naturschutzes gestellt werden kann. Beispiele von werktätigem Schaffen der Jugend, Proben und Muster der Schularbeiten sind darin verarbeitet. Diese Dinge wurden übrigens erstmalig der größeren Öffentlichkeit 1927 auf dem zweiten deutschen Naturschutztag in Kassel nähergebracht. — Ein weiterer Band von Schönichen, der übrigens auch die Herausgabe der Sammlung besorgt und als Leiter der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen wie kein zweiter dazu berufen ist, nennt sich „Umgang mit Mutter Grün" (109). Es ist ein Sünden- und Sittenbuch für jedermann, vom richtigen Benehmen in Wald und Feld. Nicht tantenhafte Ermahnungen werden da verabfolgt oder schulmeisterliche Zurechtweisungen, keine salbungsvollen Predigten über den tugendhaften Lebenswandel eines wahren Naturfreundes gehalten und auch kein doktrinärer Knigge für Naturfragen gereicht: „nur" kleine Dosen, mit viel Humor gewürzt und Satire gebeizt, von dem, was alltäglich an kleinem Unheil und großen Sünden da draußen passiert, wo es kreucht und fleugt. Ein herzerfrischendes und äußerst lehrreiches Buch, worin sich mitunter auch einmal einer selbst ertappen kann. Viel gute Bilder! — Ernst Ludwig Schellenberg bringt einen Band „Deutsche Landschaft" (107). Nicht Geschichte der Landschaftsmalerei und -dichtung will es vermitteln, sondern an „wegzeigenden Beispielen das Eigentümliche germanischer Naturinnigkeit erläutern". Kant hat einmal gesagt: „Die Natur war schön, wenn sie wie Kunst aussah." Das beweist dieses Buch. Durch Malerei zur deutschen Landschaft und zur deutschen Natur — durch Heimatliebe zum Naturschutz, das ist sein Sinn. Nicht die Landschaft als zufällige geographische Gestaltungsform sehen wollen, als architektonische Tatsache der Schöpfung, mit der man sich „einfach" abfindet, sondern sie als seelische Nötigung empfinden, das will dieses Buch vermitteln. — Dann kommt ein ausgezeichneter Band von Dr.-Jng. Werner Lindner „Jngenieurwerk und Naturschutz" (100), gut eingeführt schon durch sein Leitmotiv: „Jeder Fortschritt in Wissen und Können, der mit dem sittlichen Wachsen nicht Schritt halten kann, bedeutet einen Rückgang. Erweitertes Stoffgebiet erfordert höher entwickelte Willensmächte zu seiner Beherrschung." Dieser Satz gilt als Zielsetzung besonders für das natur- und kulturnotwendige Streben des Technikers, einen versöhnlichen Ausgleich zwischen Technik und Landschaftseigengepräge zu finden. Alles wirtschaftliche und technische Schaffen des einzelnen und der Zeit hat ethische Bindungen. Ein (geschichtlich und organisch gewordenes) sittliches Wollen muß bei der Auseinandersetzung zwischen moderner Technik und dem Rahmenbau der Naturlandschaft vorhanden sein. Fehlt es, dann sind alle Versuche, dem Bauwerk eine ästhetische Form zu geben, Zugeständnisse an die öffentliche Meinung und ein Narrenbekenntnis für jeden selbst schöpferischen Geist, sind vielleicht auch Plagiat, und zwar eines, das aber auch nicht das Geringste mit einem guten Epigonentum zu tun hat oder aber — wie meistens — eine individuell geborene, selbst nicht verstandene, spielerische Zutat eines geistigen Gernegroß. Alles das wären Vergehen gegen geistige Güter des Volkes und Urkundenfälschung jener besonders üblen Art, wie sie die Scheinkultur der vergangenen Bauweise an sich hatte. — Dem Gedanken des Heimatschutzes sind zwei Bände gewidmet, und zwar der klassische von Rudorff, das schon vor dreißig Jahren als epoche- und schrittmachende Erstauflage erschien (102) und zwar diesmal neubearbeitet wurde von Professor Schultze-Naumburg im Auftrag des deutschen Bundes für Heimatschutz, und der Band „Heimatpflege und Heimatschutz" (105) von Rektor Hermann Wille. Beider Bücher Sinn ist auf die Erhaltung der alten

Heimatwerte gerichtet, ein großes Aufgabenfeld ist erschlossen hinsichtlich der vielseitigen Möglichkeiten ihrer Auswertung im heimatkundlichen Sinne, z. B. was mit Altherkömmlichen als Lehrgebiet gemacht werden kann; sein Werdegang ist als Richtungsweiser für den Volksneubau gegeben. — Über „Naturdenkmäler aus der Vogelwelt" schreibt Lucanus (103). Zehn Kapitel „Vögel der Heimat" auf dem Aussterbeetat, nämlich Adler, Wanderfalk, Hühnerhabicht, Uhu und viele andere; von allen bringt er Tragödien, die typisch für ihr Schicksal sind. — Daß der Naturschutz bei der Bewältigung seiner wissenschaftlichen Aufgaben und vor allem bei seiner (nicht minder wichtigen) Werbetätigkeit nicht auf die Photographie verzichten kann, leuchtet ein. Ein Band „Kamera und Naturschutz" (110) von Dr. Walter Effenberger zeigt das. Ein gutes Lichtbild bringt den Beschauer in ein persönliches Verhältnis, bleibt objektiv und hat den Wert einer Naturenurkunde. Den schwierigen Weg zur Praxis und zur Verwirklichung der gesetzten Aufgaben führt dieses Buch in hervorragendem Text und glänzend gelungenen Abbildungen.
Alles in allem: ein dankenswerter und zeitakuter Schritt des Hugo Bermühler Verlages, eine dankbare und glänzend gelöste Aufgabe der Verfasser, und eine dankbare Lektüre für den deutschen Leser, der in diesen Bänden seine, deine, unsere Heimat neu „entdeckt".

Anmerkungen zu neuen Büchern

Knut Hamsun, Kämpfende Kräfte. Eine Erzählung in zwei Romanen. Langen-Müller. Leinen 4.80.

Erzählen, wirklich erzählen wie keiner sonst unter den Lebenden kann Knut Hamsun. Und was er hier erzählt in diesen beiden Romanen „Kinder ihrer Zeit" und „Die Stadt Segelfoß", das ist zwar vor 15 Jahren geschrieben, berührt aber uns Heutige als eigenstes Erleben, Kampf der neuen Zeit mit der alten, Eindringen des amerikanischen Fortschritts in abgelegene, dörfliche Hinterwelt Norwegens, Bauerntum, das durch Technisierung und Fortschritt zersetzt, eingeborenes Herrentum, das innerlich angefault, um Grund und Boden gebracht wird: von alledem und vom späteren Untergang des aufgeblähten Neu-Reichtums ist da die Rede. Wirklich, es steckt hinter der Handlung beider Romane die Problematik des in seinen Grundfesten erschütterten Nachkriegs-Europa. Nun wir der Werte alter — ewiger — Ordnung uns zu erinnern beginnen, erlebt diese Hamsunsche Dichtung von ihm selber ganz unbeabsichtigte aktuelle Bedeutung. Das Alltägliche und das Ewige im Menschen hat in Holmsen, dem Leutnant, und Holmengraa, dem reich und mächtig gewordenen Bauernjungen, Gestalt gewonnen. Hamsun erzählt ihre Geschichte, die Geschichte ihrer Leiden und Freuden, ihres Stolzes und ihrer Eitelkeit, ihrer Hoffnungen, ihres Versagens und ihrer Tapferkeit. Es ist alles Menschliche darin, — im aus Ironie und Liebe gefügten Spiegel Hamsunscher Dichtung erkennt der Leser sich selbst.

Karl Rauch

Robert Hohlbaum, Der Mann aus dem Chaos. Verlag L. Staackmann. Leinen 3.50.

Der sterbende Napoleon auf St. Helena, über seinem Lager die Totenmaske Friedrichs des Großen. In bunten Fiebervisionen hasten die Bilder seines Lebens an ihm vorüber: von der Zeit an, da er als abgedankter, unbekannter und vergessener Brigadegeneral in einer Pariser Mansarde hungerte und fror, zu den großen Tagen, der Kaiserkrönung, Austerlitz und seinen anderen gigantischen Siegen, bis zum Brande Moskaus und dem Zusammenbruch seines Weltreichtraumes.
Hohlbaum läßt die Gestalt Napoleons und ein lebendiges Bild seiner Zeit vor dem Leser erstehen. Er arbeitet vielfach psychoanalytisch und gibt über das Individuelle hinaus ein großes allgemeines Bild des titanischen Gewaltmenschen überhaupt.
Klar gezeichnet ist der politische Weg Frankreichs von der Pöbelherrschaft der Revolution, der Korruption einer schwachen und traditionslosen Republik zu der alles ergreifenden, alles mitreißenden, begeisternden Herrschaft eines großen Menschen und zum allmählichen Erschlaffen und Müdewerden des Volkes und dem daraus folgenden Ende der Napoleonischen

Diktatur. Das alles sind Dinge, die uns heute sehr nahe angehen und die man gerne zu tieferer Klärung an den entfernteren Geschehnissen der Geschichte betrachtet. Alles in allem: ein spannender, farbig schildernder, historischer und in die Zeit wirkender Roman.

Herm. Fried

Michael Bauer, Christian Morgensterns Leben und Werk. R. Piper & Co., München. Ln. 8.80.

Michael Bauer, der Freund Christian Morgensterns in dessen letzten Jahren, hat aus einer nahen seelischen Verwandtschaft mit dem Dichter dieses Buch geschrieben. Der Tod überraschte ihn 1929 bei der Arbeit, und jetzt erst konnte das Werk erscheinen, vollendet von des Dichters Frau, Margareta Morgenstern, und Rudolf Meyer. Es ist ein ernster und tiefer Führer zu der oft so schwer zugänglichen Dichtung Morgensterns, in dessen Erscheinung das Wort, daß der echte Künstler immer viel größer ist als sein Werk, in besonders hohem Grade Wirklichkeit wurde. Es fehlt viel, wenn man hinter dem Werke nicht überall die Gestalt des Menschen sieht. In ehrfürchtiger Schilderung seines Lebens hat Bauer uns ein Bild der Größe und Einmaligkeit Morgensterns gezeichnet: Das warme Leuchten einer wissenden, liebenden Menschlichkeit wird sichtbar, der doch alles Allzuweiche fremd war im leidenschaftlichen, fast selbquälerischen Formen und Arbeiten an der eigenen Persönlichkeit. „Nur wer sich selbst verbrennt, wird den Menschen ewig wandernde Flamme." Ein Mensch, der große Ansprüche stellte, an sich wie an die, die um ihn waren, und der damit sich und die Freunde immer weiter emporriß, in unermüdetem Suchen nach dem unbekannten Gotte. Ein Mensch, der alles ungeheuer ernst nahm, dem Nietzsche, Lagarde und später Rudolf Steiner stärkste Erschütterungen waren; der in seinem Zusammenleben mit Freunden, besonders mit Friedrich Kayßler und Michael Bauer, und mit seiner Frau die höchste Form menschlicher Zusammengehörigkeit fand. Ein Mensch, dem sich alles schwer Errungene in vielem körperlichen und seelischen Leid, das er in überlegener Haltung bezwang, nur noch festigte.

Der Wert des Buches Bauers wird noch dadurch erhöht, daß es viel Unveröffentlichtes an Tagebuchblättern, Briefen, Aphorismen, Gedichten und Galgenliedern, sowie 24 Bildtafeln enthält.

Horst Galley

Oscar Bie, Das deutsche Lied. Verlag S. Fischer, Berlin. 3.75.

Die fein einfühlsame Darstellung der Entwickelung des deutschen Volks- und Kunstliedes von dem bekannten Berliner Musikhistoriker und Musikschriftsteller Oscar Bie liegt in neuer Auflage vor. Das Buch, das lebensvolle Anschaulichkeit mit strenger Gründlichkeit der musikalischen Analysen vereint, ist in seiner literarischen Form fast allzu impressionistisch, zuweilen tagebuchartig locker, aber auch darin könnte man die Umformung eines musikalischen Prinzips sehen. Es ist noch zu sagen, daß Bie die wahre Ehrfurcht und das echte Gefühl hat, das sich nicht scheut, an Gefühlchen mit scheinbarer Ehrfurchtslosigkeit herumzublättern.

Horst Galley

Jean Prévost, Geschichte Frankreichs seit dem Kriege. J. Engelhorns Nachf. Stuttgart 1932. S. 230. Übers. aus dem Französischen.

Unsere jüngere Frankreich-Literatur ist mit diesem Buch um einen bedeutenden Beitrag reicher geworden. Zwar wird man von dieser Geschichte aus der Feder eines bekannten Schriftstellers und Journalisten keinerlei sensationelle Überraschungen erwarten dürfen. Sie gräbt weder unbekannte Dokumente aus noch bringt sie Enthüllungen einer abseitigen Kritik. Was — übrigens in meisterlicher Konzentration — dargestellt wird, ist uns bekannt. Es ist wirklich ausschließlich Geschichtschreibung, die Tatsachen sprechen — nicht mehr und nicht weniger. Vor allem verliert sich die Arbeit nicht in waghalsigen Interpretationen.

Trotzdem handelt es sich nicht um eine chronologische Aufzählung. Ebenbürtig steht Prévost neben Siegfrieds kleinem genialen Essay und bestätigt die großen deutschen Versuche Sieburgs und Curtius / Bergsträßers. Denn wie der Verfasser mit dem Stoff fertig geworden ist, daraus spricht heutiges Frankreich — sine ira et studio, ohne Regung einer Leidenschaft aus unmittelbarer Erlebnisnähe, die anatomische Arbeit eines haarscharfen Stiletts. Mit einem sehr kräftigen Schuß Resignation, die den Titel des ersten Abschnitts auch über das

ganze Buch stellen könnte: der Geist des Sieges — Hoffnungen — Versuche — Mißerfolg. Der Rest ist Müdigkeit. Und das ist es. Unwillkürlich denkt man an das Gegenstück, Geschichte Deutschlands seit dem Kriege. Ein unerhörtes Werden und Ringen, ein Völkerbeben, das in keiner Weise schon abgeklungen wäre. Wie könnte darüber jenseits von Haß und Liebe berichtet werden!

Aber dort ist es möglich: in souveränem Stil wird berichtet, wie in der Geschichte Frankreichs seit dem Kriege nichts Bemerkenswertes geschehen ist. Hier liegen Schlüssel und Erkenntnis — Wert und Bedeutung dieser französischen Publikation — Frankreich, die erste Macht Europas, während dieses und die andere Welt politisch, geistig, wirtschaftlich im Aufruhr stehen: „Weder der Krieg noch die Nachkriegszeit hatten jemanden etwas gelehrt, hatten weder einen Mann noch eine Idee hervorgebracht.“ Carl Rothe

K. Gerhard, G. Wolff, Waldweben. Die Lebensgemeinschaft des deutschen Waldes in Bildern. 150 eigene Naturaufnahmen aus dem Tier- und Pflanzenleben des heimatlichen Waldes. Verlag Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde. 4.80.

„Fälle meinen heiligen Eichenwald nicht, o Fürst“, sagte die Dryade, „ich strafe dich hart.“ Er fällte ihn aber. Nach Jahren mußte er sein Haupt auf den Richtblock hinstrecken, und er sah den Block aufmerksam an und rief: „Er ist von Eichenholz!“ (Jean Paul)

Wenn in einer bis ins Tiefste aufgewühlten und erschütterten Zeit wie der heutigen sich immer wieder deutsche Männer finden, die die großen Entscheidungen in der Stille auskämpfen, die auf die gefährdeten, unthematisch unberechenbaren, imponderablen Werte hinweisen und sie mit unermüdlicher Sorgfalt pflegen, dann zeugt das von der unausrottbaren, unverwüstlichen Kraft unseres Volkes, der Not, Elend und Schmach nichts anhaben können. Die Erkenntnis, daß der Wald neben dem materiellen Wert in seiner vielfältigen Einwirkung auf Land und Volk zu den Unveräußerlichkeiten gehört, die, wenn einmal verloren, durch kein forstwirtschaftliches Kunstmittel zu ersetzen sind und ohne die es — die Geschichte beweist es — nur Verfall und Untergang geben kann, diese Erkenntnis ist gottlob in weite Kreise unseres Volkes gedrungen. Die vielen Waldbücher, die in der letzten Zeit erschienen sind, suchen es uns immer wieder einzuhämmern, welch eine gute nationale Kapitalsanlage, welch einen Jungbrunnen der Krafterneuerung, welch einen verläßlichen Rückhalt des Staats- und Gemeindehaushalts der Wald darstellt. Das vorliegende, in seiner prächtigen inneren und äußeren Ausstattung fraglos preiswerte Werk berücksichtigt — meines Wissens zum ersten Male — in seinen 150 Kupfertiefdrucken neben dem landschaftlich-ästhetischen Bilde vor allem den Wald als Lebensgemeinschaft, als unzerreißbare biologische Einheit. Nur der oberflächlichen Betrachtung, die „den Wald vor Bäumen nicht sieht“, erscheint der Wald als Ansammlung von Bäumen, als bloßer Baumverein. In Wahrheit gehören zu dieser auf Gedeih und Verderb gegründeten Einheit alle die Bäume, Sträucher, Stauden, Gräser, Moose, Pilze, Flechten, all das Rot- und Dam- und Schwarzwild, die kleinen Nager und Erdarbeiter, die Sing- und Raubvögel, die Käfer, Raupen und Schmetterlinge und die vielen anderen, von deren Reichtum uns die Aufnahmen Gerhards und Wolffs ein Bild zu geben suchen. Bilder und Worte können uns den Wald nicht ersetzen, aber zur Beobachtung, zur Naturliebe und damit zur Verbreitung des Naturschutzgedankens anzuregen und beizutragen, das sehe ich als Sinn und Aufgabe solcher Bücher. Hans Pech

Eine Auswahl neuer Bücher

Nachstehend verzeichnen wir nach Sachgebieten geordnet die Titel wichtiger Neuerscheinungen der letzten Wochen. Diese Liste erscheint künftig in jedem Heft. Die beigefügten Sätze sind sachliche Charakteristiken, keine kritischen Werturteile.

Romane und Novellen

Behrend, Dora Eleonora, Die Versprengten.
Roman. Brunnen-Verlag. 3.80. Rußland im Kampf gegen die Vergewaltiger seines Seelentums.

Bonsels, Waldemar, Die Nachtwache.
Roman. Dtsch. Verl.-Anst. 5.50. Der Schauspieler Vernon und ein Schwesternpaar. Letzte Fragen um Wert und Würde des Lebens und der Kunst.

Bronnen, Arnolt, Erinnerung an eine Liebe.
Rowohlt. 3.80. Ein ehemaliger Offizier und ein Mädchen aus Berlin. Gegensatz der Welten heldischen Tuns und Erlebens und des unfruchtbaren Berliner Westens.

Dominik, Hans, Befehl aus dem Dunkel.
Roman. Scherl. 4.50. Willensübertragung durch den Äther.

Ellert, Gerhart, Der Zauberer.
Roman. Speidel. 6.—. Held ist Gerbert von Aurillac, das Findelkind, der gelehrteste Mann seiner Zeit, Lehrer Ottos III., Papst um die Jahrtausendwende.

Verdaguer, Mario, Die goldene Insel.
Roman der Landschaft und Leidenschaft. Zsolnay. 6.—. Roman um einen phantastischen Erzherzog und zwei Frauen.

Winckler, Josef, Der Großschieber.
Roman mit Komentaren. Brunnen-Verl. 5.—. Ein Schelmenbuch, diesmal von einem Schieber-Schelm unserer Gegenwart.

Gedichte

Bertram, Ernst, Wartburg.
Spruchgedichte. Insel. Pappband 4.—.

Deutscher Horaz in fünf Jahrhunderten.
Dr. Richard Newald. Junker u. Dünnhaupt. Brosch. 4.—. Auswahl deutscher Übertragungen von 7 Horazgedichten.

Kolbenheyer, E. G., Deutsches Bekenntnis.
Dichtungen für Sprechchöre. Langen-Müller. Kart. 0.40. Anläßlich einer großen deutschen Feier im Burgenlande 1932 entstanden. Seitdem oft bei Feiern und Tagungen vorgetragenes glühendes deutsches Bekenntnis.

Politische Lyrik 1756—1871,
ausgewählt und geordnet von Benno v. Wiese. Junker u. Dünnhaupt. Brosch. 4.—. Die Sammlung politischer Lyrik vom 7jährigen Kriege bis zur Reichsgründung will die Stoßkraft des deutschen politischen Gedichtes veranschaulichen.

Schüler, Gustav, In der Hut der Gotteshände.
Neue religiöse Gedichte. Salzer. 1.35.

Wozak, Maria, Mensch und Landschaft.
Gedichte. Grote. 3.75.

Politik und Zeitgeschichte

Almanach der nationalen Revolution.
Brunnen-Verlag. Ca. 2.—.

Bochow, Martin, Männer unterm Stahlhelm
(mit über 80 Bildern). Union Dtsch. Verl.-Anst. Kart. 2.80. Werden, Wollen und Wirken des „Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten".

Deutsche Revolution. Die Wende eines Volkes.
Fünf Jahrzehnte deutschen Volkskampfes. Sonderband der Zeitschrift „Volk und Reich" (über 200 Bilder und 6 Karten). 2.90. Der Kampf der Nation um ihre Freiheit als Ganzes. Entwicklung in den letzten Jahrzehnten.

Die Gesetzgebung des Kabinetts Hitler.
Die Gesetze in Reich und Preußen seit dem 30. Januar 1933 in systematischer Ordnung mit Sachverzeichnis, Heft I. Herausgg. v. Dr. Hoche. Franz Vahlen. Ca. 3.50.

Hadamovsky, Eugen, Propaganda und nationale Macht.
Die Organisation der öffentlichen Meinung für die nationale Politik. Stalling. 4.80. Der neue Sendeleiter des Deutschlandsenders und Mitarbeiter von Dr. Goebbels.

Hartwich, Carl, Dr., Rittergut oder Bauerndorf.
Bevölkerungspolitische und wirtschaftliche Tatsachen zur Grundbesitzverteilung im deutschen Osten. Hartung. Kart. 1.40. Für Siedlung und Bauernbetrieb gegen Großgrundbesitz.

Heering, Wilhelm, Staatsbürgertum und Staatsbürgerkunde.
Durch Besinnung zur Gesinnung. Voggenreiter. 9.90.

Hesse, Kurt, Dr., Die Schicksalsstunde der alten Mächte.
Japan und die Welt. Hans. Verl.-Anst. 4.50. Die Probleme des fernen Ostens als eine die ganze Welt erschütternde Auseinandersetzung, in die auch Deutschland mit hereingezogen werden kann.

Kloeber, Wilhelm von, Dr., Vom Weltkrieg zur Nationalen Revolution 1914 bis 1933.
Oldenbourg. Brosch. 1.40. Auf Anregung des bayrischen Kultusministers von K., einem Schüler Karl Alexanders von Müller.

Kolbenheyer, E. G., Die volksbiologischen Grundlagen der Freiheitsbewegung.
Langen-Müller. Kart. 0.40. Die deutsche Freiheitsbewegung im Zusammenhang einer großen europäischen Entwicklung.

Lampel, Peter Martin, Siedeln? Mensch — wie sieht das aus?
Fahrten in Siedlungen und Siedler-Schulen. Rüdiger-Verl. Kart. 2.80. Ein Buch aus der Praxis und dem Umgang mit Praktikern für die Praxis.

Mannhardt, J. W., Prof. Dr., Hochschulrevolution.
Hanseat. Verl.-Anst. Kart. 2.20. Kampfschrift für Politisierung der Universität.

Mussolini, Benito, Die politische und soziale Doktrin des Faschismus.
R. Kittler. Kart. 0.60. Über Geschichte, Sinn, Aufgabe, Zukunft des Faschismus.

Roselius, Ludwig, Briefe und Schriften zu Deutschlands Erneuerung.
Stalling. 6.50.

Rosen, Edgar R., Dr., Der Fascismus und seine Staatsidee.
Beitrag zur Geistesgeschichte des neuen Italien. Heymann. Kart. 2.50.

Schmidt-Pauli, E. von, Hitlers Kampf um die Macht.
Stilke. 1.80. Volksausgabe.

Sohns, Hansfritz, Kampf und Aufstieg des Nationalsozialismus zum dritten Reich.
(Mit über 80 Bildern.) Union. Deutsche Verl.-Anst. Kart. 2.80. Geschichte der nationalsozialistischen Bewegung aus der Feder eines alten Mitkämpfers.

Wegbereiter und Vorkämpfer für das neue Deutschland.
Etwa 120 Bildnisse mit knappem Lebensabriß. Lehmann. Kart. 1.50.

Wendt, Hans, Die Märzrevolution von 1933.
Stalling. 1.—.

Memoiren, Biographien

Aus Adolf Hitlers Heimat.
Von Kunstmaler Albert Reich, Lisbeth Reich, O. R. Achenbach. Über 100 Bilder. Eher. 2.85.

Bruce Lockhart, R. H., Vom Wirbel erfaßt.
Bekenntnisse eines englischen Diplomaten. (Deutsch von A. Dombrowsky.) Dtsch. Verl.-Anst. 7.25. Lebensgang eines englischen Diplomaten, ein Stück Weltgeschichte von innen.

Ehrmann, Alfred von, Johannes Brahms Weg, Werk und Welt.
Breitkopf u. Härtel. 14.—. Anschaulich und allgemeinverständlich. Keine streng wissenschaftliche Analyse.

Freye, Ortrud, Selma Lagerlöf.

Westermann. 4.50. (Mit 16 Aufnahmen.) Autorisierte Schilderung des Lebens der großen schwedischen Dichterin.

Müller-Blattau, Josef, Prof. Dr., Georg Friedrich Händel.

Aus: Die großen Meister der Musik. Athenaion. Leicht geb. 10.80. Fest geb. 13.50. Die neue große Biographie des deutschen Barockmeisters.

Olden, Balder, Paradiese des Teufels.

Das Leben Sir Roger Casements. Universitas. 4.80. Das Schicksal des großen irischen Nationalhelden, des Führers der Sinn-Fein-Bewegung.

Richthofen, Manfred Freiherr von, Der rote Kampfflieger.

Ullstein. 2.85. Neuauflage. Die selbsterzählten Kampfabenteuer des großen Kampf-Fliegers. Vorwort von Hermann Göring, Richthofens Nachfolger.

Kunst

Die steinernen Wunder von Naumburg.

50 Aufnahmen in Kupfertiefdruck, beschrieben und gedeutet von E. Redslob. Seemann. 2.40.

Sauer, Joseph, Dr., Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Baden.

Herder. 12.—. Gründliche und zuverlässige erste Monographie über das noch wenig erforschte Gebiet.

Waldmann, Emil, Künstlerehen und Künstlerlieben aus fünf Jahrhunderten.

Mit 12 Tafeln. Jeß. 3.85. Der bekannte Kunstgelehrte und Direktor der Bremer Kunsthalle versucht eine Deutung der Zusammenhänge des Eros mit künstlerischem Schaffen.

Berichtigung: Der Bildschmuck in Heft 5 des Bücherwurm stammt nicht aus dem Buche von Petersen, Moosschwaige, sondern aus dem ebenfalls in Heft 5 besprochenen Büchlein „Schöpfung nah um uns" von Hans Brandenburg, das bei Knorr & Hirth erschien. Die Zeichnungen stammen von Frau Dora Brandenburg-Polster.

Bildschmuck dieses Heftes: Das Bildchen auf Seite 117 stammt aus Sherriff, Badereise im September (S. Fischer).

Gedichtbogen Nr. 4 liegt der Ausgabe A dieses Heftes bei. Er enthält ein Gedicht von Ernst Bertram (entnommen aus dessen neuem Lyrikband „Wartburg" (Inselverlag); drei Gedichte von Achim von Akerman (entnommen aus seinem im Verlag Die Runde, Berlin erschienenem Gedichtband); ferner Gedichte aus dem Manuskript von Heiner Ellermann, Wilhelm Lehmann, Heinz Stefan Reinke und einen Aufsatz über Hölderlin von Horst Galley.

Herausgeber und Schriftleiter: Karl Rauch, München 19, Winthirstraße 21/2 r.

Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, München 19.

Berliner Schriftleitung: Frau Dr. Kurlbaum-Siebert, Berlin W, Derfflingerstr. 3.

Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfg., Jahresbezug bei 12 Heften RM. 5.80.

Für die Tschechoslowakei und Österreich: Herausgeber und verantwortlich Ed. Kaiser, St. Georgenthal b. Warnsdorf, Verwaltung Niedergrund bei Warnsdorf.

Druck: Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn, München, Jungfernturmstr. 2.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat“, „Vorhof“ und „Neue Bücher“

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1933 • 18. Jahrgang • Heft 7

Reisen ohne Geld

Hans Rudolf Schmid

Geld haben und damit auf Reisen gehen, ist einfach, klar und sozusagen selbstverständlich. — Aber kein Geld haben und trotzdem reisen, ist eine Kunst für sich. Das Geld ist der Hebelarm der Kraft, der mit einem Griff in Brief- oder Westentasche die größten Lasten hebt, Distanzen und Höhendifferenzen im Nu überwindet. Ohne Geld: der Hebelarm der Kraft verkürzt sich zu einem ärmlichen Ärmchen, dafür wächst der Hebelarm der Last. Der Rucksack wird um so drückender, je unabhängiger ich sein will, der Weg wird weiter, schwerer. Reisen ohne Geld ist Wagnis und Abenteuer; es führt Bedenken, Zweifel, Minderwertigkeitsgefühle und Ängste mit sich, die dem Besitzer eines wohlgehäufneten Bankkontos unbekannt, unbegreiflich und auch unerreichbar sind.

Der Speisewagen der Lötschbergbahn schaukelt mich das Kandertal hinauf. Zwischen dem Bahndamm und der Straße haben zwei junge Wanderer sich unter einem Vogelbeerbaum zum Mittagmahl niedergelassen. Sie sitzen neben ihren geöffneten Rucksäcken und blicken kauend zu den Fenstern des Schnellzuges empor, beneiden mich vielleicht gar, weil ich auf einer weich gefederten Achse an ihnen vorüberschwelge, indes mich die Lust ankommt, das wohlriechende, inwendig noch etwas blutende Beefsteak gegen ihre Wurst zu tauschen, um so nahe am großen Tag zu sein wie sie. Genau so habe ich oft am Straßenrand gesessen und einem Speisewagen nachgeschaut, in welchem Leute mit weißen Servietten vor der Brust gleichgültig dem Dessert entgegenfuhren. Um schließlich einzusehen, daß man in beiden Fällen höchstens sich satt essen und damit zufrieden sein kann.

Ich bewundere den jungen Deutschen, der allein von der Grimsel aufs Finsteraarhorn wollte, in einer Felsennische der Westwand kampieren mußte und sich andern Tags halb erfroren aufs Jungfraujoch schleppte. Leichtsinnig war er nicht, in seinem Infanterietornister fehlten weder Schneehuhnkarten (die Gipfelkarten für gewissenhafte Touristen) noch ein Teleobjektiv für den Photo. Er

ist Arbeiter, Holzfäller in einem dunklen Winkel des Schwarzwaldes; Sehnsucht nach Fels und Eis läßt ihn Tage und Nächte hindurch sein Velo strampeln, er schläft in Jugendherbergen, Heuschobern, Klubhütten. Er zeigt mir ein Büchlein, wo er die Ausgaben säuberlich einträgt. Einmal hat er 3 Fr. 40, ein anderes Mal 10 Fr. 90 im Tag gebraucht. Die Bergführer auf dem Jungfraujoch kreuzten ungläubige Blicke, als er seine Finsteraarhornfahrt beteuerte, zuletzt ging aber der Unglaube in Bewunderung über für diesen unrasierten, prächtigen deutschen Handwerksburschen.
Reisen ohne Geld, das will verstanden sein. Das Postauto z. B. ist sehr zu loben, aber nicht gerade für seine Billigkeit. Im Wallis konnte ich fast überall für einen Bruchteil der offiziellen Taxe auf kleinen privaten Lastwagen mitfahren. Die Gelegenheiten brauchen nicht einmal ausspioniert zu werden, sie bieten sich von selbst. Man versinkt freilich nicht im bequemen Klubsesselpolster, sondern zwischen Mehlsäcken und Weinfässern, sitzt bei Bauern und Knechten, die unter sich einen unverständlichen Dialekt reden, aber freundlich und bereitwillig über Berg und Weg Aufschluß geben, wenn man sie darum bittet. Ein bißchen grußlig ist es schon, auf so einer geländerlosen Lastwagenbrücke den Schluchten entlangzufahren — aber die Chauffeure kennen ihre Straße auswendig, und wenn einmal etwas passiert, so passiert es einem Tieftalbewohner, der seinen Wagen im langsamen Kurventempo nicht mehr meistert — vor den Straßentunnels gibt der Führer ein Warnsignal, dann drückt jeder von den Passagieren für einen Augenblick den Kopf zwischen die Knie.
Das Hotel umspäht man wie eine Räuberhöhle, deren Einwohner, Schlupfwinkel und heimliche Ausgänge beschnuppert und gekundschaftet sein müssen, ehe man sich auf nähere Verhandlungen einläßt. Manchmal steht auf der Firmatafel „Zimmer von 3 Fr. an“, und wenn man gerade dieses Zimmer haben möchte, ist es leider schon vermietet. Oder es kann dir ergehen, wie es uns in einem armseligen Dörfchen des Calanca-Tals erging, wo die Wirtin sagte: „Stellen Sie Ihre Schuhe in den Korridor, kein Mensch wird sie anrühren!“ So war es auch, keine Bürste hatte den Staub von den Schuhen gefrevelt. In den kleinen Bergdörfern kann man seine Habseligkeiten über Nacht auf die Straße legen — auch der Revolver auf dem Nachttischchen ist ganz überflüssig. Diese Leute wissen schon, daß ihre Gäste Ohnegeld-Reisende sind. Dafür geben sie sich auch alle erdenkliche Mühe, das Gastrecht zu ehren — was für ein Entgelt ist hier die kleine Zeche gegen die Mühe, die dem Wanderer zuteil wird! Manches Grand Hôtel könnte sich daran ein Beispiel nehmen. Auch jener Hotelportier von St. Moritz, bei dem ein berühmter Botanikprofessor mit umgehängter Pflanzenbüchse und etwas mitgenommenem Anzug so wenig Vertrauen erweckte, daß er ihm den Bescheid gab, Spengler sollten anderswo nach Unterkunft fragen.
Die teure Schweiz und die billige Schweiz sind sehr nahe beisammen. Das billige Berner Oberland, das billige Wallis, das billige Graubünden läßt sich aber nur finden, wenn man nicht denen nachreist, die da sagen: Hier m u ß man gewesen sein, das m u ß man gesehen haben. Man muß überhaupt nicht, sogar auf die Gefahr hin, zu jener Menschenklasse gerechnet zu werden, von welcher man in Basel sagt: „Es sy jo au Mänsche, aber kaini Lyt“ (keine Leute). Was

dem einen als gesellschaftliche Verpflichtung recht ist, mag dem andern als lang gesparte und teuer erkaufte Wunscherfüllung billig sein. Beim einen ist es der Geldbeutel, beim andern der Herzbeutel; der eine fliegt, der andere tippelt. Fliegen oder tippeln, was liegt daran? Sie werden beide zu gleicher Zeit am Ziele sein, an jenem letzten Pol, wo die Meridiane eines Lebens, einer Welt zusammenströmen zu einem einzigen, unscheinbaren Punkt.

Diesen Abschnitt entnehmen wir als Vorabdruck aus dem in aller Kürze erscheinenden zweiten Band „Schweiz" der unterhaltenden und anregenden Sammlung „Was nicht im Baedeker steht" (R. Piper & Co., München). Diesem Büchlein sind auch die Bilder auf Seite 131, 135, 142 entnommen.



Der Trost

Paul Ernst

Der Dichter und Denker Paul Ernst ist am 13. Mai ds. Js. siebenundsechzigjährig verstorben. Wenige Tage zuvor war er in die Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste berufen worden, um an deren Neuaufbau mitzuwirken. Mit ihm ist der Mann von uns gegangen, der unter allen Zeitgenossen noch aufs lebendigste mit jenem alten Deutschland der Zeit vor 1870, dieser Welt organischer Ordnung verknüpft gewesen ist. In ganz wundervoller Weise berichten davon seine „Jugenderinnerungen", aus denen manches zu lernen uns nützlich sein kann für jetzt nach langer Wirrsal wieder beginnende Neuordnung des Staates, des Volkes, der Gemeinschaft und des Einzelnen. Statt einen Aufsatz über ihn und sein Werk zu bringen, glauben wir den Toten am würdigsten zu ehren, indem wir mit nachstehendem Abdruck eines seiner „Erdachten Gespräche" ihn selber noch einmal sprechen lassen von der wahrhaften Sendung des Dichters.

Personen: Der Philosoph, der Dichter, ein Kind.
Ort: Der Hof eines ländlichen Hauses. Das Kind spielt mit Holzscheiten.

Der Philosoph: Das Kind spielt ahnungslos. Sein Vater ist im Krieg gefallen, es hat die Nachricht gehört, aber es kann sie noch nicht verstehen.
Das Kind: Ich baue ein Haus für uns alle, auch für dich, Großvater, weil wir doch jetzt mit dir zusammen wohnen, auch für den fremden Herrn, der uns besucht hat. Es ist schade, daß mein Vater nicht wieder zurückkommt, er würde sich gewiß über mein Haus freuen.
Der Philosoph: Er war mein einziger Sohn. Nun ist ja der Enkel da, ein andres Kind erwartet die Mutter. Ich habe auch meine Arbeit, die Arbeit, für welche ich auf der Erde bin. Es ist falsch, daß ich bekümmert bin. Wir müssen alle sterben, und mein Sohn konnte keinen schöneren Tod haben. Seine Arbeit ist nicht verloren, sie wird von seinen Schülern fortgesetzt. Aber ich kann nicht ankämpfen gegen den Kummer, die Tränen fließen. Es ist schlecht, daß ich das fühle: mein Leben war sinnlos.
Das Kind: Nun habe ich mein Haus fertig gebaut. Hier ist das Eßzimmer, hier ist mein Spielzimmer, hier ist Großvaters Arbeitszimmer, da ist er ganz ungestört; hier wird geschlafen, und dies ist der Abtritt, und dies ist das Dach, und dieses die Dachrinne. (Es hüpft vor Freude, indem es sein Werk betrachtet.)
Der Dichter: Es ist sehr merkwürdig. Das Kind muß genau wissen, daß dieser Haufen Holzscheite kein Haus ist; man kann doch keinerlei Ähnlichkeit mit Zimmern, Dach und Dachrinne sehen. Es will aber, daß dieser Haufe Holzscheite ein Haus ist, und nun hat es alle Gefühle, welche es haben würde, wenn es ein wirkliches Haus hätte. Ist im Kind nicht dieselbe Kraft tätig, die bei uns Erwachsenen tätig ist, wenn wir, im Theater sitzend, mit gespannten Gefühlen die Vorgänge auf der Bühne verfolgen? Freunde führten einmal ein Stück eines alten englischen Dramatikers aus der Elisabethzeit auf, in dem ein Schauspieler hervorstürzen mußte, welcher das Herz seines ermordeten Freundes auf seiner Degenspitze aufgespießt hatte. Man gab dem Schauspieler ein Kalbsherz; als er vorkam, lachten alle Zuschauer. Bei der zweiten Aufführung steckte der Darsteller nur einen roten Lappen an seinen Degen, und als er nun die Bühne betrat, da ging ein Schauer des Entsetzens durch Alle, welche unten saßen.
Der Philosoph: Habe ich Ihnen zu viel geklagt, alter Freund? Ich weiß ja, Sie haben längst Ihr Weib verloren, Sie leben mit Ihrer Arbeit ohne Ver-

bindung mit Ihren Mitbürgern. Ihr einziger Sohn ist unvermählt, er steht jetzt im schlimmsten Feuer, und wenn er fällt, dann bleibt Ihnen Nichts.

Der Dichter (lächelnd): Nun, es bleibt mir dann immer meine Arbeit, das Glück Ihres Enkelkindes, welches sich freut, vor dem Haufen von Holzscheiten, von dem es will, daß es ein Haus ist.

Der Philosoph (schroff): Ja, man spricht nicht mit Unrecht von der Gefühlskälte der Künstler.

Der Dichter: Ich erinnere mich, bei Giordano Bruno gelesen zu haben, daß der kein wahrer Philosoph sei, welcher noch körperlichen Schmerz spüre. Giordano meinte also wohl, daß die Philosophen unempfindliche Nerven haben?

Der Philosoph: Verzeihen Sie meine unangebrachte Heftigkeit; meine Worte waren unrecht.

Der Dichter: Gewöhnlich bin ich es ja, der Sie um Verzeihung bitten muß. Lassen wir das ... Wir sind befreundet als zwei Menschen, aber wir wollen uns doch nicht verhehlen, daß Einer von des Andern Arbeit nicht viel weiß. Es ist das wohl auch nicht möglich, Philosoph und Dichter gleichen zwei Wesen, die einsam auf verschiedenen Gestirnen wohnen, welche Einer vom Andern wissen, daß er auf dem andern Stern lebt, aber nichts weiter wissen sie, weder wie der Andere beschaffen ist, noch wie er fühlt oder denkt; und nun sehnen sie sich immer, zusammenzukommen, weil sie sich jedes so einsam fühlen, und das ist doch unmöglich, daß das geschieht. Aber eben, als ich Ihr Enkelkind spielen sah und Sie Ihren Kummer erzählten, da hatte ich ein großes Mitleiden mit Ihnen und dachte: Würde es ihm nicht helfen, wenn er versuchte, so wie sein Enkelkind vor das erdachte Haus, sich vor eine Dichtung zu stellen? Was wir mit der Gefühlskälte, wie Sie es nennen, geschaffen haben, mit der Ironie, welche schmerzhaft genug ist, während wir sie erleiden, das würde Ihnen ohne den Schmerz des Schaffenden vielleicht in die Seele gehen als eine Wirklichkeit, und würde Sie emporheben über die Ebene des Lebens, auf welcher Sie den Kummer erdulden.

Der Philosoph: Die Ebene des Lebens, auf welcher ich den Kummer erdulde?

Der Dichter: Befremdet Sie der Ausdruck?

Der Philosoph: Nein ... er beschämt mich — muß der Philosoph sich vom Dichter sagen lassen, daß es verschiedene Ebenen des Lebens gibt, welche übereinander liegen?

Der Dichter (lächelnd): Ich sagte Ihnen ja schon: wir sind Freunde als Menschen, aber wir wissen nicht voneinander, was wir eigentlich sind, nämlich hinter dem gewöhnlichen — vielleicht allzu gewöhnlichen Menschlichen. Wer wüßte mehr von den verschiedenen Ebenen des Lebens als der Dichter!

Der Philosoph: Sie haben recht. Vielleicht geht bei Ihnen im ganzen Menschen vor sich, was bei uns auch bloß im Geist allein vor sich gehen kann. Was tut das Kind, welches ein Holzscheit auf das andere legt und sagt: das untere Scheit ist die Stube und das obere das Dach; der Dichter, welcher einen Schauspieler auf die Bühne stellt und sagt: dieser geschminkte und mit falschem Putz behängte Mann auf den hohlen Brettern vor euch erlebt Schicksale, die euer Herz für immer erschüttern werden; was tun sie beide anderes,

als was jeder Mensch tut, der diese Welt, welche wir um uns sehen, so ernst nimmt, daß er für sie strebt und arbeitet, durch sie sich in Sorge und Kummer versetzen läßt? Weiß ich denn nicht, daß diese Welt nur meine Schöpfung ist wie das Haus des Kindes, das Drama des Dichters? Mein Sohn ist gefallen: ist das Mehr, als wenn das Haus meines Enkels einstürzt? . . . Ach, ich kann nicht: es ist doch Mehr. Ich fühle es. Mein Verstand kann mein Gefühl nicht beherrschen.

Der Dichter: Sie fühlen: es ist Mehr.

Der Philosoph: Es wird von uns Denkern erzählt, welche dahin gekommen sein sollen, daß sie das nicht hätten sagen müssen. Aber vielleicht haben sie gelogen. Es wird soviel gelogen von den Menschen, welche die höchste Stufe erreicht haben.

Der Dichter: Die Wahrheit ist freilich etwas Verschiedenes auf den verschiedenen Ebenen des Lebens, und vielleicht ist sie auf der höchsten nur das —

Der Philosoph: Sie zögern, Sprechen Sie es aus: was wir wollen, daß Wahrheit sein soll.

Der Dichter (lächelnd): Das Kind will auch, daß diese Holzscheite ein Haus sind.

Der Philosoph: Was Sie sagen, das habe ich ja seit langen Jahren gelehrt; ich habe es selber nie verstanden. Nun verstehe ich es. Ich danke Ihnen. Und ich werde heute abend in das Theater gehen, um Ihr Drama anzuhören.

Der Dichter: Es ist ein Lustspiel. Ich habe es damals geschrieben, als meine Frau gestorben war, welche der Mensch gewesen ist, den ich am meisten geliebt habe, ohne die ich geglaubt hatte, nicht leben zu können.

Josef Ponten zu seinem 50. Geburtstag

Friedrich Weißinger

Der rheinische Dichter, dessen erstes großes Werk „Der Babylonische Turm" vor 15 Jahren eine starke, aber wenig nachhaltige Wirkung auslöste, gehört zu den markantesten Vertretern des deutschen Schrifttums. Es ist zu begrüßen, daß der neue Romanzyklus „Volk auf dem Wege", dessen dritter und letzter Band noch aussteht, die grandiose und rührende Odyssee des Auslanddeutschtums, ihn auch stofflich in die erste Reihe derer gerückt hat, die um eine Erneuerung und Vertiefung des deutschen Volksbewußtseins bemüht sind.

Das Grundthema, das seine Produktion wesensbestimmend durchzieht, ist das fundamentale Problem aller epischen Kunst überhaupt: die leidenschaftliche Auseinandersetzung und polare Spannung von Ich und Welt, Wille und Schicksal, Geist und Natur. Es ist der entschlossene Versuch eines unerbittlichen Denkers, den tiefen und tragischen Bruch zwischen menschlich-intellektualer Hybris und dem festgefügten Kosmos einer ewigen Naturordnung, die sich gesetzmäßig vollzieht, in einer höheren Einheit überwölbend zu überwinden. Schon in seinen frühen Arbeiten, etwa der Novelle „Die Insel", erweist sich, daß Ponten, obwohl blutmäßig Katholik, einer asketisch-leibfeindlichen Lösung, die nur Flucht wäre, ablehnend gegenübersteht. Sein Naturerlebnis ist ein so starkes und unmittelbares, daß es zur Natur-Gläubigkeit wird: Die Natur erscheint ihm transzendierend als die göttliche All-Einheit, die „in uns Bescheid weiß, wenn auch wir es noch nicht wissen. Und sie sagt es meist, wenn wir selbst nicht daran denken, wenn wir uns aufgegeben haben — christlich heißt das: demütig geworden sind — in einem Schrecken oder einer Leidenschaft" („Weißbrot" aus „Der Jüngling in Masken"). Man sieht, was auch für Pontens Landschaftserlebnis charakteristisch ist: Natur ist ihm ein symbolhaftes, irgendwie über sich hinausweisender Begriff;

immer drängt es den Dichter vom Zufälligen und Vereinzelt-Individuellen zum Typischen, Beispielhaften, Göttlich-Ewigen. Daß diese Mythisierung des Natürlichen seiner plastischen Bildkraft keinen Abbruch tut, ist das Einmalige und Besondere von Pontens Erscheinung: Baumeister der Sprache, randvoll von sinnenhaft-körperlicher Wirklichkeit, ist er gleichzeitig der philosophische Träumer, der, immer den „Müttern" verbunden, den realen Alltag zum Mythos erhebt.
Es ist hier nicht der Ort, auf sein Werk im Einzelnen, analytisch zergliedernd, einzugehen; die lange Reihe seiner dichterischen Verlautbarungen, vom „Babylonischen Turm" bis zu den „Studenten von Lyon", seine kunstgeschichtlichen Arbeiten („Studien über Rethel": „Architektur, die nicht gebaut wurde"), schließlich seine Versuche einer künstlerischen Erdbeschreibung, die in wissenschaftlichen Kreisen starke Beachtung gefunden haben, sind ein immer erneuter Beleg für die kraftvoll-männliche, in einem phrasenlosen Sinne unliterarische Ursprünglichkeit, die Ponten auszeichnet. Die strenge und zugleich gütige Erhabenheit der Natur ist der Maßstab, der jede individualistisch-gehirnliche Überspitzung wirrer Gegenwartsproblematik als sinnlos und unfruchtbar zurückweist. Hier ist der Ursprung einer neuen Gemeinschaft, die, gespeist aus den Strömen des Blutes und den nährenden Säften der Erde, heimgefunden hat zu verantwortlicher, brüderlich-verbundener Arbeit, zum Dienst am Volke. Das Schicksal der Wolgadeutschen, die, getrieben von innerer Unruhe und der Sehnsucht nach einem weiteren und größeren Deutschland, auf der Flucht vor dem imperialistischen Expansionsdrang des „Sonnenkönigs", Verjagte und Gewissensbedrängte, eine neue Heimat suchten, wird ihm, „dem von eigener Unruhe umgetriebenen Dichter", zum Sinnbild des deutschen Menschen schlechthin: es ist ein Stück vaterländischer Geschichte, das in dieser Epopoe erschütternd erlebt und gestaltet ist, ein „hohes Lied" und eine ergreifende Rechtfertigung gleichermaßen. Diese wundersame Verklärung deutscher Heimatliebe gehört, ebenso wie Grimms oder Kolbenheyers Bücher, zum unvergänglichen Besitz nationaler Dichtung. Ihr starkes und gläubiges Bekenntnis ist um so gewichtiger, weil es weltanschaulich und sittlich unterbaut ist, und weil es von einem Manne stammt, der er sich nicht leicht gemacht hat. Pontens geistige Führerschaft legitimiert sich — von seinen Anfängen bis zu dieser Stunde — durch Leistung und Substanz.



Von der Ehrfurcht vor dem Leben

Albert Schweitzer

Will der Mensch über sich selber und sein Verhältnis zur Welt ins klare kommen, so muß er immer aufs neue von dem Vielen, was sein Dasein und Wissen ausmacht, absehen und sich auf die erste, unmittelbarste und stetig gegebene Tatsache seines Bewußtseins besinnen. Nur von dieser aus kann er zu denkender Weltanschauung gelangen.

Denken heißt etwas denken. Die unmittelbarste Tatsache des Bewußtseins des Menschen lautet: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will." Als Wille zum Leben inmitten von Willen zum Leben erfaßt sich der Mensch in jedem Augenblick, in dem er über sich selbst und über die Welt um ihn herum nachdenkt.

Lebensbejahung ist die geistige Tat, in der er aufhört, dahinzuleben und anfängt, sich seinem Leben mit Ehrfurcht hinzugeben, um es auf seinen wahren Wert zu bringen. Lebensbejahung ist Vertiefung, Verinnerlichung und Steigerung des Willens zum Leben.

Zugleich erlebt der denkend gewordene Mensch die Nötigung, allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen. Er erlebt das andere Leben in dem seinen. Als gut gilt ihm: Leben erhalten, Leben fördern, entwickelbares Leben auf seinen höchsten Wert bringen; als böse: Leben vernichten, Leben schädigen, entwickelbares Leben niederhalten. Dies ist das denknotwendige absolute Grundprinzip des Sittlichen.

Der große Fehler aller bisherigen Ethik ist, daß sie es nur mit dem Verhalten des Menschen zum Menschen zu tun zu haben glaubte. In Wirklichkeit aber handelt es sich darum, wie er sich zur Welt und allem Leben, das in seinen Bereich tritt, verhält. Ethisch ist er nur, wenn ihm das Leben als solches, das der Pflanze und des Tieres wie das des Menschen, heilig ist und er sich dem Leben, das in Not ist, helfend hingibt. Nur die universelle Ethik des Erlebens der ins Grenzenlose erweiterten Verantwortung gegen alles, was lebt, läßt sich im Denken begründen. Die Ethik des Verhaltens von Mensch zu Mensch ist nicht etwas für sich, sondern nur ein Besonderes, das sich aus jenem Allgemeinen ergibt.

Die Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben begreift also alles in sich, was als Liebe, Hingebung, Mitleiden, Mitfreude und Mitstreben bezeichnet werden kann. Dem wahrhaft ethischen Menschen ist alles Leben heilig, auch das, das uns vom Menschenstandpunkt aus als tieferstehend vorkommt.

Die in dem denkend gewordenen Willen zum Leben entstandene Ehrfurcht vor dem Leben enthält also Welt- und Lebensbejahung und Ethik ineinander und miteinander. Sie geht darauf aus, Werte zu schaffen und Fortschritte zu verwirklichen, die der materiellen, geistigen und ethischen Höherentwicklung des Menschen und der Menschheit dienen. Während die gedankenlose moderne Welt- und Lebensbejahung in Wissens- und Könnens- und Machtidealen umhertaumelt, stellt die denkende die geistige ethische Vollendung des Menschen als das höchste Ideal auf, von dem alle anderen Fortschrittsideale erst ihren wirklichen Wert empfangen.

Durch ethische Welt- und Lebensbejahung kommen wir in ein Überlegen

hinein, das uns zwischen dem Wesentlichen und dem Unwesentlichen der Kultur unterscheiden läßt. Der geistlose Kulturdünkel verliert seine Macht über uns. Wir wagen der Wahrheit ins Auge zu schauen, daß mit den Fortschritten des Wissens und Könnens die wahre Kultur nicht leichter, sondern schwerer geworden ist. Das Problem der Wechselbeziehungen zwischen dem Geistigen und Materiellen geht uns auf. Wir wissen, daß wir alle mit den Verhältnissen um unser Menschentum zu ringen haben und Sorge tragen müssen, den fast aussichtslosen Kampf, den viele in ungünstigen sozialen Verhältnissen um ihr Menschentum führen, wieder zu einem aussichtsvollen zu gestalten.
Aus dem Denken kommender, vertiefter ethischer Fortschrittswille wird uns also aus der Unkultur und ihrem Elend zur wahren Kultur zurückführen. Früher oder später muß die wahre endgültige Renaissance anbrechen, die der Welt den Frieden bringt.
Tiefe Weltanschauung ist Mystik insofern, als sie den Menschen in ein geistiges Verhältnis zum Unendlichen bringt. Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben ist ethische Mystik. Sie läßt das Einswerden mit dem Unendlichen durch ethische Tat verwirklicht werden. Diese ethische Mystik entsteht in logischem Denken. Wird unser Wille zum Leben über sich und die Welt denkend, so gelangen wir dazu, das Leben der Welt, soweit es in unseren Bereich tritt, in dem unseren zu erleben und unseren Willen zum Leben durch Tat an den unendlichen Willen zum Leben hinzugeben. Mit Notwendigkeit endet rationales Denken, wenn es in die Tiefe geht, in dem Irrationalen der Mystik. Es hat es ja mit dem Leben und der Welt zu tun, die beide irrationale Größen sind.
In der Welt offenbart sich uns der unendliche Wille zum Leben als Schöpferwille, der voll dunkler und schmerzlicher Rätsel für uns ist, in uns als Wille der Liebe, der durch uns die Selbstentzweiung des Willens zum Leben aufheben will.
Die Weltanschauung der Ehrfurcht vor dem Leben hat also religiösen Charakter. Der Mensch, der sich zu ihr bekennt und sie betätigt, ist in elementarer Weise fromm.
Als das Wesentliche der Kultur ist die ethische Vollendung der Einzelnen wie der Gesellschaft anzusehen. Zugleich aber hat jeder geistige und jeder materielle Fortschritt Kulturbedeutung. Der Wille zur Kultur ist also universeller Fortschrittswille, der sich des Ethischen als des höchsten Wertes bewußt ist. Bei aller Bedeutung, die den Errungenschaften des Wissens und Könnens zukommt, ist doch offenbar, daß nur eine ethischen Zielen zustrebende Menschheit des Segens materieller Fortschritte in vollem Maße teilhaftig und der mit ihnen gegebenen Gefahren Herr werden könne. Dem Geschlechte, das sich dem Glauben an einen immanenten, sich gewissermaßen von selbst und naturhaft verwirklichenden Fortschritt ergab und meinte, ethischer Ideale nicht mehr zu bedürfen, sondern allein durch Können und Wissen vorankommen zu können, lieferte die Lage, in die es daraufhin geriet, den furchtbaren Beweis des Irrtums, in dem es sich befunden hatte.
Der einzig mögliche Ausweg aus dem Chaos ist, daß wir wieder durch eine Kulturanschauung unter die Herrschaft der in ihr gegebenen Ideale der wahren Kultur kommen.

Welcher Art aber ist die Weltanschauung, in der der universelle und der ethische Fortschrittswille miteinander begründet und miteinander verbunden sind?
Sie besteht in ethischer Welt- und Lebensbejahung.
Nur der Mensch, der durch Resignation hindurchgegangen ist, ist der Weltbejahung fähig.
Welt- und Lebensbejahung an sich kann nur eine unvollständige und unvollkommene Kultur hervorbringen. Erst wenn sie sich verinnerlicht und ethisch wird, besitzt der sich aus ihr ergebende Fortschrittswille die zur Unterscheidung zwischen dem Wertvollen und dem weniger Wertvollen erforderliche Einsicht und erstrebt eine Kultur, die nicht nur aus Errungenschaften des Wissens und Könnens besteht, sondern vor allem den Menschen und die Menschheit geistig und ethisch voranbringen will.
In einer Zeit, die alles, was sie irgendwie als rationalistisch und freisinnig empfindet, als lächerlich, minderwertig, veraltet und schon längst überwunden ansieht und sogar über die im 18. Jahrhundert erfolgte Aufstellung von unverlierbaren Menschenrechten spottet, bekenne ich mich als einen, der sein Vertrauen in das vernunftgemäße Denken setzt. Ich wage unserem Geschlechte zu sagen, daß es nicht meinen soll, mit dem Rationalismus fertig zu sein, weil der bisherige zuerst der Romantik und dann einer auf dem Gebiete des Geistigen wie des Materiellen zur Herrschaft kommenden Realpolitik Platz machen mußte. Wenn es alle Torheiten dieser universellen Realpolitik durchgemacht hat und durch sie immer tiefer in geistiges und materielles Elend geraten ist, wird ihm zuletzt nichts anderes übrigbleiben, als sich einem neuen Rationalismus, der tiefer und leistungsfähiger ist als der vergangene, anzuvertrauen und in ihm Rettung zu suchen.
Verzicht auf Denken ist geistige Bankrotterklärung.
Der unnatürliche Zustand, daß der Mensch nicht an eine von ihm selbst erkennbare Wahrheit glaubt, dauert an und wirkt sich aus. Die Stadt der Wahrheit kann nicht auf dem Sumpfboden des Skeptizismus erbaut werden. Weil unser geistiges Leben durch und durch mit Skeptizismus durchsetzt ist, ist es durch und durch morsch. Darum leben wir in einer Welt, die in jeder Hinsicht voller Lüge ist. An der Tatsache, daß wir auch die Wahrheit organisieren wollen, sind wir im Begriffe zugrunde zu gehen.
Wie der Baum Jahr für Jahr dieselbe Frucht, aber jedesmal neu bringt, so müssen auch alle bleibend wertvollen Ideen in dem Denken stets von neuem geboren werden. Unsere Zeit aber will es unternehmen, den unfruchtbaren Baum des Skeptizismus dadurch fruchtbar zu machen, daß sie Früchte der Wahrheit an seine Zweige bindet.
Allein durch die Zuversicht, in unserem individuellen Denken zur Wahrheit gelangen zu können, sind wir für Wahrheit aufnahmefähig. Das freie Denken, das Tiefe hat, verfällt nicht in Subjektivismus. Mit den eigenen Ideen bewegt es diejenigen in sich, die in der Überlieferung irgendwie als Wahrheit Geltung haben, und bemüht sich, sie als Erkenntnis besitzen zu können.
So stark wie der Wille zur Wahrheit muß der zur Wahrhaftigkeit sein. Nur eine Zeit, die den Mut der Wahrhaftigkeit aufbringt, kann Wahrheit besitzen, die als geistige Kraft in ihr wirkt.

Wahrhaftigkeit ist das Fundament des geistigen Lebens.

Durch seine Geringschätzung des Denkens hat unser Geschlecht den Sinn für Wahrhaftigkeit und mit ihm auch den für Wahrheit verloren. Darum ist ihm nur dadurch zu helfen, daß man es wieder auf den Weg des Denkens bringt.

Weil ich diese Gewißheit habe, lehne ich mich gegen den Geist der Zeit auf und nehme mit Zuversicht die Verantwortung auf mich, an der Wiederanfachung des Feuers des Denkens beteiligt zu sein.

Das Christentum bedarf des Denkens, um zum Bewußtsein seiner selbst zu gelangen. Jahrhundertelang hatte es das Gebot der Liebe und der Barmherzigkeit als überlieferte Wahrheit in sich getragen, ohne sich auf Grund desselben gegen die Sklaverei, die Hexenverbrennung, die Folter und so viele andere antike und mittelalterliche Unmenschlichkeiten aufzulehnen. Erst als es den Einfluß des Denkens des Aufklärungszeitalters erfuhr, kam es dazu, den Kampf um die Menschlichkeit zu unternehmen. Diese Erinnerung sollte es für immer vor jeglicher Überhebung dem Denken gegenüber bewahren.

Man gefällt sich heute darin, stets nur von der „Verflachung", die das Christentum im Zeitalter des Rationalismus erlebt habe, zu reden. Die Gerechtigkeit erforderte es, daß man sich eingestände, in welchem Maße diese Verflachung durch das, was jenes Christentum geleistet hat, wieder ausgeglichen worden ist. Heute ist die Tortur wiederhergestellt. In den meisten Staaten wird von der Justiz stillschweigend geduldet, daß vor und neben dem eigentlichen Rechtsverfahren von Polizei- und Gefängnisbeamten die infamsten Martern angewandt werden, um Angeklagten ein Geständnis zu entreißen. Die damit stündlich gegebene Summe des Elends ist gar nicht vorstellbar. Gegen die Erneuerung der Tortur lehnt sich das heutige Christentum nicht einmal in Worten, geschweige denn in der Tat auf, wie es auch den modernen Aberglauben kaum bekämpft. Und wenn es sich auch entschlösse, dies und anderes, was das Christentum des 18. Jahrhunderts unternahm, wieder zu wagen, so könnte es dies doch nicht ausführen, weil es keine Macht über den Geist der Zeit besitzt.

Wie der Strom vor dem Versickern dadurch bewahrt ist, daß er von einer Grundwasserströmung getragen wird, also bedarf das Christentum der Grundwasserströmung elementarer Denkfrömmigkeit. Zu wirklich geistiger Macht gelangt es nur, wenn den Menschen der Weg vom Denken zur Religion nicht versperrt ist.

Von mir selber weiß ich, daß ich durch Denken religiös und christlich blieb.

Der denkende Mensch steht der überlieferten religiösen Wahrheit freier gegenüber als der nichtdenkende; aber das Tiefe und Unvergängliche, das in ihr enthalten ist, erfaßt er lebendiger als dieser.

Das Wesentliche des Christentums, wie es von Jesus verkündet ist und wie es vom Denken begriffen wird, ist dies, daß wir durch die Liebe allein in Gemeinschaft mit Gott gelangen können. Alle lebendige Erkenntnis Gottes geht darauf zurück, daß wir ihn als Wille der Liebe in unseren Herzen erleben.

Auf die Frage, ob ich pessimistisch oder optimistisch sei, antworte ich, daß mein Erkennen pessimistisch und mein Wollen und Hoffen optimistisch ist.

Pessimistisch bin ich darin, daß ich das nach unseren Begriffen Sinnlose des

Weltgeschehens in seiner ganzen Schwere erlebe. Nur in ganz seltenen Augenblicken bin ich meines Daseins wirklich froh geworden. Ich konnte nicht anders, als alles Weh, das ich um mich herum sah, dauernd miterleben, nicht nur das der Menschen, sondern auch das der Kreatur. Mich diesem Mit-Leiden zu entziehen, habe ich nie versucht. Es erschien mir selbstverständlich, daß wir alle an der Last von Weh, die auf der Welt liegt, mittragen müssen.
Auch in der Beurteilung der Lage, in der sich die Menschheit zur Zeit befindet, bin ich pessimistisch. Ich vermag mir nicht einzureden, daß es weniger schlimm mit ihr steht, als es den Anschein hat, sondern bin mir bewußt, daß wir uns auf einem Wege befinden, der uns, wenn wir ihn weiter begehen, in eine neue Art von Mittelalter hineinführen wird. Das geistige und materielle Elend, dem sich unsere Menschheit durch den Verzicht auf das Denken und die aus dem Denken kommenden Ideale ausliefert, stelle ich mir in seiner ganzen Größe vor. Dennoch bleibe ich optimistisch. Als unverlierbaren Kinderglauben habe ich mir den an die Wahrheit bewahrt. Ich bin der Zuversicht, daß der aus der Wahrheit kommende Geist stärker ist als die Macht der Verhältnisse. Meiner Ansicht nach gibt es kein anderes Schicksal der Menschheit als dasjenige, das sie sich durch ihre Gesinnung selber bereitet. Darum glaube ich nicht, daß sie den Weg des Niedergangs bis zu Ende gehen muß.
Finden sich Menschen, die sich gegen den Geist der Gedankenlosigkeit auflehnen, und als Persönlichkeiten lauter und tief genug sind, daß die Ideale ethischen Fortschritts als Kraft von ihnen ausgehen können, so hebt ein Wirken des Geistes an, das vermögend ist, eine neue Gesinnung in der Menschheit hervorzubringen.
Weil ich auf die Kraft der Wahrheit und des Geistes vertraue, glaube ich an die Zukunft der Menschheit. Ethische Welt- und Lebensbejahung enthält optimistisches Wollen und Hoffen unverlierbar in sich. Darum fürchtet sie sich nicht davor, die trübe Wirklichkeit so zu sehen, wie sie ist.
Als Wirkende und als Leidende haben wir die Kräfte von Menschen zu bewähren, die zum Frieden hindurchgedrungen sind, der höher ist als alle Vernunft.

Diesen Aufsatz Albert Schweitzers drucken wir ab aus dem ausgezeichneten Sammelband „Deutscher Geist“, herausgegeben von Carl Lange und E. A. Dreyer (1. Band 1933: Der Ruf; — Verlag R. Vogtländer, Leipzig), der einen gewichtigen Grundstein für den geistigen Neubau unseres Volkes darstellt.

Anmerkungen zu neuen Büchern

Heinz Kückelhaus, Armer Teufel. Korn Verlag, Breslau. 4.80.

Dieser Gegenwartsroman, unter den Kumpels einer Ruhrzeche spielend, hat dichterischen Ehrgeiz und ist ein schöner Anfang. Kückelhaus verzichtet darauf, das Außen, das unwesentliche Außen zu schildern, als da ist „Klassenkampf“ und ähnliches. Es kommt ihm darauf an, die Menschen zu sehen, in ihrem Allerinnersten, in den einfachen Dingen ihres Lebens und ihres Sterbens. Aber er scheint noch nicht ganz hindurch zu sein durch die leidenschaftlichen Verkrampfungen, die ein unbedingtes, nach Wahrheit, Echtheit und Recht suchendes junges Leben in dem Wirrwarr der Gegenwart zu durchleiden hat. Das zeigt sich in der zuweilen zu harten und gewaltsamen Gestalt des Matthias, der wahrscheinlich zu gutem Teil Selbstporträt ist. Das zeigt sich auch in der künstlerischen Form des Buches: Gelegentlich zuviel Krasses, das noch nicht das ruhige Abklingen erfahren hat, das allein erst die Dinge zu dichterischer Ge-

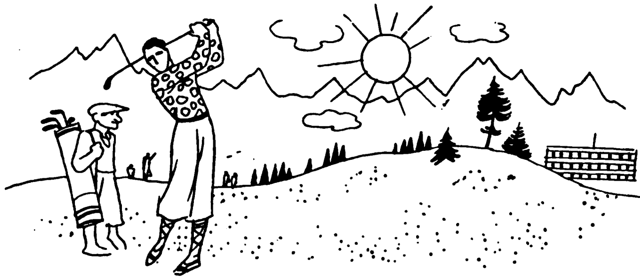
staltung reif macht. Zuviel Gewaltsamkeit, Mord und Todschlag als nicht genug verarbeitetes Material.
Dennoch ist zu wiederholen: Ein schöner Anfang. Und es ist möglich, daß Kückelhaus, der — nach einem langen Irr- und Wanderleben aus Bildung und Tradition der Großstadt durch die halbe Welt zu den Ärmsten und Vergessensten unserer heutigen Gesellschaftswelt — jetzt an der Grenze Masurens als Bauer eine Heimat fand, einmal das Tor zur eigentlichen „Dichtung" offen sehen und das Versprechen dieses sympathischen Buches einlösen wird.

Horst Galley

Max Dreyer, Der Heerbann ruft. Roman. Staackmann Verlag, Leipzig. 2.70.

Es werden jetzt viele Bücher geschrieben, die historische Parallelen zum heutigen deutschen Volksgeschehen gestalten. Was drängt sich dabei unmittelbarer auf als die Erinnerung an die große Volkserhebung Preußens 1813? Max Dreyer hat nach diesem Stoffe gegriffen und gibt ein überzeugendes klares Bild jener denkwürdigen Zeit, wobei er mit bekannter feiner Geschicklichkeit die Gefahren, die solch Stoff ganz notwendig in sich birgt, meidet. Eine Gefahr, besonders drohend, wäre gewesen, eine falsch idealisierende Schwarz-Weiß-Zeichnung zu bieten. Es gibt in Dreyers Buch nicht nur Helden und Vaterlandsverräter, und es ist von Bedeutung, wenn als der eigentliche, der ewige Deutsche — trotz seiner Napoleonbewunderung und seiner anfänglichen Geringschätzung der Freiheitskämpfer — der alte Goethe, mit seiner hohen Gestalt alles andere überschattend, in den bedeutsamen Worten des Majors Seydlitz aufleuchtet, als der, der ruhender Pol in allem Wirrwarr und letzte Heimat ist.
Bei der Schilderung des seelischen Milieus, aus dem die Flut kam, die den Krieg entfesselte: der Kreise der Studenten und jungen Offiziere, kam Dreyer sein schon früher bewährtes Können in der Schilderung des inneren Lebens junger Menschen zu Hilfe. Daneben haben auch die Schilderungen der Hof- und Generalskreise Gültigkeit: des gebrochenen Königs, mit seinem Zaudern und Bedenken, des eleganten Hofmannes Hardenberg und des pflichttreuen königlich-preußischen Generals York in seinem mannhaft ausgekämpften Konflikt zwischen militärischem Gehorsam und politischer Notwendigkeit.

Horst Galley



Eine Auswahl neuer Bücher

Nachstehend verzeichnen wir nach Sachgebieten geordnet die Titel wichtiger Neuerscheinungen der letzten Wochen. Diese Liste erscheint künftig in jedem Heft. Die beigefügten Sätze sind sachliche Charakteristiken, keine kritischen Werturteile.

Romane und Novellen

Arlen, Michael, Ein Mädchen mit Zukunft.
Piper 4.80. Geschichten und Abenteuer aus der Londoner Gesellschaft.

Behn, Fritz, Kwa Heri — Afrika.
Gedanken im Zelt. Cotta. Hl. 8.50. Erinnerungen an ein Wanderleben in Deutsch-Ostafrika.

Brandenburg, Hans, Schicksalsreigen.
Ein Geschichtenkreis von Liebe und Ehe. Piper 6.80.

Dill, Liesbet, Die schwarze Madonna von der Saar.
Roman. Sponholtz. 3.20. Das tragisch endende Liebesidyll eines Schauspielers mit einer kleinen Verkäuferin.

Funke, Alfred, Schwarz-Weiß-Rot über Ostafrika.
Ein deutscher Kolonialroman. Sponholtz. 4.80. Bericht von deutscher Kolonisationsarbeit und den Kämpfen der Farmer, Missionare und Schutztruppen nach innen und außen.

Gluth, Oskar, Bayrische Himmelfahrt.
Ein heiterer Sommerroman. Staackmann. 3.50. Neuausgabe von „Frauenblüh".

Kahl, Wilhelm, Vom ersten Weg.
Geschichten aus dem Leben eines rheinischen Buben. Hausen, Saarlouis. 2.50.

Reymont, W. St., Die Bauern.
Roman der Jahreszeiten. Diederichs. 6.75. Das große Epos des Bauernlebens und der großen ewigen Dinge: Saat und Ernte, Geburt und Tod. Volksausgabe.

Richter, Hans, Sommer am Thursee.
Roman. Rowohlt. 3.80.

Sexau, Richard, Brigitta — Ein Vermächtnis.
Zwei Romane in einem Bande. Hoffmann u. Campe. 3.20. Neuausgabe.

Sporck, Hubert Sweerts, Julia, Bildnis einer Familie.
Breitkopf & Härtel. 6.—. Die streng gebundene Patrizierwelt Zürichs im 19. Jahrh. Julias Jugendtraum Liebe, Ehe.

Tralow, Johannes, Gewalt aus der Erde.
Ein Cromwell-Roman. Universitas. 5.80. Geschichtliche Deutung der Gegenwartsprobleme: Parlamentarismus, Nationalismus, Kommunismus, Monarchie.

Politik und Zeitgeschichte

Benz, Richard, Geist und Reich.
Um die Bestimmung des Deutschen. E. Diederichs. 5.80.

Bergmann, Ernst, Prof. Dr., Fichte und der Nationalsozialismus.
Hirt. —.75. Fichte als nationaler Erzieher für die Gegenwart.

Bie, Richard — Mühr, Alfred, Die Kulturwaffen des neuen Reiches.
Briefe an Führer, Volk und Jugend. E. Diederichs. Kart. 2.80. Vorschläge zu einer Umgestaltung unseres kulturellen Lebens: Dichtung, Theater, Kunst, Film, Rundfunk.

Düwert, Helene, Die Frau von heute, ihr Weg und Ziel.
Koezle. 2.85.

Hanfstaengl, Ernst, Dr., Hitler in der Karikatur der Welt.
Etwa 200 Bilder. Kittler. 4.50.

Nassen, Paul, Kapital und Arbeit im Dritten Reich.
Mittler. Kart. 1.50. Hitlers Maiprogramm und seine Durchführung.

Maßmann, Kurt, Wir Jugend!
Ein Bekenntnisbuch der deutschen Nachkriegsgeneration. Mittler. Kart. 1.50.

Renatus — von Graefe, Das neue Italien. 107 aktuelle Photos.
Beck. 6.—. Tatsachenbericht über das Aufbauwerk Mussolinis.

Roegels, F. C., August Wilhelm von Preußen. SA.-Mann und Hohenzollernprinz.
Stollberg. Kart. 2.—.

Roosevelt, Franklin D., Blick vorwärts.
S. Fischer. 5.—. Ein programmatisches Werk des neuen Präsidenten der U.S.A. über die grundlegenden Gedanken seiner Politik.

Rothe, Carl, Dr., Nationalisierung des Eigentums!
Hans. V.-Anst. Kart. 1.80. Forderung einer staatlichen Aufsicht über die Kohlen-, Eisen- und Elektrizitätsindustrie. Über dem Recht des Eigentümers die Pflicht von Nation und Staat.

Schmahl, Dr. Eugen, Der Aufstieg der nationalen Idee.
Union Dtsch. V.-Ges. 4.80. Überblick über die geistige und politische deutsche Geschichte unter dem Gesichtspunkt der nationalen Idee.

Staewen-Ordemann, Gertrud, Menschen der Unordnung.
Die proletarische Wirklichkeit im Arbeitsschicksal der ungelernten Großstadtjugend. Furche. 4.80. Schilderung der sozialen, politischen, sexuellen Lebensumstände des seelisch zerfallenden Jungproletariats.

Steinmetz, Rudolf, Der deutsche Nationalsozialismus.
Vom Ausland gesehen an die Gebildeten unter seinen Gegnern von einem Niederländer. Verlag Die Runde. 1.20.

Gedichtbogen Nr. 5 liegt der Ausgabe A dieses Heftes bei. Er enthält Gedichte aus dem Manuskript von Helene Düwert, Hilda Bergmann, Ludwig Strauß.

Herausgeber und Schriftleiter: Karl Rauch, München 19, Winthirstraße 21/2 r.
Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, München 19.

Berliner Schriftleitung: Frau Dr. Kurlbaum-Siebert, Berlin W, Derfflingerstr. 3.

Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfg., Jahresbezug bei 12 Heften RM. 5.80.

Für die Tschechoslowakei und Österreich: Herausgeber und verantwortlich Ed. Kaiser, St. Georgenthal b. Warnsdorf, Verwaltung Niedergrund bei Warnsdorf.

Druck: Universitäts-Buchdruckerei Dr. C. Wolf & Sohn, München, Jungfernturmstr. 2.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

1933 · 18. Jahrgang · Heft 8/9

Deutsche Akademie der Dichtung

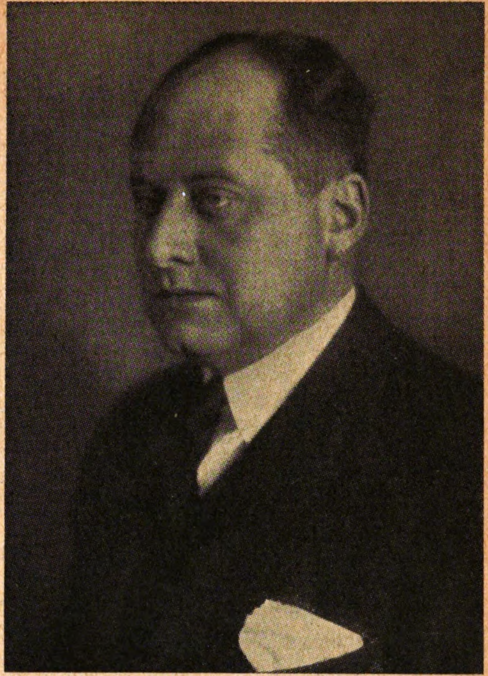
Mit dem alten Staat und seiner gespenstigen Unlebendigkeit ist auch die Literatur jener Jahre, diese Betriebsliteratur um ihrer selbst willen abseits der Wirklichkeit, verschwunden. Die Männer des neuen Deutschland beriefen unter dem Vorsitz des Dramatikers Hanns Johst, des Dichters der Leidenschaft, des Herzens und der männlichen Begrenzung, eine neue „Deutsche Akademie der Dichtung", die sich von der alten Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste auffällig dadurch unterscheidet, daß sie an Stelle des l'art pour l'art eine echte volkhafte Bindung bekundet. Endlich haben hier Staat, Volk und Dichter zum Beginn einer verbindenden Gemeinschaft gefunden, die in schöpferischem Dienst tätig zu werden verspricht.

Das vorliegende Heft stellt die 38 Mitglieder der neuen „Deutschen Akademie der Dichtung" im Bilde vor und gibt dazu knappe Charakteristiken von Persönlichkeit und Werk. Bild und Wort wollen helfen, Dichter und Volk in fruchtbare Berührung von dauerndem Bestand zu bringen. Über die Bücher der einzelnen Autoren gibt der Buchhändler Auskunft und Rat als berufener Mittler und Helfer.



Hermann Bahr

Feinnervig, und stets tief durchdrungen vom innersten Kern alles Wandels, hat Bahr manche literarische Bewegung in sich miterlebt. Wie kaum ein anderer hat er es verstanden, uns Wesen und Gültigkeit des Richtungswechsels im dichterischen Schaffen anschaulich zu machen. Auch in der eigenen Dichtung, die fraglos nicht die Bedeutung seiner literarischen Interpretation hat, zeigt sich, daß er zugleich in und über den Dingen steht: Liebenswürdige Heiterkeit steigert sich mitunter bis zur Selbstironie.



Gottfried Benn

Dichter und konstruktiver Geist; Schöpfer einer Lyrik und Prosa von außerordentlicher Gestalt. Hinter seinen Gedichten, Erzählungen, Reden und Betrachtungen steht einheitlicher Wille zur Klarheit. Deutung der Zeit ohne Furcht vor dem Grauen des Grundes und der „Perspektiven", die fern vom geringsten Funken der Romantik liegen, ist der offenbare Sinn seiner Arbeit.



Werner Beumelburg

Nachdem der Krieg von vielen Seiten als Einzel- oder Gruppen-Erlebnis mehr oder weniger subjektiv geschildert worden war, kam Beumelburg mit der objektiven Gesamtchronik in dichterischer Gestalt. Auf dieser Linie dürfte sein Werk weiterwachsen als erlebte Geschichte mit dem doppelten Hintergrund: Volk und Vaterland.



Rudolf G. Binding

Daß weder der Umfang der Werke noch deren Zahl entscheidend ist für die Bedeutung eines Dichters, hat Binding durch sein Schaffen bewiesen. Wenige Bändchen Lyrik und Novellen (dazu aus reifen Jahren zwei selbstbiographische Werke), die aber geschliffen wie edle Kristalle und klar wie reine Seelen, zeugen von einem ganz Großen! Nicht umsonst spürte eine Generation der Nachkriegsjugend, die auch Hölderlin las, in ihm ihren geistigen Führer.



Hans Friedrich Blunck

Mythos des Nordens, Niederdeutschland und Übersee sind die Motive, die der Hamburger Blunck visionär gestaltet. Das sind keine Romane, das sind Symbole ewigen Geschehens, Anknüpfung an Mythos und Volkstum der Heimat hier und jenseits des Großen Wassers, wo auch Deutsche als Siedler ihr Volkstum festhalten. Wenn solche Dichtung gelesen wird, kann wahre Volkheit wieder lebendig werden.



Hermann Claudius

Ein Holsteiner, Urenkel des „Wandsbeker Boten" Matthias Claudius! 1912 begann er plattdeutsch zu dichten, und schuf dann starke Gedichte im Weltkrieg, die lyrisch geformt wurden. Gesundes Heimatbewußtsein ließ nach dem Kriege gute Prosawerke aus der hanseatischen Geschichte entstehen.



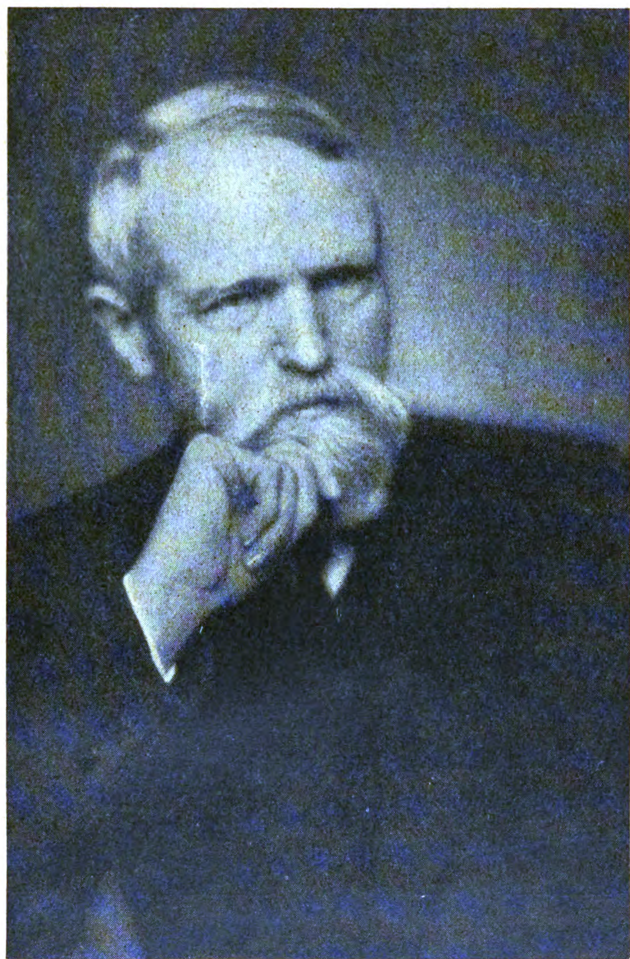
Theodor Däubler

Den Zwiespalt der Menschen des Nordens kündet uns Däubler, der Dichter des „Nordlicht". Mythos, Kunst und Schönheit des Mittelmeerraumes auf der einen, und Deutschland auf der anderen Seite bewegen den Dichter zu hinreißend rhapsodischen Epen, deren tiefste Schönheit im Klang und nicht in der Vernunft liegt. Der „Sänger" der Antike ist in ihm erstanden — um doch kaum gehört zu werden.



Peter Dörfler

Schlichte Heimatdichtung — Volkskunst — in menschlich zwingender Form zeigt uns der katholische Erzähler, der eine volksverhaftete Tradition hat, an die er anknüpfen kann. Er erzählt um der Unterhaltung willen und weiß auch, wie er fesseln kann. Dennoch verschließt er sich nicht den großen Problemen des Lebens, von denen seine Gestalten in der schlichten Art des Volkes sprechen und zugleich in schönem Sinne erzieherisch wirken.



Gustav Frenssen

In seinen Romanen finden wir die norddeutschen Menschen, die Grübler und verschlossenen Naturen. Wunderbar versteht er es, die romantische Erlösungssehnsucht aus der verhaltenen Sinnlichkeit seiner Menschen deutlich zu machen. Frenssens Werk ist gleichzeitig Chronik einer Epoche des deutschen Liberalismus, die mit Hingabe und tiefem Innesein geschrieben ist.



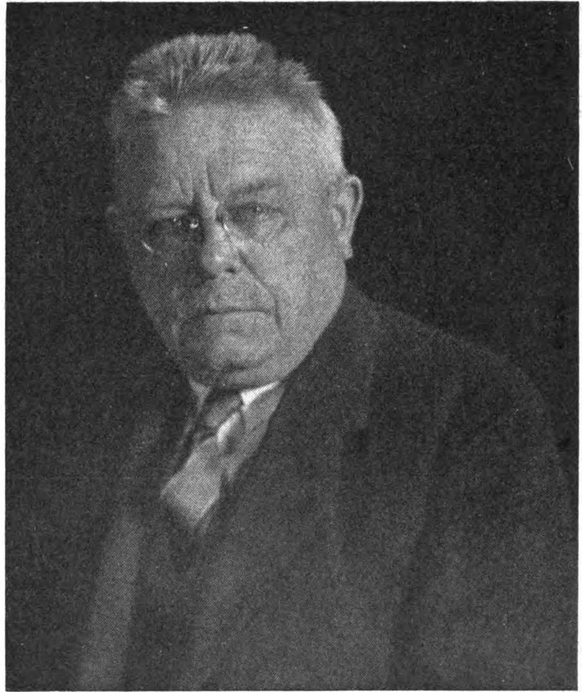
Friedrich Griese

Blut und Boden; das gleiche Band, das den Sohn an die Mutter bindet, fesselt den wahren Bauern an die Scholle. Ein großer Rhythmus beherrscht und erzeugt diese wunderbare Welt des Landmannes immer neu im ewigen Wandel von Werden und Vergehen. Das ist die Welt, die Griese aus eigenem Miterleben gestaltet. Nicht Unterhaltung, auch keine Chronik, und nicht Kunst um der Kunst willen, wohl aber mythischer Bericht, der die Gesetze der Kunst in sich trägt.



Hans Grimm

Wahrhaft einer der besten deutschen Erzähler, dem es gegeben ist, herb und klar von ringenden und ihr Schicksal gestaltenden Menschen Bericht zu geben. Hinter Grimms Schaffen steht leidenschaftliche Liebe zu Deutschland und deutschem Lebensraum der früheren deutschen Kolonieen in Afrika. Aber in dieser Überspitzung des Schaffens liegen Gefahren für die Dichtung, die dort aufhört, wo der politische Leitartikel und Glockenläuten vor dem eigenen Werk beginnen. – Grimms Hauptwerk „Volk ohne Raum" gewinnt Weltbedeutung.



Max Halbe

Ein naturalistischer Dichter des alten Preußentums der Ostmark, der schon vergessen war, weil andere Wege beschritten wurden. Vor allem haben sich seine Bühnenwerke über die wechselnden Zeittendenzen hinweg gehalten und dürften ihm bleibenden Ruhm sichern.



Enrica von Handel-Mazzetti

Oesterreicherin, der es um tiefste Dinge ihres katholischen Glaubens geht, für den sie kämpfend wirbt. Ihre stärksten Arbeiten hat sie in historischen Romanen geliefert, die von leidenschaftlichem Miterleben zeugen. Wenn so wie bei ihr der historische Roman gestaltet ist, erhält er seinen Sinn: Die Seele geschichtlicher Menschen in uns lebendig zu machen.



Gerhart Hauptmann

Mit vollem Recht, wenn auch oft umstritten, der Dichterkönig unserer Zeit. Hauptmann ist kein Problematiker, kein Philosoph, und kein Leitartikler, umsomehr aber der wahre Dichter, der die Dinge seiner Welt, vor allem seiner Heimat tief erlebt und in gläubiger Hingebung sowie sozialem Mitleiden gestaltet. Heimat-Dichtung im edelsten Sinne, und doch kaum von der engeren Heimat verstanden. „Was vom Volke genommen ist, will dem Volke nicht immer schmecken."



Rudolf Huch

Warum hatte man Rudolf Huch vergessen? Er gibt uns doch das, was wir suchen und brauchen: wahren Humor und innere Fröhlichkeit. Gewiß ist sein Humor niederdeutsch, dafür aber umso tiefer und sinnverhafteter. Er ist der Chronist des deutschen Bürgertums von 1870 bis etwa 1900; unvergänglich werden seine Gestalten in der deutschen Literatur bleiben.



Hanns Johst

Der Dramatiker des Neuen Deutschlands, Wortführer der jungen Dichtergeneration, die hart und klar die Aufgaben und Erfordernisse der neuen Zeit sieht und zu gestalten sucht. In herber Zeit wird auch die Dichtung heroisch, und der Dichter wird Künder des staatlichen Willens und gemeinschaftsbildender Bewegung.



Ernst Jünger

Hier lebt — ungebrochen — in dichterischen Gestaltungen ein Teil der jungen Frontgeneration als Zeugnis von Mut und Kraft auch in „Stahlgewittern“. Jünger gehört zu den Pionieren im deutschen Schrifttum, denen das Vaterland mehr gilt, als „Menschentum“ und seelisches Erleben.



Erwin Guido Kolbenheyer

Zeitlose Größe, überragende Menschlichkeit! Kolbenheyers historische Gestalten haben Anspruch auf unbedingte Gültigkeit. Hier ist kein Funke von Deutung, keine Spur von Subjektivismus, wohl aber reinste geistige Wirklichkeit. Das edle Menschentum Spinozas und die heroische Gestalt des Arztes Paracelsus sind einzigartige Formungen menschlichen Geistes. Eckfteine der Tradition im Dienste heutiger Wirklichkeit und Forderungen ans Künftige.



Isolde Kurz

Aus Schwaben gebürtig und in Italien geistig beheimatet. Ihre schönsten Novellen erzählen von dem Zauber des Südens und italienischer Menschen. Ihre zweite Heimat, Florenz, ist mitbestimmend für Leben und Schaffen geworden, auch wenn sie später zur ersten Heimat in der Arbeit wieder zurückgefunden hat.



Heinrich Lersch

Der Dichter des Arbeiterstandes, dichterischer Wortführer der Volksschicht, in der noch Gemeinschaft lebt und Volksverbundenheit stark ist. Aus dieser zeugenden Kraft der Gemeinsamkeit wächst ein neuer, ganz starker Ton in der Dichtung, von dem Lersch als einer der Stärksten Zeugnis in vielen Gedichten und weniger Prosa ablegt. Der Weltkrieg gab den ersten Impuls zu diesem Aufbruch wahrhaft volksechter Dichtung.



Oskar Loerke

Kritischer Geist, wägendes Urteil und Selbstverantwortlichkeit mögen diesen feinnervigen Dichter zur äußersten Zurückhaltung und Sparsamkeit veranlaßt haben. So steht nun jeder Satz und jedes Urteil von ihm mit großer Gültigkeit da.



Max Mell

Ein katholischer Dichter und Wiedererwecker des Mysterienspiels in barocken und bewegenden Formen. Vom Einundfünfzigjährigen liegen noch wenig Werke vor, umsomehr steht er in wirkender Gemeinde.



Agnes Miegel

Balladen, Lieder und Erzählungen berichten von köstlicher Lebensfreude und Schaffenskraft einer landschaftsverbundenen Ostpreußin. Alle schöpferische Spannung, die nur im Menschen möglich ist, Melancholie und Sinnenseligkeit, Herbheit und mütterliche Wärme, sprechen aus der Dichtung dieser außerordentlichen Frau. Wahrhaft: Verkörperung edelsten Deutschtums!



Walter von Molo

Hier haben wir den Interpreten schöpferischer Kraft, den Verkünder des Menschen in der Geschichte. In seinen historischen Romanen leben die Gestalten auf Höhepunkten des Lebens und kommen uns dadurch unendlich nahe. Geschichte wird durch Molo Teil unseres eigenen Lebens, weil wir mit eingespannt werden in das ewig Menschliche, das zeitlos ist.



Börries von Münchhausen

Ritterlicher Balladen- und Lieder-Dichter von zupackender Kraft. Köstliche Klänge bezaubern den Leser und mehr noch den Hörer, der gewillt ist, sich einer dramatischen Lyrik hinzugeben, die schwer in ihrer Art übertroffen werden kann.



Josef Ponten

Westliche Geisteshaltung, Baumeistertum am Wort und allerstärkste Begabung, menschliche Seelenlage aufzudecken, charakterisieren Pontens Dichtung. Sein außerordentliches Erzählertalent vermittelt uns tiefe Einblicke in menschliche Spannungen, die durch Geschlecht, Glauben, Geschichte und Landschaft bestimmt sind. Sein Hauptwerk schildert erschütternd die jahrtausendelange Wanderschaft des deutschen Volkes.



Wilhelm Schäfer

Aehnliche Tragik wie bei manchem unserer Besten. Schäfers Werk entspringt reinster Volksverbundenheit und findet doch den Weg zum Volke schwer. Bildhaft, urwüchsig und reich ist seine Sprache, die Sage, Anekdote und Geschichte in prächtigster Weise gestaltet hat, die dem Leser das Verbindende alles menschlichen Geschehens deutlich macht. Seine „Dreizehn Bücher der deutschen Seele" verdienen endlich wirkendes Hausbuch zu werden.



Jacob Schaffner

Ein Schweizer, der Europäer sein möchte; ein christlicher Humanist, mit interkonfessioneller Betonung, der in seinen Dichtungen für Menschenwürde, Bruderliebe und europäische Solidarität eintritt, um die europäische Kultur vor völliger Vernichtung durch neuen Krieg und soziale Verwüstung zu bewahren. Ein großer Ehtiker!



Johannes Schlaf

Einer der Pioniere des neuen Zeitstils, der um 1890 durchbrach. Kampf gegen die heimische Konvention, für einen europäischen Naturalismus und tiefes Eindringen der Dichtung in alle Lebensbereiche, sowie Anwendung aller Ausdrucksmittel um der künstlerischen Gestaltung willen. Mit solchem Programm standen Schlaf und Arno Holz an der Spitze einer Bewegung; heute kennen ihn nur noch wenige.



Wilhelm Schmidtbonn

Hinter den Werken dieses mit unendlich reiner und edler Sprache begabten Dichters steht ein liebender Mensch, der mit großer Güte und tiefer Einsicht in das Wesen der Welt „Menschlichkeit“ gestaltet. Nicht kunstvoll und verziert, sondern einfach und doch groß, weil das Geschaffene von innen her geglaubt und dadurch geformt ist. Man kennt Schmidtbonn zu wenig.



Karl Schönherr

Dramatiker der älteren Generation, dessen „Glaube und Heimat", „Erde" und „Weibsteufel" seiner Zeit starken Eindruck gemacht haben. Heute hat uns **Schönherr kaum** noch viel zu sagen, weil der Gesichtswinkel anders geworden ist, aus **dem wir die Welt sehen.**



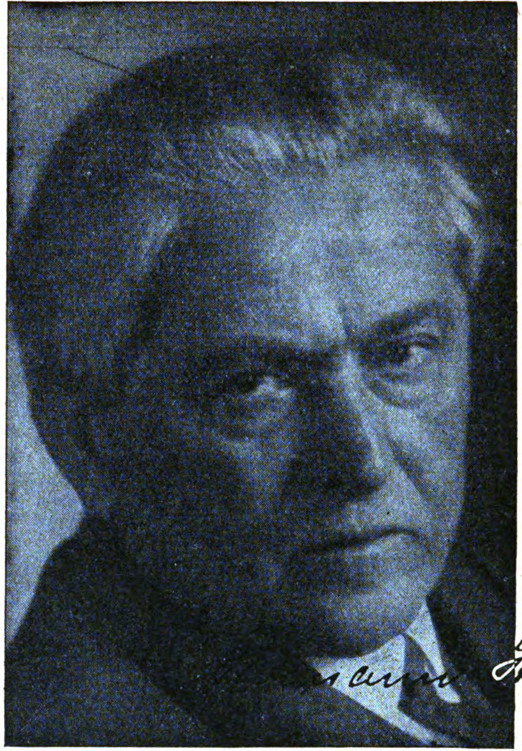
Wilhelm von Scholz

Wahre Dichtung ist an sich ein Stück Mystik auf eigene Art; aber Scholz ist der Mystiker unter den Dichtern, der Gestalter des „Wunderbaren“, der so tief ergriffen ist von den übernatürlichen Kräften der Welt, daß sie durch ihn dichterische Gestalt von tiefer Ausdrucksfähigkeit gewonnen haben.



Ina Seidel

Historie, realistisch erzählt, unbedingt echt bis zur Milieuschilderung und Psychologie, und doch mehr ist das Werk Ina Seidels. Das „Mehr“, das Wesentliche an ihren Dichtungen ist die Gestaltung der Unentrinnbarkeit vor dem Schicksal und die starke Einsicht in Wesenstiefen des Menschentums jenseits aller Historie.



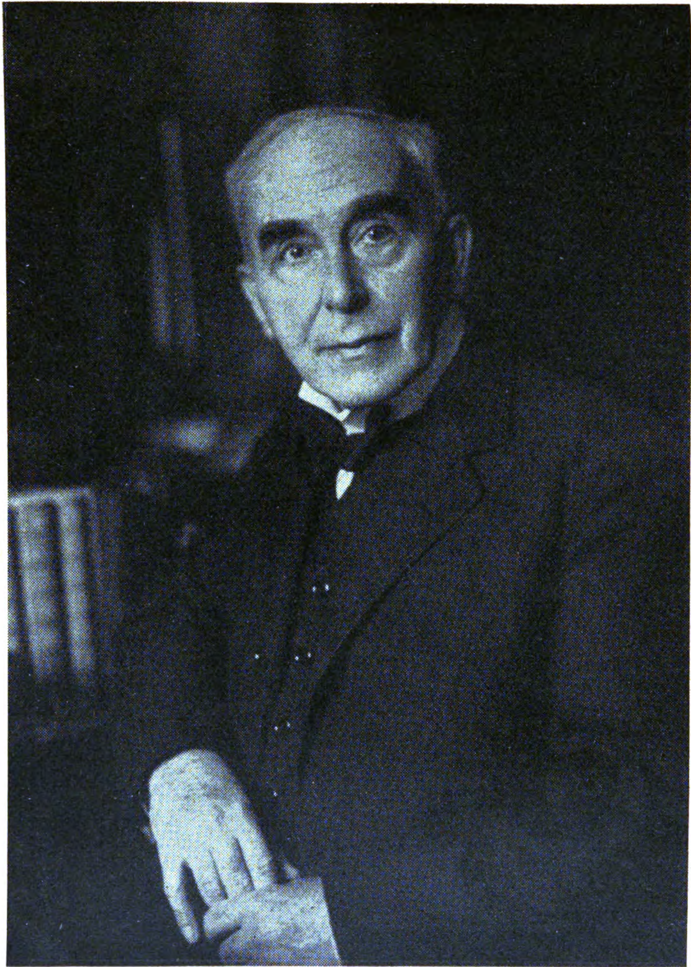
Hermann Stehr

Kämpfender Gottsucher, der das Ringen des Menschen mit Gott um wahre Erkenntnis seiner Wesenheit gestaltet, ist Stehr. In immer anderen Personen gestaltet er sich selber und ist stark und echt, solange er dabei bleibt. Magie geht von diesem Dichter aus auf den, der ein inneres Verhältnis zu der Gottsuchermystik eines Meister Eckehardt hat.



Emil Strauß

Ein spät erst entdeckter, feinsinniger Schöpfer köstlicher Sprache und ungemein reizvoller Erzählungskunst, der nie zu einer literarischen Richtung gehört hat und wohl darum auch nie „in Mode" war. Aehnlich wie unseren Besten geht es Strauß um Durchsetzung edlen Menschentums und um den endlichen Sieg moralischer Haltung. Meister: — dies Wort gebührt in Sprache, Gestaltungsreife und vorbildlichem Sein ihm vor Anderen.



Eduard Stucken

Seltener Fall, daß der Dichter gleichzeitig hervorragender Gelehrter ist, der die wissenschaftlichen Studien zu seinen historischen und mythologischen Romanen und Dramen selbst betreibt. In ihm lebt eine Kraft und symbolischer Wirklichkeitssinn von einzigartiger Größe.



Will Vesper

Bekannt und geschätzt als Herausgeber wertvoller Gedichtsammlungen, feinsinniger Nacherzähler deutscher Sagenstoffe für Jugend und Volk, und Journalist von bestem deutschen Idealismus.



Josef Magnus Wehner

Franke, wie sein bedeutenderer Landsmann Friedrich Schnack, und wie dieser von einer innigen Verbundenheit mit der Heimaterde. Durch viele Berufe führte sein Weg mit dem Vorteil, daß er zur Weltweite und -offenheit fand. (Tagebuch einer Griechischen Reise.) Auch der Weltkrieg ist als Gruppenerlebnis von Wehner gestaltet und die jüngste Gegenwart begeistert besungen worden.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

* 1933 · 18. Jahrgang · Heft 10 *

Geistige Wegbahner des dritten Reiches

Joachim Wecker

Die meisten Zeitgenossen empfinden gegenwärtig nur die Unerbittlichkeit einer politischen Umwälzung, die Erschütterung und Umschichtung des wirtschaftlichen Gefüges. Wenn man einmal in der Zukunft auf das bewegte Geschehen dieser Schicksalsjahre zurückschauen wird, so wird man zweifelsohne nicht verkennen, daß es auch eine Zeit des geistigen Umbruchs ist, in der wir heute mitten inne stehen, daß Vorstellungen und Zielsetzungen, an denen sich das vorige Jahrhundert berauscht hat, erbarmungslos liquidiert werden, während neue seelische und geistige Mächte nach Geltung verlangen. Eben weil diese neuen Strömungen der Geistesgeschichte nicht als neue Antithesen einer intellektuellen Debatte erwachsen, sondern aus neuer seelischer Substanz, aus neuem Erleben der Welt und einem neuen Bild des Menschen, deshalb ist die Verständigung zwischen den Vertretern der alten und der neuen Geistesrichtung oft so schwer, deshalb reden sie aneinander vorbei, als gebrauchten sie verschiedene Sprachen, und deshalb wiederum sind die Träger des neuen Lebensgefühls einander, auch bei verschiedenen Voraussetzungen ihres wissenschaftlichen Erbgutes, dennoch nahe durch ein Gemeinsames, das keineswegs in gleichlautenden Formeln und Ergebnissen zum Ausdruck kommt, wohl aber in der Lebensnähe und Wesenhaftigkeit ihrer Versuche zu denkerischer Bewältigung des Lebens.

Die Epoche, die mit der französischen Revolution anhebt, im Weltkrieg ihre große Krise erlebt hat und heute ihrem Abschluß zuneigt, hat den Menschen aus dem großen kosmischen Zusammenhang gelöst, stolz und hoffärtig auf sein Selbstbewußtsein und seine Vernunft gestellt, mit großer Energie die einzelnen Probleme des Lebens analysiert, aber darüber das Bewußtsein für die Totalität und Einheit des Daseins verloren. Demgegenüber macht sich in dem jugendlichen Den-

ken der Gegenwart wieder eine Sehnsucht bemerkbar, der ganzen irrationalen Fülle des Lebens verbunden zu bleiben und ihrer Tiefen und Untergründe sich bewußt zu werden. Ein ehrfürchtiges Gefühl für die Grenzen des analysierenden Verstandes, eine neue Aufgeschlossenheit für die Erlebniswelt der Religion und der Mystik, eine neue Einsicht in die überpersönliche Realität von Volkstum und Gemeinschaft sind allen lebendigen denkerischen und dichterischen Bewegungen der jungen Generation gemeinsam, so verschieden auch die handgreiflichen politischen Ziele sein mögen, in die sie münden oder für die sie benutzt werden. Auch die Philosophie, die bei den Epigonen Kants und Hegels immer mehr in starre Begrifflichkeit vereiste oder nicht mehr über den Vorhof der Erkenntnistheorie hinaus in die Welt der großen metaphysischen Fragen einzudringen wagte, ist von Denkern wie Heidegger, Scheler, Jaspers und Klages zu neuer lebendiger Durchblutung geführt worden. Die Fachwissenschaften werden in wachsendem Maße einem Spezialistentum, das Selbstzweck war, entrissen; Brücken werden geschlagen zwischen benachbarten Disziplinen; synthetische Werke geschaffen, die weit über den Rahmen einer Einzelwissenschaft hinaus das Insgesamt einer Persönlichkeit oder eines Zeitalters zu erfassen streben.

Die tiefste Umkehr liegt wohl in der Überwindung der sentimentalen Weltbetrachtung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, in der kraftvollen Bejahung der Schönheit des Lebens wie seiner Tragik, kurzum in einer **neuen Heroisierung des Daseins**. Schon vor zwei Jahrzehnten hat Max Scheler in seiner gedankentiefen Abhandlung „Das Ressentiment im Aufbau der Moralen" richtig erkannt: „Es gibt vielleicht keinen Punkt, über den die Einsichtigen und Gutgesinnten unserer Zeit einiger sind als darin, daß in der Entfaltung der modernen Zivilisation die Dinge des Menschen, die Maschine des Lebens, die Natur, die der Mensch beherrschen wollte und sie darum auf Mechanik zurückzuführen versuchte, des Menschen Herr und Meister geworden sind; daß die „Dinge" immer klüger und kraftvoller, immer schöner und größer, der Mensch, der sie schuf, aber immer kleiner und bedeutungsloser, immer mehr Rad in seiner eigenen Maschine geworden ist. Aber viel zu wenig macht man sich klar, daß diese allzeit anerkannte Tatsache die Folge eines grundlegenden Umsturzes der Wertschätzung ist, die ihre Wurzel im Sieg der Werturteile der vital Tiefstehenden hat, der Niedrigsten, der Parias des menschlichen Geschlechts, und daß Ressentiment ihre Wurzel ist. Die gesamte mechanische Weltanschauung (soweit sie sich metaphysische Wahrheitsbedeutung beilegt) ist nur das ungeheure intellektuelle Symbol des Sklavenaufstands in der Moral."

Demgegenüber ist dem Fühlen und Denken des jungen Geschlechts eine Sehnsucht nach starkem Menschentum eigen, nach neuem gestuften Aufbau, nach Führern und Folgern. Gewiß mischt sich die Ahnung des Morgigen noch vielfach mit den verstaubten Ideen des Vorgestern, wie denn Söhne und Großväter oft gemeinsam stehen gegen die Irrtümer und Illusionen der Väter; wohl entgleist das neue denkerische Suchen oft in einem Biologismus, der noch ganz dem materialistischen Weltbild des vorigen Jahrhunderts zugehört; ja vielfach finden wir neben dem Aufflammen neuen Lebensgefühls eine bloße Umkehr des Ressentiments, eine haßerfüllte Negation des neunzehnten Jahrhunderts. Selbst ein so bedeutendes Werk wie das bahnbrechende volksdeutsche Buch von **Edgar J. Jung** schöpfte seine

ersten Impulse aus der ressentimenterfüllten Antithese gegen „Die Herrschaft der Minderwertigen“ und ergänzt erst nachträglich „Ihren Zerfall und ihre Ablösung durch ein neues Reich“. In vielen Vorkämpfern der neuen Wendezeit lebt noch etwas vom Geist des Tertullian, dem es als eine Hauptquelle himmlischer Seligkeit erschien, die römischen Statthalter in der Hölle brennen zu sehen, ein typisches Apostatenressentiment, das besonders dort höchst unerfreuliche Formen annehmen mußte, wo es von Massenleidenschaften aufgegriffen wurde.

Die Gestaltung des neuen Erlebnisses zu positiver Setzung wird man vorläufig noch stärker in richtungweisenden Werken der Dichter finden als in Formulierungen der Denker. Gewiß zittert auch in dem bahnbrechenden Werk des Dichters Stefan George noch das Ressentiment nach gegen das Pariatum einer Zeit, der

„... statt Gottes rotem blut
Des götzen eiter in den adern rinnt“;

der empörte Protest gegen die unberechtigte Berufung der Bonzen und Volkstribunen auf den wahren Volkswillen:

„Schweigt mir vom Volk: da euer keiner ahnt
Den fug von scholle und gesteinter tenne,
Den rechten mit- und auf- und unterstieg,
Das knüpfen der zersplissenen goldnen fäden.“

Aber im wesentlichen leben Georges Bilder des Menschen und des Volkes nicht aus spekulativer Antithese, sondern aus unmittelbarer Anschauung, aus einer Vision des Lebens, die Leben geweckt und bildnerische neue Kräfte gezeugt hat. Seit im Jahre des Kriegsausbruchs „Der Stern des Bundes“ mit priesterlicher Weihe in einer zugleich herben und doch geheimniserfüllten Sprache die Wiedergeburt vollen Menschentums und lebenserfüllter Gemeinschaft verkündete, sind immer neue Jahresringe deutscher Jugend von dem magischen Zauber und der verheißungsvollen Verkündigung des Dichters angerührt und umgeformt worden. Durch tausend feine Verästelungen ragen diese Wirkungen bis in das politische Geschehen unserer Tage; kaum je hat ein Dichter, der in weltferner Einsamkeit und in massenverachtenden ästhetischem Selbstgefühl lebt, so bedeutsam auf das äußere Geschehen seiner Zeit eingewirkt. Nicht nur auf die Ideenwelt des heutigen Propagandaministers des Reiches, sondern auf die ganze Struktur jugendlicher Bünde und Wehrkameradschaften hat das Wort des Dichters gestaltenden Einfluß ausgeübt.

Ein schöpferisches Jasagen zu den Kräften des Lebens, wenn auch in ganz anderer Art und Sprachgestaltung, finden wir in den Werken eines anderen wahrhaft großen Dichters unserer Tage. Alfred Mombert gibt nicht mehr Negation der Zeitwerte, sondern den selbstverständlichen Mythos vom „Helden der Erde“, von den Siegschwertern des ewig ringenden Menschengeistes („Aon“), und gestaltet in seinen Dichtungen ein Geschichtsbild des Heroismus, das auch die dämonischen Machtkämpfe der Völker, die Hekatomben der Schlachtfelder bejaht, die unerbittliche Bedingtheit von strahlender Tat und schmerzvoller Zertrümmerung tapfer erkennt. In seiner Aon-Trilogie, die man einmal zu den repräsentativen Geisteswerken unserer Zeit rechnen wird, erscheint der Erdengang des Menschengeistes verkörpert in den Gestalten immer neuer Völker, die um Freiheit, Land und Geltung ringen und für ihre Selbstverwirklichung Schrecken, Blut,

Schmach und Untergang auf sich nehmen. Die glühende Bejahung des Lebens trotz seiner Leiden, des Augenblicks trotz seiner Vergänglichkeit, der Geburt trotz des Todes, die Nietzsches sehnsüchtiger Wille erstrebt und gefordert hat, ist in Momberts dichterischem Gedankenwerk zu einer kosmischen Selbstverständlichkeit geworden.
Was hier von großen Dichtern schon in den Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges erlebt und gestaltet worden war, das wurde weiten Kreisen des jungen Geschlechtes zum selbsterlebten Leid und Glück, als die Unmittelbarkeit eines Völkerkampfes von nie gekannten Ausmaßen jedes private Dasein in das Gesamtschicksal der Nation zwang. Die Unerbittlichkeit von Leben und Tod, der Wert des Wagemutes und der opfernden Hingabe, die Würde kämpferischer Haltung wurden glühend erlebt. Das in tausend schützende Ordnungen verkapselte Leben wurde zu vollem Einsatz gezwungen; die Gemeinschaft, im liberalen Zeitalter zur Vertretung gemeinsamer Interessen herabgesunken, wurde wieder gläubig und unmittelbar erlebt. Das sind Einwirkungen, die auch im Denken der Männer fortwirken, die als Jünglinge den Krieg erlebten und eine seelische Haltung schufen, die wohl am ausgeprägtesten in den Werken von Ernst Jünger zum Ausdruck kommt.
Wenn nach dem für Deutschland unglücklichen Ausgang des Weltkrieges zuerst im politischen Denken die Ideen des Ressentiments siegten, so fand doch auch dieses neue Lebensgefühl allmählich seinen Ausdruck in einer Umgestaltung des deutschen politischen Denkens. Im Juni 1919 bildete sich in Berlin der „Juniklub“, von dem fast alle geistigen Anregungen ihren Ausgang nahmen, die dann auf die kommende Gestaltung einwirkten und in den breiten Massenströmungen vielfach getrübt und umgebogen wurden. Der stärkste Kopf dieses Kreises, Artur Moeller van den Bruck, kam selbst von der Literatur her, hatte als einer der ersten die Tiefe und Kraft des Dichters Alfred Mombert erkannt, dem deutschen Volke die erste große Ausgabe Dostojewskis geschenkt, prachtvolle Essays über schöpferische deutsche Männer geschrieben und dann in einem zugleich kunsthistorischen und kulturpoltischen Werk über den „Preußischen Stil“ aus den Formen seiner Kunst Sinn und Sendung des Preußentums dargelegt. Während des Ruhrkampfes, unter dem Eindruck der ersten Auflehnung des deutschen Volkes gegen den Mechanismus von Versailles, vollendete er sein Werk „Das Dritte Reich“, das nicht nur dem wiedererwachenden Nationalismus ein neues Schlagwort schuf, sondern vor allen Dingen die nationalen Gefahren des liberalen Denkens und die Möglichkeiten neuer politischer Gestaltung ahnungsvoll umriß. Die geistige Durchdringung der politischen Kräfte erhielt neue Beseelung aus den Tiefen des Volkstumserlebnisses, deren Konsequenzen für die Probleme der deutschen Minderheiten und der künftigen deutschen Stellung in Europa dann von Männern, die Moeller van den Bruck geistig nahestanden, gezogen worden sind.
Ebenso wie in das politische Denken wirkte aber der neue Drang nach Vertiefung und Wesenhaftigkeit auch auf das religiöse Bewußtsein ein. Während der neu erstarkte Nationalismus zu einer Verabsolutierung des Politischen neigte, zum Rassenmythos, zum „Totalen Staat“, zur Säkularisierung alles religiösen Lebens, erlebte auch das Christentum eine innere Neudurchblutung, die bei allen Verschiedenheiten doch unverkennbar eine gesteigerte Konzentration auf die ele-

mentare religiöse Haltung aufweist. In der protestantischen Theologie etwa weckte Rudolf Otto den verschütteten Sinn für die „Numinöse", das allen wirklich religiösen Gestalten zugrunde liegt, betonten die Vertreter die „Dialektische Theologie", die Unmittelbarkeit der Beziehung zwischen Gott und Kreatur und strebten die Kirche von weltlichen Aufgaben immer stärker zu ihrer Heilsbestimmung hinzuführen. Die katholische Kirche erlebte ein neues unmittelbareres Verhältnis zu den Kraftquellen ihrer Liturgie und zu dem metaphysischen Kerngehalt ihrer Lehre. Der Zug nach Verinnerlichung ist hier wie dort unverkennbar; eine Stärkung der inneren Substanz auch in Zeiten äußerem Abfalls läßt vermuten, daß das christliche Bewußtsein mit starken Kräften in den Kampf eintreten wird, der zwischen ihm und den neuheidnischen Kräften bevorsteht und vermutlich einen wesentlichen Inhalt der Geistesgeschichte des nächsten Jahrzehnts bilden wird, ein Kampf, der vielleicht gar nicht mit einem Entweder — Oder, sondern mit einer schöpferischen Durchdringung heute in verschiedenen Lagern stehender geistiger Kräfte wird enden können.

Friedrich Griese — der Dichter einer Landschaft

Dr. E. Starkloff

„Gleich den Gezeiten wechseln Freude und Leid bei den Menschen — Völker steigen auf und werden durch Kriege niedergeworfen — aber dauernd und unerschöpflich ist die Kraft der Erde."

In diesen Worten, die dem Umschlag seines Romans „Der ewige Acker" überschrieben sind, liegt beschlossen, was immer und vor allem Grieses Schöpfungen erfüllt, was sein Dichten beherrscht: Die ewige Kraft und der Segen der Erde. Es ist das Lied vom ewigen Acker, das in jedem seiner Werke erklingt, in den Legenden, den Erzählungen, im breitausholenden Roman. — Korn rauscht, Saat geht auf, Menschen schreiten über den Acker. Immer wieder — nach Brot und Tod, nach Krieg und Zerstörung, greift die Hand des Sämanns nach dem Korn, pflügen Menschen die Erde; Saat wird, Frucht reift. Und die Menschen, die der Dichter schildert, der Acker, auf dem sie schreiten, es sind Menschen seiner Heimat, es ist die Scholle seiner Väter — Mecklenburg! Es ist das Land mit „jener verhaltenen schöpferischen Unruhe, die ein Zeichen des Nordens zu sein scheint, ein hügeliges, wie von einem mächtigen Pflug aufgeworfenes Land", ein Land der Ebene, mit Hügeln und Wegen, die ins Grenzenlose münden, mit einsamen Höfen, Acker, Moor und Wiese, eine Landschaft, die „ein Recht auf die Offenbarung durch das Wort hat, weil sie stark genug ist, das Bild zum Sinnbild zu machen, das Zufällige und Besondere ins Gleichnishafte und Allgemeingültige zu erheben". — Und da hat schon das dritte unverkennbare Merkmal dieses Dichters Erwähnung gefunden: in seinem Werk wird das Wirkliche zum Gleichnis; Vergangenheit und Gegenwart klingen ineinander, Menschen- und Sagenwelt verbinden sich; das Mythische wird Gestalt. Es steigen und fallen die Menschen, aber die Landschaft bleibt, ewig, übermächtig, Kräfte spendend, Art bildend.

Es liegt wohl an der furchtbaren Verwirrung des Geschmacks, an dem Lärm und Trubel des Literaturbetriebes der letzten fünfzehn Jahre, daß die Werke Grieses nur einer noch immerhin kleinen Gemeinde erschlossen wurden. Freilich erfüllen seine Bücher keinesfalls die Vorbedingung dessen, das gestern noch als Voraussetzung des Publikumerfolges galt. Sie enthüllen keine Sensationen, sind still, verhalten, zumeist arm an äußeren Ereignissen, aber reich am ewig Menschlichen. Aus der Welt der irdischen Gebundenheit richtet sich der Blick des Dichters nach innen, nach den ewig gültigen Lebensgesetzen. Dabei ist Griese kein Schwärmer, kein Romantiker, sondern ein typisch norddeutscher Mensch. Sein Werk ist schlicht, schwer, an Hamsun und die nordischen Meister erinnernd, von grüblerischer, nachdenklicher Art. Die Schicksale kommen nicht von außen her; sie erwachsen aus dem inneren Menschen. Das Thema

seiner Werke ist der mühselige Kampf um den Segen der Erde, der Sinn des Daseins Acker und Kind. Wir werden hineingestellt in den Kreislauf des Lebens, das sich nach einfachen großen Gesetzen vollzieht. Schon der erste Erzählerband „Das Korn rauscht" kündigt den Landschaftsdichter Mecklenburgs an; es sind Erzählungen von legendärer Kraft und großer Schlichtheit; am tiefsten die Titelnovelle vom Bauern, der Abschied nimmt von Feld und Flur. Ergreifend und stark, vom Krieg überglüht, erfüllt von der Not und Gewalt der großen Zerstörung im 17. Jahrhundert sind die Erzählungen des Bandes „Die letzte Garbe". Das in der Kleinen Bücherei bei Langen-Müller erschienene Bändchen „Der Saatgang" enthält Erzählungen und Legenden; auch hier geht es um die Beziehungen zur Landschaft, der Mutter alles Seins. Allgemeingültige Dinge sind hier gesagt, bedeutsame Szenen gestaltet, die früheren Arbeiten entnommen sind und hier neues Leben gewinnen. — Größere Erzählungen liegen in den Bänden „Tal der Armen" und „Sohn seiner Mutter" vor. Das „Tal der Armen" erzählt von Torfstechern und Häuslern, einer abseitigen stillen Welt und ihren Menschen in Armut und Einsamkeit, ihrem schweren Blut und langsamen Gedanken, erzählt vom Einbruch der fernen Stadt, die Unruhe und Leidenschaft bringt. Im „Sohn seiner Mutter" geht es um das Erbe des Bluts und die Beziehungen des Menschen zu Familie und Gemeinschaft, denen sich niemand entziehen kann. Der Dichter gestaltet hier den primitiven Menschen, der eins ist mit der Natur und ihren Gesetzen und der erfüllt ist vom geheimnisvollen Ahnen um mythische Kräfte.
Von den Romanen hat das Buch „Alte Glocken" wohl die größte Verbreitung, der Roman „Winter" die stärkste Anerkennung gefunden. Dieser zeigt Griese in seiner besonderen Eigenart als Gestalter der Landschaft des deutschen Nordens, der Landschaft als unentrinnbarer Schicksalsgewalt mit ihrem Triumph über die Menschen; jener erzählt von der Glocke, die im Sumpf versank, als Unfriede und Untreue herrschten, und zeigt, wie die schlichte Einfalt des vertrauenden Menschen erlöst vom Fluch der Vergangenheit, von Moorgespenst und düsterer Sage. — „Der ewige Acker" weist in die jüngste Vergangenheit, die Zeit des Weltkrieges, die ein stilles Dorf und seine Menschen in ihren wilden Strudel zieht, Familien zerstört, Sitten lockert, Gemeinschaft zerreißt. Wenn Griese hier zeitliches Geschehen gestaltet, so geschieht es nicht, ohne daß er gleichzeitig in dem Prozeß der großen Zerstörung die ewigen Urmächte im Leben, die zeitlos sind, aufrichtet.
„Der Herzog" ist Chronik, Historie einer merkwürdigen Epoche der mecklenburgischen Geschichte, historisch in den äußeren Vorgängen, dem Untergang Leopolds von M. in den Wirren einer politisch bewegten Zeit, allgemeingültig und zeitlos im inneren Geschehen, der Gestaltung der mecklenburgischen Stammesseele und -art. Im „Dorf der Mädchen" geht es um das biologische Schicksal östlicher Menschen, des Dorfes und der Herren von Slava. Gegen ein müdes und entartetes Adelsgeschlecht steht das dumpfe, dämmernde Werden eines primitiven, bis zur Willenlosigkeit unterdrückten Volkes, das noch nicht im Vollbesitz der Kraft und Lebensreife ist. Das Schicksal vernichtet den entarteten Nachfahren des alten Geschlechtes, gleichzeitig aber die Menschen dieses Dorfes, die sich im zügellosen Rausche selbst zerstören. Über den Trägern des Untergangs steht licht und verheißungsvoll der ewige Bauer in Gestalt eines Mädchens aus dem Geist einer neuen verständigen und sittlichen Gemeinschaft.
Hinter dem Dichter liegt ein breites, reiches und reifes Werk, für das zahlreiche bedeutsame und eigenartige Schöpfungen zeugen, vor ihm aber liegen unabsehbare, noch unerfüllte Möglichkeiten der besonderen Wirkung in unserer Zeit, denn Griese schreibt aus dem Volk — für das Volk, und sein Dichten setzt nichts voraus als ein Herz für die ewigen und tiefsten Dinge unseres Seins! —

Holunders Husarenstück

Walter von Molo

Aus dem Roman „Holunder in Polen"

Das politische und menschliche Ringen deutscher Bewohner des polnisch gewordenen östlichen Grenzlandes um die höchsten Werte — Vaterland und Freiheit —, die Sturmtage des Spätherbstes 1918 werden mit wuchtigster dramatischer Lebendigkeit vor uns hingestellt.

Bald war Holunder in der schmalen Zeile, in der er ein Schild mit Wrobels Namen fand. Er klingelte.

Sofort kamen schnelle Schritte gelaufen, und dann stand atemlos eine kleine Frau vor ihm mit gescheitelten schwarzen Haaren und breiten Backenknochen in einem mageren und gelblichen Gesicht mit traurigen Augen, die aber sicherlich auch gern lachten, wenn Anlaß dazu war.

Sie zog ihn hastig herein und sperrte gleich wieder ab und fragte mit guter, aber bedrückter Stimme, ob er Nachricht von ihrem Fritz bringe.

Nein, den kenne er nicht, aber von ihrem Mann bringe er Grüße. Und er erzählte, was er wußte, und um die traurigen Augen zu trösten, denn sie brauchten Trost, brachte er auch den Vorwurf von Herrn Schnürlein an, daß er seit Tagen keine Post mehr erhalten habe. Vielleicht sei sie deshalb ohne Nachricht vom Fritz.

„Ja, es kommen keine Züge mehr aus dem Reich. Wir alle müssen Geduld haben, nicht wahr?"

„So ist es. Sie haben es hier hübsch und gemütlich." Und weil er durch die offene Türe der Werkstatt sah, meinte er, es müsse angenehm sein, im weißen Holz herumzuschneiden und Tische und Stühle daraus zu machen. Hm, es tue ihm leid, daß gerade nicht gearbeitet werde! er sehe gern zu. „Riechen Sie auch", fragte er, „wie Holz nach Leben duftet? Es hat etwas ungeheuerlich Beständiges."

Frau Wrobel wußte nicht recht, was sie mit ihrem Besucher beginnen sollte, denn er ging in der Werkstatt herum, als sei er deshalb gekommen, und versuchte die Säge und den Hobel, und dann ließ er sich das ganze kleine Haus zeigen. Er lobte am meisten das Stübchen hoch oben, das über den kleinen Hof hinweg weiten Ausblick gewährte.

Also, er sei der Herr Hauslehrer für Willy? „Nicht wahr, das ist doch ein gutes Kind?"

„Freilich."

Da ließ sich die magere kleine Frau, die sehr sauber gekleidet war, auf einen Sessel niedersinken und hob die Hände zum Gesicht empor und begann leise zu weinen.

Er war betroffen.

„Sie müssen schon verzeihen", schluchzte sie gehalten und bescheiden, „aber mich überkommt es immer so, aber bitte, sagen Sie meinem Dicken nichts davon."

Er versprach es, denn er entnahm aus den Zusammenhängen, daß ‚der Dicke' wohl Herr Wrobel sei. Und als sie mitteilte, daß sie von ihren Eltern aus Posen auch gar keine Nachricht habe, tröstete er sie wiederum. Er sei gewiß, sie würde sie sehr bald erhalten. Und ob sie wisse, wo Leskot sei, deswegen sei er nämlich hierher gekommen.

„Der wird morgen abtransportiert."

„Wohin?"

Sie zuckte die Achseln. „Das weiß kein Mensch." Der Herr Landrat und der Herr evangelische Pfarrer seien auch dazu bestimmt.

„Ich muß Herrn Leskot sprechen."

Das gehe nicht.

Er müsse ihn sprechen, und er werde ihn sprechen, er wisse bloß noch nicht, wo er untergebracht sei.

„Im Landgericht."

Wo das liege.

„Sie kommen nicht hinein, das ist schwer bewacht."

„Wo liegt es?"

„Im Ordensschloß."

Ob er Herrn Wrobel etwas mitnehmen solle, denn morgen sei er wieder zu Hause.

Nun geriet sie in besorgte Bewegung. „Ja, ja, natürlich, was Warmes, er ist ja fort, wie er in der Werkstatt stand."

„Warmes haben wir ihm gegeben. Ist sonst noch etwas zu besorgen?"
Und nun wurde es schön; denn die früh gealterte Frau errötete und sagte schamhaft, er solle ihrem Dicken ausrichten, daß sie immer an ihn denke, und er solle sich nicht um sie sorgen, das Haus sei bereits von den Insurgenten durchsucht, nun bestehe keine weitere Gefahr mehr.
Erfreut nickte er. Und jetzt müsse er etwas essen, sagte sie. „Hm, ja, das ist ein guter Gedanke", erwiderte er und blickte ihr nach, wie sie gleich einem aufmerksamen Kinde davoneilte, um ihn zu bedienen. Drunten in der Stadt wurde schon in manchen Fenstern Licht angezündet. Viel Zeit hatte er nicht mehr zu verlieren.
Stehend aß er, und sie mußte mütterlich über ihn lächeln, wie der Lange tüchtig von den großen Butterbroten abbiß, die sie ihm dick mit roter Wurst belegt hatte.
Ja, wenn er es wagen wolle, hinter ihrem Gärtchen fließe der Bach, der komme aus dem Burggraben, aber ringsum seien Wachtposten aufgestellt, die sofort auf alles schössen, was sich rege. Es seien schon ein paar verschwunden, und in jeder Nacht werde geschossen.
„Und wie komme ich dann weiter?"
Von dort könne er leicht zum alten Turm gelangen, in dem sonst die Landstreicher säßen, die etwas angestellt hätten. Aber die seien vom Arbeiterrat alle in Freiheit gesetzt. Ob Herr Leskot darinnen sei, das wisse sie nicht. „Lassen Sie es doch lieber bleiben."
Davon sei keine Rede. Er knöpfte sich den Rock zu und machte sich fertig.
Sie kam dicht zu ihm heran, hob sich feierlich auf die Zehenspitzen und zeichnete ihm drei Kreuze auf die Stirn, über den Mund und auf die Brust. Dann öffnete sie ihm ein wenig die Türe und er schlich davon. Sie schloß sofort, wie er hörte, wieder hinter ihm ab.
Über den Zaun ging es rasch; aber dann war alles Finsternis und Nässe. Drum dünkte es ihm am besten, einfach im Wasserlauf zu gehen, so war er sicher, nicht in die Irre zu geraten. Er kroch durch ein Gatter oder so etwas Ähnliches und sah nach einer Weile undeutlich über sich mächtige Umrißlinien. Das schien bereits die alte Ordensburg zu sein, in der das Landgericht untergebracht war.
Über sich fand er die Sterne; groß, prachtvoll und zahlreich leuchteten sie.
Er tastete höher und höher und hielt inne.
„Herr Leskot", flüsterte er vorsichtig in die Dunkelheit hinein. Niemand gab Antwort.
Aber da, im Schatten von etwas Hohem, Überragendem, lag ein Mensch.
Er wartete lange, aber der andere regte sich nicht, und es war nicht das Gefühl in ihm, daß er es bald tun würde.
Also kroch er langsam näher und betastete ihn genau. Nein, das war nicht Leskot, das war ein ganz Langer, Dürrer, und der war tot; in derlei Dingen hatte er reichlich Erfahrung.
Aber nebenan war noch einer, der lag auch still und war gerade so steif und hatte einen Bart.
Nein, das war auch nicht Leskot.
Und da war noch etwas, aber diesmal war es eine Frau, und die war offensichtlich ebenfalls tot. Der Kopf mit den langen Haaren bestand aus einem kalten, klebrigen Brei.
Als er die Köpfe der Männer prüfte, fand er das gleiche, und sie waren alle nackt.
Er arbeitete sich wie ein erbittertes Tier, das seinen Willen durchsetzen will, weiter und lag wie gestorben, als er jenseits der Mauer Schritte herannahen hörte. Doch er vernahm noch etwas anderes: unter der Erde redeten Stimmen.
Als der Wachtposten vorüber war, griff er Steine, die sich höher und höher bauten und sich rund und feucht anfaßten.
Noch einmal mußte er über eine Mauer, aber die war niedrig, doch er zerschnitt sich dabei die Hände: es waren Glasscherben darauf festgemacht.
Nun mußte er neben dem Verließ sein. Spanne um Spanne schob er sich auf den Knieen an das kleine Fenster heran. Es war nicht verglast, sondern trug nur ein rauhes Gitter aus Eisen, muffige Luft kam zu ihm herauf, in die er niederlauschte; es war Geruch von Menschen, der zu ihm emporstrich. „Sind Sie da, Herr Leskot?"

Die Stimmen, die vorher miteinander geredet hatten, waren verstummt. Er fragte wieder, bis barsch von unten eine fremde Stimme heraufklang:
„Wer ist da?"
„Holunder", antwortete er, als sei es selbstverständlich.
Die unten schienen miteinander zu beraten, dann hieß es: „Vorsichtig!" Der Ausfragende mußte sich inzwischen genähert haben: „Was wollen Sie?"
„Ich will bloß Herrn Leskot fragen, wann er heimkommt."
Jetzt gab es eine lange Pause, dann hörte er Leskots Stimme aus dem Schlund der Erde: „Holunder? Sie sind es wirklich?"
„Ja."
„Wie heißt mein Sohn?"
„Willy."
„Und meine Frau?"
„Renate."
„Er ist es!"
Er teilte eifrig mit: „Bei uns ist alles in bester Ordnung. Die gnädige Frau und der kleine Willy befinden sich wohl. Sie sagen Ihnen Grüße. Geht es Ihnen gut, Herr Leskot?"
„Man soll uns Betten und Essen und Geld schicken, aber keine Zeile darf uns geschrieben werden."
„Warum denn das? Es wird die gnädige Frau traurig machen."
„Es wird alle Post geöffnet und gelesen."
„Gut."
Sie kämen nach Szczypiorno.
„Bitte, wie heißt das?"
„Szczypiorno."
„Danke, ich werde es mir merken."
„Und wenn Sie meiner Frau und meinen armen Kindern das gleiche mitteilen würden, so wird es Ihnen Gott, der Allmächtige, lohnen."
„Von wem darf ich es ausrichten?"
„Pfarrer Klinghammer."
„Schön."
„Und meiner Frau sagen Sie, bitte", erklang eine dritte Stimme, „sie solle nicht den Mut verlieren. Die Unseren werden bald wieder hier sein, dann wird alles anders. Ich bin der Landrat Eicke."
„Ja, Herr Landrat."
„Sagen Sie, Holunder, geht es meiner Frau wirklich gut? Hat sie nicht zuviel Angst?"
„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Leskot, ich passe gut auf sie auf."
„Das soll Ihnen niemals vergessen werden. Und geben Sie auch sofort meinem Vater Nachricht."
„Jawohl. Aber jetzt kommt der Posten wieder."
Der alte Turm mit dem Verließ ohne Licht und Wärme stand stumm in der Finsternis.

Als die Schritte des Bewaffneten verklungen waren, griff Holunder durch die vergitterte Luke hinab und bot ihnen die Hand, sie aber drängten, er solle an seine Sicherheit denken und sich fortmachen.
Da verabschiedete er sich und kroch zum Bach zurück, über die Mauer mit den Glasscherben, die ihn wieder blutig rissen.
Er stieg in den Bach hinab und verschwand in der Nacht.

Die große, freie Zeit

Karl Benno von Mechow

Aus der Fülle der Romane des Weltkriegserlebens ist ein beträchtlicher Teil heute schon verstaubt. Unter jenen Aussagen der Front, die die Zeit überdauern werden, steht als eines der dichterischsten der Reiterroman „Das Abenteuer“ von Karl Benno von Mechow, ein Stück ganz großer Epik. Wir haben uns zu dem Namen v. Mechow bekannt und seinen Träger zu den wenigen einwandfreien Hoffnungen derer um Fünfunddreißig gezählt von eben dem Tage an, da wir das Abenteuer-Buch lesen durften. Jahrelang schwieg v. Mechow. Jetzt kommt sein neues Buch heraus, das den Titel „Vorsommer“ trägt und nichts weiter enthält als den Bericht von einigen Monaten Sommers, den Ursula, ein junges Ding und nicht sehr anders als andere Mädchen unserer Tage auch, auf dem Lande verbringt als Besuch bei einem Sonderling und Haderer am Schicksal, einem jener, die die Front gezeichnet hat und die sich trotzig den Schädel einrennen an jedem Tag des Weiterlebens. Was äußerlich wesentlich geschieht in diesem neuen Buche Mechows, das sind Gewitter, Sonne, Sturm, Wald, ist Reiten, Feldbestellen und Ernten, sind Wirtschaftssorgen, wie jeder Landwirt sie erfährt, ist Begegnung, Beisammensein und Trennung zweier Menschenkinder, ist einfaches tägliches, nach Schönheit ringendes, nach Bestätigung begehrendes, in allem Spielen und Hoffen einsames Leben, verloren und dennoch behütet, unsicher und dennoch nicht schwankend, leidvoll und dennoch gesegnet. — Es werden noch viele Bücher erscheinen in diesem Herbst, gewiß auch einige gute, wertvolle, schöne. Dies Vorsommerbuch des Dichters Karl Benno von Mechow wird ihrer keines erreichen. Hier hat einer der Jüngeren ganze Meisterschaft erreicht. Unter den lebenden Erzählern nennen wir den größten immer noch Hamsun. Und wir haben der Hamsunepigonen in den letzten Jahren reichlich viele erlebt. Ihre Bücher vergehen. Mechow als erster von allen jüngeren Deutschen hat mit dem „Vorsommer“ einen dichterischen Rang eigener Artung erreicht, den wir Hamsuns ebenbürtig zu nennen uns nicht scheuen.
Karl Rauch

Sie befanden sich nun in jenen Tagen und Wochen, von denen Thomas so oft schon gesprochen hatte, es wäre die große, freie Zeit zwischen Ernte und Ernte, und er freue sich auf sie. Ursula sah ihn jetzt häufig, er klopfte bei ihr an oder pfiff vom Garten aus vor ihrem Fenster ein munteres Signal, welches er ihr später als irgendein militärisches Zeichen deutete. Sie wanderten dann oder ritten gemeinsam, Ursula lernte viel Neues hinzu, und nun war es auf einmal an ihr, sich über die Kürze der Tage, über die schnelle Zeit zu verwundern. Manches von ihren täglichen Gewohnheiten mußte sie versäumen, und sogar der Ratschwanz kam zu kurz. Einen Brief hätte sie schreiben müssen, da die Mutter so danach verlangte, aber nur zu einer Postkarte reichte es ihr. Darauf teilte sie der Mutter mit, daß hier in Birkenstein alles verzaubert wäre.
Woher es nun käme, daß sie zum Schreiben nie die Zeit fände, sie wüßte es nicht; denn eigentlich faulenze sie den ganzen Tag. Gezaubert würde hier auf die mannigfachste Weise, nachts sei es der Mond, am Tage die Sonne; aber fragen müsse sie die Mutter doch ob folgender Umstand wohl Anlaß zur Bedenklichkeit gäbe: ein neues Pferd sei plötzlich da, auch ein Sattel und eine ganz und gar neue Trense, wo das alles vorher noch nicht dagewesen wäre. Thomas aber sei gewiß doch kein reicher Mann, sondern von mancherlei Schwierigkeiten, so vom Getreidehändler verfolgt, und — man denke sich dies! — die neue, noch nicht gemähte, noch nicht einmal ausgereifte Ernte gehörte nicht mehr ihm! Die Mutter möge einmal offen darüber schreiben, nicht allein an Ursula, sondern, wenn das anginge, auch an Thomas selbst. Denn sie, ein junges Mädchen und ein Gast, könne ihn doch nicht auffordern, sparsam zu sein. Auch dächte wohl der Thomas dann gar, daß Ursula allerhand Törichtes dächte, zum Beispiel das: er habe ganz allein für sie den Sattel gekauft und ein neues Pferd. Wie müßte sie sich dann schämen.
Die Mutter erwiderte darauf in einem längeren Brief, es ginge ihr noch ordentlich, wenn es auch schwer wäre, so allein zu sein; aber das wäre nun einmal ihr Los. Wie sie erzählte, zwischen ihren Zeilen bald heiter, bald betrübt, war es mit der Frau Queck noch erträglich, obwohl sie ihre Launen hatte; ernster stand es hingegen um die Wohnungsmiete, da sie schon wieder erhöht worden war. An den Abenden kam Herr Prätorius zuweilen, aber selten nur machte er Musik.

Vor kurzem war auch der Lehrer Roland zur Mutter gekommen, hatte eine halbe Stunde bei ihr gesessen, die Hände ineinandergedreht und von allem möglichen gesprochen, unter anderem von Italien. Auch nach Ursula hatte er gefragt, wie es ihr denn ginge, ob sie auch fröhliche Briefe aus den Ferien schriebe. Darauf hatte die Mutter nun erwidern müssen, Ursula schriebe überhaupt nicht, geschweige denn Briefe. Käme nicht ab und an von dem Herrn, der in großmütigster Weise das Kind bei sich aufgenommen habe, eine Nachricht, so wüßte die Mutter nicht, ob Ursula noch am Leben wäre. Das sei so der Töchter Art. — Dann war Doktor Roland wieder gegangen, die Mutter hatte sich den Kopf darüber zerbrochen, warum er wohl zu ihr gekommen wäre, es sei denn, um über Italien mit ihr zu sprechen.

In einem Nachsatz schrieb die Mutter: „Ganz gewiß hat Thomas nur darum ein neues Pferd gekauft, weil er ein solches braucht. Er wird wissen, was er tut. Glaube du das!" —

Noch am gleichen Tage stellte Ursula an Thomas die Frage: „Wo kommt der braune Hans her?"

„Wer ist der braune Hans?"

„Nun, das kleine Pferd, auf dem ich reite."

Ach, dieses Pferd meinte sie! Der Name Hans war sehr häufig, und Thomas hatte sich nicht so schnell erinnern können. „Der war doch immer da", antwortete er.

Nein, Ursula erwiderte gekränkt, daß sie alle Pferde in Birkenstein längst kenne, der braune Hans wäre von Anfang an nicht unter ihnen gewesen.

Da gestand Thomas also ein, daß er ihn kürzlich erst gekauft habe. Es fehlte nämlich zur Ernte noch an einem einzelnen Pferde, das zu nichts weiter dienen mußte, als um beim Einfahren den Wagen von Stiege zu Stiege vorzurücken, während die Gespanne zum Hofe gingen. „Fragen Sie nur noch", schloß er in scherzhaftem Zorn, „wie teuer es war und woher ich das Geld genommen habe! Dann schlägt aber ein Donnerwetter drein."

„Fertigmachen!" kommandierte er, und dann ritten sie gemeinsam hinaus. Ursula mißtraute ihm nun nicht mehr. Sie genoß aufs neue das Reiten, da sie sich schon sicherer fühlen durfte, und auch die große, freie Zeit. Von dieser sprach Thomas, es wäre so die mächtige Pause im alljährlichen Kampf, und jeder müsse sie auf seine Weise verstehen. Die Bauern aus dem Dorf ließen die Gespanne im Stall und gingen hinaus, mit Spießen und Hacken gegen das Unkraut zu kämpfen. Abends schritten sie dann den Grenzrain hinab und schauten in den Roggen, der in seiner Höhe schon nachließ, weil die reifenden Ähren sich neigten. Sie sahen auch nach dem aufschießenden Hafer und den erblühenden Kartoffeln. Ob schnell oder behindert, es wuchs jetzt um diese Zeit, wie es wuchs, und reifte je nach den Graden der Sonne. Zu tun war daran nichts, man mußte warten und auf jede mögliche Weise zufrieden sein.

Die Bauern, sagte Thomas, ließen den Herrgott jetzt sorgen und sprächen, das sei so recht seine Zeit. Kein Menschentun könne ihm jetzt, die Ernte betreffend, ins Handwerk pfuschen; sie würde ausreifen in höchster Fruchtbarkeit oder in grauenhafter Dürre verbrennen oder von Unwettern zerschlagen werden, ganz wie er es wolle. „Manche lieben diese Zeit", schloß Thomas, „wo man so gar nichts mehr machen kann. Wo man guten Glaubens umhergehen und sein Gewissen bereinigen soll. Ich liebe sie nicht, ich bin zu ungeduldig. Darum reite ich jetzt gern, möglichst viel Galopp." —

Lulu von Strauß und Torney

Walther G. Oschilewski

1873 — 20. September — 1933.

Wenn man dieser ungewöhnlichen Frau in ihrer menschlichen Güte und künstlerischen Wesenhaftigkeit, die als Lebenskameradin des unvergessenen Jenenser Kulturverlegers Eugen Diederichs die eigene geistige Entwicklung des Verfassers dieses Aufsatzes verursachen half, gerecht werden wollte, müßte man von persönlichen, nicht mehr auszulöschenden Erlebnissen berichten. Das ist nun nicht Aufgabe dieser Würdigung, die anläßlich des 60. Geburtstages das künstlerische Lebenswerk der Dichterin weiteren Kreisen in Erinnerung rufen soll. Dieses Werk liegt vor uns in zehn Büchern, und

es ist in seiner glaubensstarken, lebenszeugenden Vitalität von so sprachgewaltiger und heroischer Mächtigkeit, daß sich die heutige Generation der nachdauernden Wirkung dieser Schicksale blut- und erdgebundener Gestalten und Volksbewegungen nicht mehr entziehen kann. Viele Menschen unserer Zeit sind durch vielerlei Ursachen, die hier nicht näher erklärt werden können, der inneren Aufnahmewilligkeit eines so wenig selbstgefälligen Werkes, wie es das von Lulu von Strauß und Torney darstellt, entwöhnt worden. Sie hat es den Lesern nicht leicht gemacht, den Weg zu ihm zu finden; Ruhe, Sammlung und Bereitschaft sind notwendig, um es sich innerlich zu erobern. Aber gerade der tiefe Ernst ihrer künstlerischen Bemühungen und der harte, unerbittliche Lebenswille ihres Schöpfertums entheben ihre großgeformten Balladen, Erzählungen, Romane und kulturgeschichtlichen Darstellungen dem landläufigen literarischen Betrieb der Phraseure, Schaumschläger, Techniker und Epigonen. Je schwerer sie es uns gemacht hat, desto machtvoller, erneuernder lebt in uns das Erlebnis fort.

Ihr Lebenswerk, das nicht abgeschlossen ist, wie wir wünschen möchten, ist nicht im Raum einer kurzen Anzeige zu umschreiben. Es ist vielfältiger, reich an inneren Gewichten, von wahrheitssuchendem Menschentum durchströmt, als es dieser Aufsatz sichtbar machen könnte. Wenn es dennoch versucht wird, so um die menschliche und volkhafte Kraft ihrer Dichtungen wenigstens andeutend verständlich zu machen.

Lulu von Strauß und Torney ist in erster Linie als Balladendichterin großen heroischen Stils bekannt geworden, daran die Literaturgeschichten nicht ganz unschuldig sind. Das soll im wesentlichen gar nicht bedauert werden, ist doch aber dadurch ihrer epischen Gestaltungskunst nicht die gleiche sichtbare Wirkungsmöglichkeit im Bewußtsein der sich der Literatur anteilig fühlenden Menschen erschlossen worden. Man spricht allerorts von der Balladendichterin, der neben Börris von Münchhausen und Agnes Miegel der Ruhm als Wiedererweckerin der männlichen Form der Ballade zukommt, und erst in einem gewissen Abstand von der Verfasserin schwerblütiger Bauern- und Volksromane. Diese stehen ebenbürtig in ihrer prachtvollen Geschlossenheit neben den sieghaft-adligen Balladen und den lyrischen Gedichten von klangvoller und strengfarbener Schönheit, die in der jetzigen Gesamtausgabe „Reif steht die Saat" gesammelt sind, ja, sie sind wie diese von gleicher volkshafter Sinnfälligkeit und sprachlicher Dynamik. Ihre ersten Dorfgeschichten aus dem Weserland der Gegenwart („Bauernstolz") sind Balladen in Prosa, knapp und herb mit suggestiver Eindringlichkeit erzählt. Dieser Lebenswelt ihrer niederdeutschen Heimat (sie ist in der kleinen vormaligen Residenz Bückeburg im Lipper Ländchen am 20. September 1873 geboren) ist sie treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Niederdeutsches Volks- und Menschentum in seiner dämonischen, naturgebundenen Erdhaftigkeit, die unzähligen Tragödien selbstverschuldeter und unabänderlicher Schicksale sind die Erlebnisinhalte aller ihrer wesentlichsten Dichtungen. Im „Hof am Brink" (wie alle ihre Bücher im Verlag Eugen Diederichs, Jena, erschienen) gewittert auf dem chaotischen Schauplatz des dreißigjährigen Krieges der verzweifelte Kampf eines armen Dorfes und seiner Bewohner gegen Marodeure und Soldaten. Hier kündet sich schon die dramatische Wucht in der Gestaltung der Geschehnisse und Schicksale an, die in dem soeben in neuer gestraffter Ausgabe erschienenen aufrührerischen Bauernroman „Judas" zu atemraubender Intensität gesteigert ist. Ihr bekenntnishaftestes Werk ist der große Glaubensroman „Lucifer", dessen menschliche Wahrhaftigkeitsidee jedem Leser die ewige Frage nach dem Ursprung des Bösen vorlegt, das nach der alten Lehre der Manichäer ebenso wie das Gute aus Gott sein soll. In der Verkörperung eines junkerlichen Mönches wird der prüfungsschwere Kampf des Menschen, der um die Freiheit der Persönlichkeit mit dem Dogma (der Kirche) ringt, personifiziert, ein Kampf, der die sektiererischen Oldenburger Bauern gegen ihre adligen Unterdrücker führt. Im Rahmen der historischen Szenenfülle, die aber aus der geschichtlichen Vergangenheit ins Überzeitliche hinausgewachsen ist, wird ein Einzelschicksal zur kollektiven Tragödie. In dem gewitterschwülen Roman aus der münsterischen Wiedertäuferzeit „Der jüngste Tag" mit seinen holzschnitthaften Gestalten wiegt Lulu von Strauß und Torney auf der Waage ihres Herzens Schuld und Sühne eines gespensterhaften Geschehens. Die groteske Tragödie eines Bauernpropheten und einer religiös verwirrten Dorfgemeinde wird in erdschwerer Plastik vor uns aufgerichtet. Dieser aus intuitiver und visionärer

Kraft 1921 erstmalig erschienene Roman ist bis heute ihr letztes großes episches Werk geblieben. Eine westfälische Volkserzählung aus notvoller Franzosenzeit „Auge um Auge", dem vergriffenen Novellenband „Sieger und Besiegte" entnommen, ist soeben als billige Sonderausgabe neu erschienen.
Aus dem eigentlichen Bezirk der dichterischen Bemühungen hinausweisend, sind uns in der letzten Zeit noch einige weitere Bücher von der Dichterin geschenkt worden. Nachdrücklichst sei auf die beiden im Rahmen der monumentalen Buchreihe „Deutsche Volkheit" erschienenen Bände: „Das Leben der heiligen Elisabeth" und „Deutsches Frauenleben zur Zeit der Sachsenkaiser und Hohenstaufen" verwiesen. Es sind dies Zeitbilder und kulturgeschichtliche Darstellungen von großer, künstlerischer Eindringlichkeit und erlebnisreicher Lebensnähe, die von der tiefen Menschlichkeit und Gottesfreudigkeit der Volksheiligen Elisabeth und von der seelischen Entfaltung der Frau im Mittelalter erzählen. Der Lebensumwelt ihrer Stammheimat organisch verwandt ist die Lebensgeschichte ihres Großvaters Ludwig von Strauß, der als Dichter, Gelehrter und Politiker zu den schöpferischsten und charaktervollsten Persönlichkeiten seiner Zeit gehörte („Vom Biedermeier zur Bismarckzeit", aus dem Leben eines 90jährigen). Sie ist von Lulu von Strauß und Torney liebevoll und in schöner Anschaulichkeit aufgeschrieben worden. Die wahrheitssuchende Aktivität dieses ungewöhnlichen Mannes von universaler Bildung und tiefreligiösem Verantwortungsbewußtsein scheint uns als Erbgut auch in seiner Enkelin lebendig zu sein, für deren dichterisches und darstellerisches Werk wir ihr an ihrem 60. Geburtstag unsere tiefe Dankbarkeit bezeugen möchten.

Die Lage der Welt

Oswald Spengler

Nachstehend eine kurze Probe aus Spenglers bedeutsamer Broschüre „Jahre der Entscheidung" (Beck, München).

Was die augenblickliche Weltlage betrifft, so sind wir alle in Gefahr, sie falsch zu sehen. Seit dem Amerikanischen Bürgerkrieg (1865), dem Deutsch-französischen Krieg (1870) und der viktorianischen Zeit hat sich bis 1914 ein so unwahrscheinlicher Zustand von Ruhe, Sicherheit, friedlichem und sorglos fortschreitendem Dasein über die weißen Völker verbreitet, daß man in allen Jahrhunderten vergebens nach etwas Ähnlichem sucht. Wer das erlebt hat oder von anderen davon hört, erliegt immer wieder der Neigung, es für normal zu halten, die wüste Gegenwart als Störung dieses natürlichen Zustandes aufzufassen und zu wünschen, daß es „endlich einmal wieder aufwärts" gehe. Nun, das wird nicht der Fall sein. Dergleichen wird nie wiederkommen. Man kennt die Gründe nicht, die diesen auf die Länge unmöglichen Zustand herbeigeführt haben: die Tatsache, daß die stehenden und immer wachsenden Heere einen Krieg so unberechenbar machten, daß kein Staatsmann mehr einen zu führen wagte; die Tatsache, daß die technische Wirtschaft sich in einer fieberhaften Bewegung befand, die ein rasches Ende nehmen mußte, weil sie sich auf rasch hinschwindende Bedingungen stützte; und endlich die Tatsache, daß durch beides die schweren ungelösten Probleme der Zeit immer weiter auf- und den Söhnen und Enkeln zugeschoben wurden, als üble Erbschaft kommender Geschlechter, bis man nicht mehr an ihr Vorhandensein glaubte, obwohl sie in ständig wachsender Spannung aus der Zukunft herüberdrohten.
Einen langen Krieg ertragen wenige, ohne seelisch zu verderben; einen langen Frieden erträgt niemand. Diese Friedenszeit von 1870 bis 1914 und die Erinnerung an sie hat alle weißen Menschen satt, begehrlich, urteilslos und unfähig gemacht, Unglück zu ertragen. Die Folge sehen wir in den utopischen Vorstellungen und Forderungen, mit denen heute jeder Demagoge auftritt, Forderungen an die Zeit, die Staaten, die Parteien, vor allem „die anderen", ohne an die Grenzen des Möglichen, an Pflichten, Leistungen und Entsagungen auch nur zu erinnern.
Dieser allzu lange Friede über dem vor wachsender Erregung zitternden Boden ist eine furchtbare Erbschaft. Kein Staatsmann, keine Partei, kaum ein politischer Denker steht heute sicher genug, um die Wahrheit zu sagen. Sie lügen alle, sie stimmen alle in den Chorus der verwöhnten und unwissenden Menge ein, die es morgen so und

noch besser haben will wie einst, obwohl die Staatsmänner und Wirtschaftsführer die furchtbare Wirklichkeit besser kennen sollten. Aber was für Führer haben wir heute in der Welt! Dieser feige und unehrliche Optimismus kündet jeden Monat einmal die „wiederkehrende" Konjunktur und Prosperity an, sobald ein paar Haussespekulanten die Kurse flüchtig steigen lassen; das Ende der Arbeitslosigkeit, sobald irgendwo hundert Mann eingestellt werden, und vor allem die erreichte „Verständigung" der Völker, sobald der Völkerbund, dieser Schwarm von Sommerfrischlern, die am Genfer See schmarotzen, irgendeinen Entschluß faßt. Und in allen Versammlungen und Zeitungen hallt das Wort Krise wider, als der Ausdruck für eine vorübergehende Störung des Behagens, mit dem man sich über die Tatsache belügt, daß es sich um eine Katastrophe von unabsehbaren Ausmaßen handelt, die normale Form, in der sich die großen Wendungen der Geschichte vollziehen.
Denn wir leben in einer gewaltigen Zeit. Es ist die größte, welche die Kultur des Abendlandes je erlebt hat und erleben wird, dieselbe, welche die Antike von Cannä bis Aktium erlebt hat, dieselbe, aus der die Namen Hannibal, Scipio, Gracchus, Marius, Sulla, Cäsar herüberleuchten. Der Weltkrieg war für uns nur der erste Blitz und Donner aus der Gewitterwolke, die schicksalsschwer über dieses Jahrhundert dahinzieht. Die Form der Welt wird heute aus dem Grunde umgeschaffen wie damals durch das beginnende Imperium Romanum, ohne daß das Wollen und Wünschen „der meisten" beachtet und ohne daß die Opfer gezählt werden, die jede solche Entscheidung fordert. Aber wer versteht das? Wer erträgt das? Wer empfindet es als Glück, dabei zu sein? Die Zeit ist gewaltig, aber um so kleiner sind die Menschen. Sie ertragen keine Tragödie mehr, weder auf der Bühne noch in Wirklichkeit. Sie wollen das Happy end flacher Unterhaltungsromane, kümmerlich und müde, wie sie sind. Aber das Schicksal, das sie in diese Jahrzehnte hineingeworfen hat, packt sie beim Kragen und tut mit ihnen, was getan werden muß, ob sie nun wollen oder nicht. Die feige Sicherheit vom Ausgang des vorigen Jahrhunderts ist zu Ende. Das Leben in Gefahr, das eigentliche Leben der Geschichte, tritt wieder in sein Recht. Alles ist ins Gleiten gekommen. Jetzt zählt nur der Mensch, der etwas wagt, der den Mut hat, die Dinge zu sehen und zu nehmen, wie sie sind. Die Zeit kommt — nein, sie ist schon da! — die keinen Raum mehr hat für zarte Seelen und schwächliche Ideale. Das uralte Barbarentum, das jahrhundertelang unter der Formenstrenge einer hohen Kultur verborgen und gefesselt lag, wacht wieder auf, jetzt, wo die Kultur vollendet ist und die Zivilisation begonnen hat, jene kriegerische gesunde Freude an der eigenen Kraft, welche das mit Literatur gesättigte Zeitalter des rationalistischen Denkens verachtet, jener ungebrochne Instinkt der Rasse, der anders leben will als unter dem Druck der gelesenen Büchermasse und Bücherideale. Im westeuropäischen Volkstum lebt noch genug davon, auch in den amerikanischen Prärien und darüber hinaus in der großen nordasiatischen Ebene, wo die Welteroberer wachsen.

Meyers Lexikon, Band 15

Der 15. Band von Meyers Lexikon ist erschienen. Dieses großartige Werk deutscher Wissenschaft und verlegerischer Leistung ist damit abgeschlossen. Unmittelbar nach dem Ende der Inflation als erstes deutsches Nachkriegslexikon begonnen, war Meyers Lexikon mannigfachen Anfeindungen seitens der Linkspresse ausgesetzt. Der Verlag hat vorbildlichen Mut bewiesen, indem er von keinerlei Angriff sich beeinflussen ließ und die Arbeit seines Lexikons in wissenschaftlicher Sauberkeit und bestem vaterländischen Geiste durchhielt. Dieser aktive Kampf eines der ersten deutschen Verlagshäuser gegen alle Zersetzungen und Übergriffe des liberalistischen Zeitgeistes erlebt nun schönste Rechtfertigung: der 15. Band, das nunmehr vollende Werk des Großen Meyer kann der Öffentlichkeit eines neuen Deutschland vorgelegt werden, dessen Geist und Wille genau dem entspricht, was vom ersten Bande an der Arbeit dieses ersten deutschen Nachkriegslexikons den Sinn gegeben hat.
Dieser 15. Band enthält Ergänzungen zu den Stichworten „Laichzeit—Zz"; und wo auch immer man aufschlägt, ist man verblüfft von der Exaktheit der Angaben und der Nachträge bis zum neuesten Datum. Wir finden auf einer Spezialtafel den Reichshaus-

halt bis einschl. 1933, unter Reichsgericht bereits eine Angabe des Gesetzes vom 17. 12. 32 betr. Stellvertretung des Reichspräsidenten, fast eine volle Seite Details über die Konferenz von Ottawa usw. Hochwertig wie in den früheren Bänden sind wiederum die zahlreichen, teils farbigen Bildtafeln, Karten usw.
Das Überraschendste aber stellt der Anhang dieses Schlußbandes des Großen Meyer dar: auf den Spalten 1389 bis 1424 wird im Anschluß an eine „Geschichte des Deutschen Reiches 1932—33“ eine bis ins Detail vollständige Darstellung der nationalen Revolution und der durch sie bestimmten Änderungen auf allen Lebensgebieten geboten. Die darin verzeichneten Reichsgesetze enden mit dem landwirtschaftlichen Entschuldungsgesetz vom 1. Juni 1933. Größere Vollständigkeit, lebendigere Zeitnähe ist nicht vorstellbar.
Möge das neue Deutschland den unersetzbaren Wert dieses Großen Meyer erkennen und durch weiteste Verbreitung würdigen. Allen böswilligen Verleumdungen, die die Welt gegen den Geist des neuen Deutschland erfüllen, lassen sich aufs realste widerlegen durch diese Großleistung deutscher Verlagsinitiative, die ihresgleichen in keinem anderen Lande der Welt hat und deren Bände Seite um Seite die unbestechliche Sauberkeit und Gründlichkeit deutscher Wissensforschung und ihrer lebendigen Nutzbarmachung dokumentieren.

Karl Rauch

Der Ausgabe A dieses Heftes liegt die Beilage „Das Gedicht“ Nr. 6 bei. Wir veröffentlichen darin Lyrik von Wilhelm Lehmann.

Herausgeber: Karl Rauch, Berlin-Halensee.
Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, Berlin-Halensee.

Schriftleitung: Walther G. Oschilewski, Berlin-Halensee.

Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfg., Jahresbezug bei 12 Heften RM. 5.80.

Für die Tschechoslowakei und Österreich: Herausgeber und verantwortlich Ed. Kaiser, St. Georgenthal bei Warnsdorf, Verwaltung Niedergrund bei Warnsdorf.

Druck: Buchdruckerei Emil Herrmann sen., Leipzig C 1, Gutenbergstr. 5.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

★ 1933 · 18. Jahrgang · Heft 11 ★

Der Dichter und die Zeit

Ernst Wiechert

Es ist vor vierzig Jahren geschehen, als ich ein Kind war, und vielleicht war es eine Nichtigkeit. Wir feierten ein Sommerfest in unseren Wäldern, Verwandte und Freunde, und am Abend fuhren wir in vielen Booten über einen dunklen See. Die Boote trugen Papierlaternen, die jungen Mädchen sangen zweistimmige Lieder, und mein Onkel, den sie den „Grafen" nannten wegen seines Leichtsinns, jagte eine Rakete nach der andern zu den Sternen hinauf. Die Boote fuhren hintereinander, und so kamen sie auch an einem Fischer vorbei, der auf dem dunklen Wasser seine Netze auslegte. Er sah nicht auf. Seine Hände hielten das graue Garn und ließen es langsam über den Bootsrand gleiten. Sein Haar war weiß, seine Schultern gebeugt, und er war wie ein Fremdling neben unserem lärmenden Fest. Aber als unser Boot in seiner Höhe war, hob er einmal seine Augen und sah uns an, mit einem kühlen, fernen und ganz stillen Blick. „Mutter", fragte ich, „was tut der Mann?" „Er fängt die Fische für die Speisung der Fünftausend", erwiderte meine Mutter.

Ich habe das nie vergessen, weder die leise Scham, die ich fühlte, noch die fast heilige Ehrfurcht vor dem Bild dieses fremden Mannes, nach dem ich mich lange zurückwendete. Und heute, da ich nach einem Bild für das suche, was ich sagen möchte, fällt es mir wieder ein. „Er fängt die Fische für die Speisung der Fünftausend." Ist das nicht ein schönes Bild für den Dichter unter den Völkern? So rauscht es wohl an ihm vorbei, die Feste der Menschen wie ihre Niederlagen, ihre Beugungen wie ihre Revolutionen. Und mitunter hebt er den Blick und sieht das alles an, einen fernen und ganz stillen Blick. Geht es ihn nichts an? Ist er ein Fremdling seiner Zeit? Ach nein, so ist es nicht. Aber es ist wohl so, daß er alles dieses schon in sich getragen hat, lange bevor es äußerlich geschah. Die Laternen und die Lieder, die Feste und die Niederlagen, die Beugungen und die

Revolutionen. In den Schicksalen seiner Menschen ist dies alles schon gewesen, ausgefochten und durchgekämpft, gereinigt und verklärt. Er hat das Licht gedämpft wie die Traurigkeit. Er hat das Meer der Zeitlichkeit in seinen Händen geballt, so lange bis es zu einem winzigen Tropfen der Ewigkeit wurde. Und unter allen lauten Worten und Liedern des Tages sucht er nach dem Stillen und Unvergänglichen, nach der Speise für die Hungernden, die er noch satt machen soll, wenn alle Worte und Lieder verrauscht sind.

Der Dichter in der Zeit? Er ist wie einer, der sein Boot anhängt an den lärmenden Zug und seine Netze vergißt, mit denen er Speise fangen wollte. Aber der Dichter in der Ewigkeit, so klein sie auch sei, das ist er, auf den die Hungernden warten. Oder sollte kein Hunger nach Ewigem sein in unsrer Zeit? Ist es euch nicht aufgefallen, wie viele Schweigsame es gibt in unsrem Lärm? Wie viele, die keine Zeitung mehr aufschlagen wollen, weil es ihnen graut vor der servilen Geläufigkeit ihrer Hymnen? Die ihren Radioapparat verstauben lassen, weil es ihnen graut vor der falschen Pathetik seiner Ätherstimme? Die in kein Theater und kein Lichtspielhaus mehr gehen, weil es ihnen graut vor den mißbrauchten Bildern Schlageters und Horst Wessels? Die kein Buch mehr kaufen wollen, weil es ihnen graut vor den Umschlägen und Titeln und Lobpreisungen beflissener Verleger?

Ja, sehr viele Schweigsame gibt es in unserm Lärm. Die nicht abseits stehen möchten, weil ihres Volkes Schicksal auf eine brennende Weise ihr eigenes Schicksal ist. Aber die abseits stehen müssen, weil sie so erzogen sind, daß Hochzeiten und Begräbnisse stille Dinge für sie sind, und das Stillste unter allem eine Auferstehung. Wenn der Stein von einem Grabe gewälzt wird, so mögen wohl die Kinder und die Vögel lärmen, aber die Dichter heben die Hände vor die Augen, weil nun erscheinen wird, was in Tücher gebunden ist: der Lazarus der Völker. Und während die andern den Erweckten auf die Schultern heben und ihn umhertragen in Lärm und Triumph, gehen sie leise beiseite, zurück zu ihrem stillen Acker, wo das Brot für die Menschen wächst, und sitzen dort nieder, den Kopf in die Hände gestützt, und bedenken, wie der Rausch der Zeit sich verwandeln ließe in ein kleines Wort der Ewigkeit.

Wer hört etwas von den Stillen im Lande zu unsrer Zeit? Von den Carossa, Alverdes, Mechow und Friedrich Schnack? Wer weiß, woran sie arbeiten? Ihre Bücher wachsen wie das Korn auf dem Felde, lautlos und ungepriesen, und was über ihre Halme geht, ist nicht der Lärm der Zeitungen oder der Ruhm der Akademien, sondern Sonne und Regen und Wind. Und diese fallen aus Gottes Hand statt aus der Hand der Menschen. Ja, sie sind die Bewahrer des Ewigen in unsrer Zeit, und ein Buch aus ihrer Hand ist wie das, wonach der Fischer meiner Kinderzeit seine Netze auswarf: Speise für die Sättigung der Fünftausend.

Es wird die Zeit kommen, in der das deutsche Volk müde sein wird, sich von dem zu nähren, was die Händler der Revolution als Brot verkaufen, und in der es nach dem verlangen wird, was seine Seele allein sättigen kann. Dann werden die Dichter der Stille aufsteigen aus ihrer Einsamkeit, wie die ernsten Tannen aufsteigen aus den Wäldern, in denen das Laub fällt. Und es wird wieder Raum sein für das Unvergänglichste, das ein Volk erzeugen kann: für die Bücher, bei

denen man nicht weiß, ob die Propheten sie geschrieben haben oder die Kinder. Deren Titel und Einbände still sind wie die Frauen, die graue Kleider tragen, aber aus deren Worten die Liebe leuchtet, von der gesagt worden ist, daß sie nimmer aufhöre.

Im Waldlager

Karl Rauch

Nachstehend veröffentlichen wir ein Probekapitel aus Karl Rauchs Wandervogel-Jugendbuch, das unter dem Titel „Weit laßt die Fahnen wehen ...!" demnächst im Verlag Georg Westermann, Braunschweig, erscheint (Leinen 2,40 M.).

Dämmerung lag noch ringsum, als die Wachen Harald weckten, der von gesundem Schlaf tief umfangen neben Rudolf im Häuptlingszelte ruhte. Rasch sprang er auf, tappte mit den anderen der Patrouille zugeteilten Jungen zum See, um sich zu erfrischen. Dann ging's fort durch das erwachende Grün des Waldes. Tauperlen blitzten von Ästen und Blättern. Edgar, der die Streife führte, erklärte ihnen mit knappen Worten, daß die feindliche Abteilung, da sie von Magdeburg komme, von Norden her angerückt sein müsse. Da gab es keinen anderen Zugang als den auf dem Elbedeich entlang. An der Stelle, wo sie den Deich verlassen haben, müsse man im Gras noch Spuren finden. Vorsichtig schleichend spähten sie am Fuß des Walles hin. Nach zwanzig Metern schon stießen sie auf eine frische, deutlich erkennbare Spur. Vom Walle aus führte sie zwischen zwei kleinen Teichen hindurch zum Walde. Man belächelte die Unvorsichtigkeit des Gegners und folgte dem Lauf der Spuren. Da — eben bogen die Kundschafter um eine Waldecke — o heilige Einfalt! — dicht vor ihnen war ein Junge des feindlichen Lagers arglos dabei, Holz zu sammeln. Ein paar gewandte Sätze Edgars! Des Gegners Aufschrei war erstickt! Schnell das Totem entrissen und dann auf Umwegen rasch, aber vorsichtig, zurück! Die Gegend des feindlichen Lagers war entdeckt. Ein schneller, staunenswert rascher Erfolg!

Im eigenen Lager herrschte vorsichtig stilles, doch bewegt frohes Treiben. Die ganze Besatzung tummelte sich badend im See. Ein altes morsches Floß diente als Sprungbrett. Wachen waren nach allen Richtungen ausgestellt, um beim etwaigen Nahen der Gegner zu alarmieren.

Edgar meldete Rudolf das Ergebnis der Streife, dann entkleidete auch er sich rasch mit Harald und den übrigen. Bald erfreuten auch ihre nackten Leiber sich plantschend, schwimmend, spritzend der belebenden Frische des Wassers. Die Sonne warf ihre spielenden Strahlen durchs Laubgeäst auf die bewegte Fläche des Sees und freute sich des schönen Bildes, das die entfesselte Nacktheit der ausgelassen tobenden Jungenschar bot. Eichhorn, stolz darauf, daß eifriges Üben an den sommerlichen Tagen des vergangenen Jahres ihn zum kühnen Schwimmer gekräftigt hatte, forderte Harald zum Durchschwimmen des Sees bis zum jenseitigen Ufer heraus. Der zierliche Heideknabe würde rasch hinter ihm zurückbleiben, meinte er wohl und freute sich schon seines Triumphes. Verfrüht, denn als sie eben vom Ufer abgestoßen waren, sprang Banäuschen steil gereckten Leibes ihnen nach, kam nach jähen Stößen drüben als erster an und empfing Harald, der keuchend aber wacker zweiter wurde, mit indianischem Freudengeheul und

wasserspritzendem Getrampel. Eichhorn, um eine Nasenlänge zu spät, landete als letzter und zog kleinlaut Leine.

Verdammt, wo der Harald in der Heide das Schwimmen gelernt haben mochte! — Dem aber tat die frische Lebendigkeit Banäuschens wohl. Sie tobten sich jagend eine Weile am Ufer entlang, warfen sich dann auf den Rücken in die Flut und ließen sich so mit kurzen regelmäßigen Stößen nebeneinander treiben, blickten hinauf ins Blau des Himmels, ins Grün des Waldes und das maifrohe Glitzern der Sonne.

„Ich zeig dir was", rief Banäuschen, als sie wieder am Ufer standen und mit rhythmischem Armeschlagen des Wassers silberhelle Perlen sich vom Leibe spritzten. Harald erfaßte gern die dargereichte Hand des anderen und spürte beglückt, daß dieser muntere Bursche, den er schon von der österlichen Heidefahrt der Dessauer besonders gern leiden mochte, in den an sich bedeutungslosen Zuruf die deutliche Wärme einer freundschaftlichen Werbung legte. Den kecken, übermütigen Stadtjungen hinwiederum mochte die träumerische Naturhaftigkeit des Heideknaben anziehen. Ihm, der das Stadtleben wie eine grausame Fessel empfand, der er bei jeder Gelegenheit zu entrinnen strebte, erschien Haralds stilles, lauschendes Wesen wie ein Stück jener freien Wildnis, die er inbrünstig liebte, wo immer sie ihm begegnete. Hier war ein Kamerad nach Hans Banäuschens Herzen! Mit dem wollte er sein Geheimnis teilen, das er allen anderen verborgen hielt! So führte er denn Harald, der willig dem Zuge seiner Hand folgte, durch Unterholz und Schilf, das die noch feuchten nackten Körper der beiden leicht und zärtlich streifte, seitab zu einer Ausbuchtung des Sees, die zum Lager hin durch dichte Weidenbüsche verdeckt war.

„Sieh hier! Das zeig ich nur dir! Kein anderer soll's wissen! Hier wohnt der Fischotter! Ich hab's vorhin entdeckt. Das soll unser Geheimnis bleiben!"

Haralds spähender Blick folgte dem ausgestreckten Arm des Sprechers. Deutlich erkannte er die weiten Aushöhlungen, die das geschickte, jagende Tier zwischen den knorrigen Wurzeln der Weiden kunstvoll gebaut hatte. Hans setzte sich auf einen dicken Weidenast, der weit übers Wasser ragte und zog Harald nach, der sich behend an seine Seite schwang. Hans umfaßte mit dem einen Arm Haralds Rücken, und während er sich mit der anderen Hand am Weidengeknorpel festhielt, strampelten und spritzten die beiden vergnügt mit den Füßen im Wasser. Behagliches Räkeln, dann:

„Ich mag dich leiden, du. Gefällt dir's bei uns?"

„Oh, mächtig!"

„Hier im Walde ist's herrlich. Ganz frisch und frei wird man hier. Ich fühle mich immer ganz anders, wenn wir hier draußen sind. Die Stadt ist schandbar."

Da Harald träumerisch schwieg, fuhr Hans fort:

„Immer möchte ich hier leben können. Du! Oder bei euch da oben in der Heide. Erzähl mal! Wenn die Heide blüht, das ganze weite Land in rotem Leuchten! Wie ist das?"

Er sprudelte, erzählte und fragte. Harald plauderte gern von der festlichen Schönheit der blühenden Heideflächen, von seinen Spielen mit Fritz und den anderen Kameraden, vom Vogel Jacob. Hans lauschte. Mehr und mehr träumten die



beiden sich in eine ferne Welt hinein. Wachsende Freundschaft umschloß sie fester und fester.
„Und ist ein See in der Heide? Wo man baden und schwimmen kann? Du schwimmst gut, du! Wo hast — — —"
Krach, patsch!
Das Strampeln und Plantschen war zu toll geworden. Die Last der zwei Jungenkörper hatte den Weidenast gebrochen. Prustend platschten sie ins Wasser, lachten toll und schwammen dann, immer in gleicher Höhe bleibend, nach dem Lagerplatz zurück.
Harald hatte einen neuen Freund gewonnen. Rudolf, der die beiden daherkommen sah, freute sich ihres Bundes.
„He, schnell an die Arbeit! Alle andern sind schon am Schaffen!" rief er ihnen zu und schloß sich dann selbst den zweien an, um am einen Ende des Lagers eine Kochstelle herzurichten.
Die ganze Besatzung war eifrig beschäftigt, das Lager aufzubauen. Vieles ist nötig und will besorgt sein, wenn siebzig Jungen zehn Tage lang abseits menschlicher Wohnstätten im Walde hausen wollen. Einige zogen Gräben, damit bei etwaigen Regengüssen das Wasser einen Ablauf habe und nicht in die Zelte dringe. Andere schnitten Schilfgras und verteilten es in die Zelte, um die Schlafstätten auszupolstern. Vorratskammern mußten gebaut werden, um die Lebensmittel unterzubringen. Trinkwasser wurde von der entfernten Försterei herangeholt. Und ein ganzer Trupp war damit beschäftigt, hinter den Zelten einen Schutzwall von Dornen und Gestrüpp dicht und undurchdringlich aufzutragen — ein Hindernis für feindliche Angriffe.
So verging der Tag. So wuchs die Schar der Jungen zur Spiel-, Kampf- und Lebensgemeinschaft.
Gegen Abend trollten Hans und Harald im Schatten der Dämmerung davon, bogen rings am Ufer des Sees hin und tasteten sich nach jenen Weidenbüschen,

wo ihr vertrauliches Gespräch vorhin ein so jähes Ende gefunden hatte. Sie wollten den Fischotter belauschen. Vorsichtig krochen sie heran, legten sich platt auf den Bauch und reckten die Köpfe lugend durchs Weidengebüsch.
Lange lagen sie so mit verhaltenem Atem. Nichts regte sich. Nur mit Blicken und leichtem Anstoßen der Ellbogen unterhielten sie sich. Über ihnen sang in den Laubkronen der Abend sein träumendes Lied. Der Fischotter ließ auf sich warten. Aber dann hörten sie rechts seitlich ein sägendes Kreischen. Hans hielt den Zeigefinger vor die geschlossenen Lippen. Sie lauschten gespannt. Das Geräusch wurde deutlicher, hielt in regelmäßigem Zuge an. Es kam nur aus wenigen Metern Entfernung. Wenige Minuten darauf vernahmen sie das Aufplatschen eines ins Wasser fallenden schweren Astes oder Stammes.
„Biber bei der Arbeit!" flüsterte Hans, dicht an Haralds Ohr geneigt. Ganz langsam, jeder Neigung des Moosbodens sich anschmiegend, krochen die Jungen der Richtung zu, aus der das Nagen des Bibers vernehmbar klang.
Bald sahen sie zwei der schwerfälligen braunen Tiere mit dem dicken Fischschwanz. Sie sahen aus wie ganz, ganz große Mäuse mit braunem Fell. Auch die starken weißen Sägezähne waren deutlich zu erkennen. Die Biber waren eifrig dabei, einen strammen Weidenstamm ringsum zu benagen, um ihn zu fällen. Lautlos verharrten die Jungen und beobachteten das emsige Schaffen und die geschickten Bewegungen der arbeitenden Tiere.
Des Mondes Silberschein spiegelte sich in der ruhigen, von keinem Lufthauch bewegten Fläche des Sees, als die Jungen zum Lager zurücktappten. Ein Käuzchenruf zerbrach die Stille des Waldes, und lange noch lauschten die zwei den Stimmen der Nacht, ehe sie im Zelt verschwanden.

Karl May, ein deutscher Volksschriftsteller

Otto Eicke

Daß Karl May Volksschriftsteller sein wollte, einer, der für die breite Masse schrieb, um sie zu unterhalten und dabei unauffällig in ihr zu wirken, hat er selber in seinen Werken mehrfach betont. Das lehrt auch ein Blick auf die Stoffgebiete, die er sich wählte, auf die Art seiner Darstellung und auf seinen Stil. In alledem hat Karl May nichts gemein mit jenen sattsam bekannten Nurliteraten, jenen Überästheten des l'art pour l'art, die an Überbewertung der Form kranken und dabei gespreizt, verziert und volksfremd werden. Daß Karl May aber auch ein ausgesprochen deutscher Schriftsteller sein wollte und war, beweist die Wesensart der Männer (auch der Frauen zumeist), die er als Helden und Hauptträger der Handlung vor seinen Lesern erstehen läßt.
Um die Frauen vorwegzunehmen, die bei Karl May bis auf wenige Ausnahmen doch nicht die Hauptrollen spielen, so sei gesagt, daß sie keusch, edel, gemütvoll, aber auch neckisch und schlicht sind, eben echt fraulich. Bisweilen erhebt der Dichter seine Frauengestalten auch zum Rang der Seherinnen, der Künderinnen ewiger Weisheiten, der Priesterinnen höchster Menschheitsideale. Daneben kennt der Volksschriftsteller, dessen Romanhandlungen immer heftig bewegt sind und der die ungekünstelte Schwarz-Weiß-Zeichnung handhabt, das heißt, Gut und Böse scharf herausarbeitet und schroff nebeneinander stellt, natürlich auch das Weib als Teufelin. Was aber durchaus nichts gegen die oben behauptete Wertung der Frau bei Karl May im allgemeinen sagt.
In der Hauptsache sind es die Männer, die in den Erzählungen Karl Mays die Handlung tragen und vorwärtstreiben, und hier nun vor allem erweist sich Karl May in der Formung seiner Helden als deutscher Volksschriftsteller. Old Shatterhand — Kara Ben

Nemsi, der wesentlichste Held aller Bände, auch Winnetou, jene edle Mischgestalt indianischer Rasse und germanischer Prägung, und sogar gewisse Figuren der späteren symbolischen Schriften, wie der Dschirbani und der Fürst von Halihm (Ardistan und Dschinnistan), sind im Grunde ihres Wesens vergleichbar jenen germanischen Recken, von denen das Nibelungenlied erzählt, einem Dietrich von Bern, den Hebbel den furchtbaren Kampf der Rache so beenden läßt: „Im Namen dessen, der am Kreuz verblich!", den Volksrittern des Reformationszeitalters wie Ulrich von Hutten, auch einem Götz von Berlichingen, den großen Streitern des Dreißigjährigen Krieges wie König Gustav Adolf, Bernhard von Weimar u. a. m. und allen wirklich deutschen Männergestalten der Geschichte, zu denen auch ein Bismarck gehört mit seinem trotzigen Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt."

Sie alle weichen dem Kampf nicht aus und zählen die Schar der Feinde nicht. Auch gegen die Übermacht stehen sie unerschrocken und führen die gerechte Sache, für die sie sich selbstlos einsetzen, trotzig und beharrlich zum Sieg. Aber sie kämpfen nicht um des Kampfes willen, auch nicht, um Ruhm zu ernten. Ihr Ziel ist immer die Vernichtung des Bösen, der Schutz des Guten. Ihr Ziel ist immer der Frieden, der nur leider in dieser unvollkommenen Welt nicht ohne Kampf zu gewinnen ist. Im Sieg dann offenbaren diese Helden ihr weiches Gemüt, ihr gutes Herz, ihre deutsche Seele. Was das Schwert (oder bei Old Shatterhand — Kara Ben Nemsi die Faust) zu tilgen übrig ließ, den Haß der Besiegten, der zur Rache drängt, überwinden sie mit der verzeihenden Liebe des Tatchristen. Sie sind ja keine Wüteriche, keine Gewaltmenschen. Sie sind ja keine Barbaren, wenn sie auch im Vergleich zu Männern anderen, etwa romanischen Schlages oder zu den glatten, äußerlich sehr geschliffenen Persern rauh und derb erscheinen. Ganz im Gegenteil. Sie tragen im Herzen die Ehrfurcht vor dem allmächtigen Gott, einen kindlichen Glauben und eine echte Demut. In ihnen wurzelt tief die Liebe zur Natur, zu den Tieren, zu allem, was zart und weich klingt im Lebenslied der Menschheit. Und solche Art ist kerndeutsch.

Daraus ist es zum guten Teil zu erklären, daß Karl May der ausgesprochene Lieblingsschriftsteller weiter Kreise des deutschen Volkes geworden ist, daß sein Name noch heute, zwanzig Jahre nach seinem Tod, genannt wird, wenn von den meistgelesenen deutschen Erzählern die Rede ist. Daraus ist es zum guten Teil zu verstehen, daß Karl May den Wechsel der Mode, der auch am Buchmarkt zweifellos eine Rolle spielt, fast unberührt überdauert hat. Und daraus ist mit Gewißheit zu schließen, daß Karl May und sein Werk im deutschen Volk auch weiterhin wurzeln und leben werden.

„Was geht das uns an!" — Andreas Zeitler

Ein Brief an einen ungeduldigen Leser

Lieber Freund!

Sie sind unlängst, wie ich es Ihnen riet, durch das Land gewandert, das so liebenswert ist, durch Franken, und ehe Sie auszogen, traten Sie nochmals bei mir ein, schon mit gepacktem Rucksack, um ein Buch mit auf die Reise zu nehmen. Ich freute mich dieses Wunsches sehr, weil ich weiß, wie selten ein Mensch Ihrer Art, den der Beruf in der grausamen Eintönigkeit des Angestelltendaseins gefangen hält, sein Verlangen nach geistiger Nahrung an dem Werke eines Dichters befriedigt. Denn ein solches forderten Sie zu meiner heimlichen Freude aufs bestimmteste, wobei Sie nur die Bedingung stellten, es müsse ein heutiges sein. Also gab ich Ihnen Carossas „Arzt Gion" mit auf den Weg, weil ich glaubte, es könne Ihnen unter dem fröhlichen Himmel des Maintales ein guter Gefährte werden. Als Sie zurückkamen, waren Sie, wie ich es erwartet hatte, von dem Lande begeistert und erzählten mir so erfrischt und Ihres eigenen Wesens froh von dem schönen Sommer dieses Jahres, daß ich merkte, Sie hatten keine vergebliche Wanderung gemacht. Das Buch Carossas aber legten Sie mir nur beiläufig auf den Tisch und für meine Frage, ob es Ihnen zugesagt habe, hatten Sie nur die Antwort: Was geht das uns an? Ich wollte damals Ihre festliche Stimmung nicht zerstören und schwieg. Man ereifert sich leicht über Bücher und mei-

stens zu ihrem Schaden. Lassen Sie mich aber heute Ihrer abfälligen Äußerung einige Gedanken entgegenhalten, die mir der Beachtung wert zu sein scheinen. Ich will dabei ganz von der Erzählung Carossas absehen, denn es handelt sich, meine ich, bei uns um eine Gegensätzlichkeit, die nicht auf dieses eine Werk beschränkt ist. Sie schoben gleichzeitig alle ähnlichen Schöpfungen zur Seite. Was geht das uns an? fragten Sie und meinten dabei jene Dichtungen, die ich einmal tagentbunden nennen möchte, weil sie ohne ihre jeweilige Gegenwart undenkbar sind und sich doch von ihr entfernen, indem sie Entlegenes in einer Sprache gestalten, die nicht die des Tages ist. Sie meinten jene Werke, die vielen Deutschlands heimlicher Schatz und ihre schönste Hoffnung sind und zu denen nur gelangt, wer die Mühe nicht scheut, sich selbst zu überwinden.

Ich weiß, lieber Freund, Sie wollen nicht unterhalten, gehetzt, geschmeichelt, gekitzelt werden, Sie wollen die Wirklichkeit. Sie sind hungrig nach ihr. Als Sie zum ersten Male den zum jungen, kräftigen Fluß erstarkten Main aus dem Gebirge in die Ebene hinausstoßen sahen, streiften Sie die Kleider ab, um schwimmend sein Wasser zu fühlen und zu schmecken. Und das Buch soll Ihnen zum magischen Glase werden, an dem Sie ungeduldig schütteln und drehen, damit die Bilder fallen und wechseln, die Ihnen nahe heranrücken, was Ihnen sonst unerreichlich bliebe, nicht zu fühlen, nicht zu schmecken, denn Sie glauben, wie könnte es anders sein, nichts oder nur kümmerlich wenig zu erleben. Ein Verlangen ist in Ihnen, nicht wahr, Sie wissen sich's nicht zu erklären, denn es ist eine Sehnsucht ohne Gegenstand, und sollte man sie zu beschreiben versuchen, müßte man sie dem anderen Drange gleichsetzen, der uns von Kind auf beunruhigt und nicht wieder läßt, ohne daß wir doch je wissen, was zu tun ist: dem Drange, gut zu sein. Beides gehört auch zusammen. Ihr Verlangen nach Büchern, die wahr sind, wie Sie sagen, und Ihr Drang, ein guter Mensch zu sein, ohne ein Heuchler, ein Scharlatan zu werden, sind aus derselben Wurzel. Für Sie gilt also, was nicht für sehr viele gilt. Wenn Sie ein Buch lesen, tun Sie es um eines reinen Gewissens willen.

Unter dieser glücklichen Voraussetzung, die viele Umwege erspart, kann es mir vielleicht gelingen, Ihnen Ihren Irrtum darzulegen, der sich hinter den damals geäußerten Worten verbirgt. Sie sind ihm nicht allein anheimgefallen. Große Teile des Volkes werden, auch heute noch, durch ihn verführt, wie Sie zu denken. Es ist der Irrtum, daß ein Kunstwerk irgendwelcher Art — denn auch für die anderen Künste, für die Malerei, die Musik, die Plastik gilt dies so gut wie für die Dichtung — dem Menschen, der zu ihm hingetrieben wird, keine Antwort zu geben vermöge, wenn es nicht die gleiche Welt in sich enthält, aus der sich sein Fragen herleitet. Es ist, um es mit anderen Worten nochmals zu sagen, der Wahn, daß wir nur dort Bedeutsames erfahren könnten, wo von den Angelegenheiten gehandelt wird, die uns soeben ein Rätsel aufgegeben haben. Das meinen Sie doch, lieber Freund, wenn Sie sagen, was geht uns das an? Was Sie angeht, Sie allein oder viele zusammen — übrigens, verstecken Sie sich nicht vielleicht hinter dem großsprecherischen „uns"?! —, das ist das, nicht wahr, was einem auf den Nägeln brennt, wie es heißt, kurz, die elementare Frage: wie habe ich mich, der Mensch Soundso, auf dieser Erde zu verhalten? Denn Sie wollen ja nicht wissen, wie Sie dies und das einrichten sollen, wie man sein Haus baut, seinen Garten hegt oder sein Geld zweckdienlich anlegt. Dazu hat man Lehrbücher gemacht. Was Sie dagegen suchen und nicht oder nur selten finden, ist ein Lehrbuch der Seele. Wir haben also, wenn wir so miteinander reden, von nichts anderem als von der Seele zu reden. Und nun antworten Sie mir!

Denken Sie, Sie hätten eine Frau, ein liebes, verständiges Wesen, das eins mit Ihnen ist und alle Ihre Hoffnungen, die Sie auf eine Ehe gesetzt haben, erfüllt. Nun stirbt diese Frau, die Ihnen als Mutter noch das Schönste bescheren sollte, jäh an dem Kinde, und Sie sind allein. Was werden Sie in Ihrem Schmerz tun, lieber Freund? Werden Sie klagend beim Nachbar eintreten, der auch unlängst Witwer geworden ist? Vielleicht, aber ihr Schmerz wird Sie nicht lassen, und Sie werden bald wieder gehen. Werden Sie in das Haus des anderen Nachbars gehen, bei dem Frau und Kind gesund am Tische sitzen? Kaum. Sie werden zu sich sagen, im Nachbarhaus zur Rechten und zur Linken finde ich keinen Trost, nur neuen Schmerz, ich will mich vereinsamen, bis ich beider Anblick ertragen kann, ohne zu zittern. Und in der Frühe finden Sie den Berg,

der hinter dem Orte sich erhebt, im rotsilbernen Licht des Morgens, und er ist unsagbar schön. Sie finden eine Blüte, die wie ein Himmelstropfen still in der Vergessenheit wächst, und die Blüte ist auch unsagbar schön. Und während Ihre Gedanken nur aus den beiden Worten Frau und Kind bestehen, wirkt die Schönheit des Berges und der Blüte in Sie hinein, sie kommt zu Ihnen wie die Stimme aus den Lüften, sie macht endlich, daß Sie Ihrer Trauer Herr werden. Nun, zum Ende des kleinen und einfältigen Gleichnisses lassen Sie mich fragen, lieber Freund, was ging den Witwer in seinem Schmerz der Berg und die Blüte an? Nichts?

Ja, nichts nach jener gedankenlosen Meinung, daß uns nur dieses und jenes und zuvor das Allernächste, nicht aber alles etwas anginge. Es ist wahr, daß uns im Leben eines ferner und andres näher liegt, und oft muß es so sein. Es ist aber nicht wahr, daß das ferner Liegende keine Kostbarkeit enthielte, nichts, dessen wir bedürftig sind, um eben reinen Gewissens zu sein.

Sie sind ein ungeduldiger und blinder Leser gewesen auf der Reise, mein Freund. Sie gingen zum Nachbar Witwer, mit ihm zu klagen, und der Berg stand überm Tale und die Blüte wuchs vor der Tür. Sie wollten ein Buch lesen, in dem ein kleiner Angestellter, wie Sie es sind, mit seinem Geschick hadert und im Trostlosen wie der Eingesunkene, der mit dem Moore kämpft, immer tiefer versinkt. Halten Sie mir entgegen, das wäre Wirklichkeit gewesen? Nein, ich streite es Ihnen ab. Ich nenne Wirklichkeit, was wir verloren haben und wovon uns manchmal Kunde wird. Dem einen durch einen Berg, dem anderen durch eine Blüte...

Kommen Sie bald wieder! Es grüßt Sie Ihr Z.

Neue Bändchen der „Kleinen Bücherei"

In den letzten anderthalb Jahren sind uns einige großangelegte, in ihrer Art repräsentative und besonders wohlfeile Buchreihen großen Stils vorgelegt worden, die einer lebendigen Dichtung und schöpferischen Geisteserneuerung dienen. Der Verlag Philipp Reclam hat dem bekannten Unternehmen seiner klassischen Universal-Bibliothek durch die Aufnahme volksverbundener Gegenwartskräfte neue Kreise zu Freunden gewinnen können. Die von Werner Beumelburg umsichtig redigierten und von ihm im Verlag Gerhard Stalling herausgegebenen „Schriften an die Nation" sind in ihrer vaterländischen Gesinnung und geistigen Aktivität, in ihrer einheitlichen und befruchtenden Wirkung als ein bisher notvoll vermißtes Mittel zur Bewußtseinsgestaltung und Sinngebung nationalen und volklichen Schicksals empfunden worden. Vorbild für alle diese Reihenveröffentlichungen ist das großartige, in der Welt einzig dastehende Unternehmen der Insel-Bücherei.

Ein überragendes Zeugnis deutscher verlegerischer Energie und geistiger Zielstrebigkeit ist die „Kleine Bücherei" des Verlages Albert Langen — Georg Müller in München. Umfassen die oben genannten Sammlungen in ihrer Gesamtheit auch Veröffentlichungen aus anderen Geistes- und Kulturbereichen, so beschränkt sich die „Kleine Bücherei" auf den Austrag volksverbundener Dich-

tung. Das Gesamtunternehmen muß in seinem vielfältigen Reichtum an wirklicher Gegenwartsfülle und schöpferischem Menschentum auf das freudigste und dankbarste begrüßt werden. Es dient im wesentlichen nicht der Unterhaltung, sondern weist uns den Weg zu den Quellen lebensvertiefender und lebensbereichernder Kraftströme, die in dieser Dichterfront gesammelt sind. In sorgfältiger Ausstattung und zu dem wohlfeilen Preis von RM. —,80 sind bisher 18 bereits z. T. an dieser Stelle angezeigte Bändchen deutscher und dem deutschen Volkstum wesensverwandter Dichter erschienen. Gewichtige Namen sind darunter; wir nennen nur Paul Ernst, Hamsun, Lagerlöf, Griese, Schäfer, Stehr, Wiechert, Alverdes, Mechow. Jetzt sind uns sechs weitere Bändchen vorgelegt worden, auf die wir hiermit nachdrücklichst hinweisen wollen.

In der meisterhaft erzählten Geschichte „Letzte Nacht" des flämischen Dichters Stijn Streuvels erleben wir das tragische Geschick des Lebensabstieges eines alten Bauernehepaares, das am Weihnachtsabend nach alteingewurzelter Sitte auf den Besuch seiner Kinder und Kindeskinder wartet. Ganz in ihre Einsamkeit verloren sitzen die beiden Alten in ihrem Haus und können den Atem der Stille spüren und alles überdenken, was gewesen ist in einem mühevollen Leben. Und indem sie so dasitzen und warten und noch immer nicht glauben wollen, daß sie schon zu den Vergessenen gehören, beschwört Belle-Roze die Erinnerungen herauf, böse Taten ihres Mannes Domien. Daß sie jetzt so allein wären — ist es nicht die gerechte Strafe, die niemals ausbleibt? Habe er nicht vor einem Menschenalter in einer kalten Nacht seinen eigenen Vater aus dem Haus geworfen? Habe er nicht ein Mädchen, das er zu lieben vorgab, in Kummer und Schande sitzen lassen? Und mußten nicht die Kinder ohne Mitgift und Aussteuer aus dem Hause gehen? Immer habe er doch nur an sich gedacht und an seiner Habe festgehalten. Nie habe sie, Belle-Roze, davon gesprochen, immer alles stillschweigend ertragen. Aber jetzt, wo sie so verlassen sind, muß sie ihn doch daran erinnern. Das Dunkel der Schuld liegt auf ihm. Doch noch immer glaubt der Bauer Domien an die glückliche Einkehr der Kinder, aber sie kommen nicht; sie sitzen auf ihren Höfen und feiern in fröhlicher Geselligkeit das Fest auf ihre Art. Nach Mitternacht brechen dann fremde Leute in das stille Haus, Spitzbuben, die Schränke und Truhen ausrauben. Damit war den Alten das Letzte auch an irdischem Gut genommen, was noch das Gegenwärtige mit dem Vergangenen verbunden hat. Beunruhigt und verzweifelt von der Last der Versäumnisse war es zu spät, um zu bereuen, denn alles ging einem unbarmherzigen Ende zu. Diese Geschichte gnadenloser Tragik wird zu einem Sinnbild unerbittlicher Schuld, die nicht mehr ausgelöscht werden kann und die Streuvels mit seelischer Eindringlichkeit in einer dunkel getönten Sprache vor allen wachen Herzen aufgerichtet hat.

Von gleicher tiefdringender Wirkung, wenn es sich jetzt auch um andere Gegenstände handelt, ist das stille Heldenepos von der Überwindung des Todes, das der 1928 verstorbene feinsinnige Dichter, Essayist und Übersetzer Henry von Heiseler, der dem frühesten Kreise um Stefan George angehörte, zum Verfasser hat. Heiseler, in Rußland geboren, aber geistig und seelisch in Deutschland beheimatet, ist weiteren Kreisen vornehmlich als Dramatiker und Lyriker bekannt geworden. Diese Erzählung „Wawas Ende" aus der Zeit der russischen Revolutionswirren, die als Dokument bezeichnet wird, stellt eine Sonderheit im Schaffen des Dichters dar: sie ist als ein realistischer Rahmenbericht die einzige naturalistische Erzählung, die uns Heiseler hinterlassen hat. Doch ist die beabsichtigte Kunstlosigkeit des Stils von großer seelischer Intensität und Eindruckskraft, zumal erschütternde Erlebnisse den Strom und das Gewicht der Handlung bestimmten. Heiseler unternahm es, am Beispiel eines Einzelschicksals die Schrecken der russischen Umsturztragödie unvergessen zu machen. Er, der selbst Jahre des Leidens durchschritten hat, berichtet von der grausamen Wartezeit eines jungen Fähnrichs auf den Tod, in den er als schuldloses Opfer von den vertierten Henkern getrieben wurde. Wehrlos und in Untätigkeit mußte dieser Tod erwartet werden, und sein Martyrium war nur durch innere Überschau und Selbstbeherrschung zu ertragen. Aber in diesem Kerkererlebnis, schon im herannahenden Schatten des sicheren Todes stehend, wuchs dem Helden, der bisher ein belangloses Dasein gelebt hatte, jene erhabene Größe des Lebens zu, die das Leid und das Ende leicht werden läßt. Heiseler hat dieses eindringliche Dokument tief und innig ins

Menschliche eingebettet, und die Gedanken an ein gutes Sterben in heroischem Stolz und selbstverständlichem Einswerden mit dem Schicksal haben so ergreifende Gestaltung gefunden, daß dieses schlichte Zeugnis seelischer Erhebung lange in unserer Erinnerung bleiben wird.

In Heiselers Herzensdokument wurde der Tod sieghaft überwunden; in dem neuen kleinen Büchlein „Herr Wilhelm und sein Freund" instrumentiert der Elsässer Dichter Eduard Reinacher einen Totentanz, der Himmel und Hölle, Mensch und Tier, Landschaft und Behausung in einem wilden, phantastischen Spiel, zu dem tanzende Skelette die Pauke schlagen, durcheinanderwirbelt. Der Tod mit der Sense des Wehs wird zum ungeladenen Besucher, dem man die Tür nicht weisen kann, aber es liegt in seiner Macht, das Ende friedvoll oder grausam herbeizuführen. Reinacher dichtet in 43 friesartigen Episoden diese gespensterhaften Sinnbilder von der Allgewalt des Todes mit visionärer Kraft, atemraubender Bildhaftigkeit und sprachlicher Dichtigkeit, die uns das kleine Büchlein zu einem kostbaren Besitz werden lassen.

Von Rudolf Huch, dem Bruder von Ricarda Huch, sind wir mit einer köstlichen barocken Geschichte aus jüngster Vergangenheit beschenkt worden. In dieser Erzählung „Die Fichtenauer" versetzt uns Rudolf Huch, der Verfasser satirischer Kleinstadtromane, in die skurrile und ein wenig lächerliche Lebensatmosphäre einer Stadt und seiner Bewohner. Mit überlegenem und sinnenfreudigem Humor charakterisiert er in bekannter Meisterschaft die banale Geselligkeit, die eitlen Spiegelbedürfnisse und die armselige Höflichkeit einer spießbürgerlichen Gesellschaftsschicht, die immer noch nicht ausgestorben ist. Aber sein Humor ist nicht etwas „Behagliches", sondern die Formkraft überzeugender Menschenschilderung. Wie alle seine z. T. zu Unrecht vergessenen Bücher ist auch diese kleine Erzählung mit geistiger Eleganz geschrieben. Wir spüren eine gesunde Natürlichkeit in seinem sprachlichen Werkzeug und sind beglückt über die köstliche Fabulierfreude und Lebensinnigkeit eines grundgütigen Menschen.

In einem benachbarten Sinne, was die Lebensfröhlichkeit anbetrifft, begrüßen wir auch die anmutig-reizvollen Vers-„Idyllen" des ritterlichen und bodenständigen Balladendichters und Lyrikers Börries Freiherr von Münchhausen. Dieses Büchlein kleiner Erlebnisse, die Haus, Heimat, Festtagsfreude, Erntesegen, Winterlandschaft trunken umspielen, ist von persönlichster Färbung und wird zu den alten Freunden des Dichters neue hinzugewinnen.

Als bisher letzterschienenes Werk der „Kleinen Bücherei" sei nachdrücklichst auf die ausgezeichnete Erzählung „Der Urlaub" des Siebenbürger Dichters Heinrich Zillich verwiesen. Der jetzt fünfunddreißigjährige Autor, der in Kronstadt geboren ist und als Herausgeber der Zeitschrift „Klingsor" sich um die pflegliche Vertretung bodenständiger deutscher Kultur in Rumänien besonders verdient gemacht hat, ist bisher eigentlich nur Kennern auslandsdeutscher Literatur bekannt geworden. Es sind schon eine ganze Reihe belletristischer Werke von ihm außerhalb des Reiches erschienen, aber erst diese vorliegende Erzählung aus dem letzten Jahre des großen Krieges, den Zillich als österreichischer Kaiserjäger an der Alpenfront mitmachte, wird ihn weiteren Kreisen in Deutschland bekannt machen helfen und die Wirkung verursachen, die er für die Aufnahme neuer Werke benötigt. Dieses Hohelied tapferster und, wie es das Schicksal im Rahmen dieser Geschehnisse will, auch freiwillig geübter Pflichterfüllung ist von nicht allgewöhnlicher Plastik und in seiner einfachen, kraftvollen Männlichkeit von schönem und tiefem dichterischen Glanz.

Walther G. Oschilewski

Zwei neue Kriegsbücher

Zwei neue Rechenschafts- und Lebensberichte aus der Zeit des großen Krieges von zwei bisher unbekannten Autoren sind soeben erschienen, und sie bedeuten uns mehr, um nur als Nachlese der Kriegsbücherflut registriert zu werden. Das Erlebnis eines gewaltigen Geschehens, aus der privaten Sphäre zum Opfersinnbild eines ganzen Volkes herausgewachsen, war von zu lebensvernichtender und zugleich heroischer Mächtigkeit, als daß es nicht nach Jahren innerer Besinnung Gestaltung und Verdichtung finden sollte. Den Besten der Kriegsgeneration haben die bitteren Erlebnisse und Erfahrungen, die sie mit nach Hause brachten, viele Jahre hindurch die Sprache verschlagen; sie wollten nicht

mehr davon sprechen, da sie doch noch das Blut der Toten und der verstürzten Träume im Munde schmeckten, am allerwenigsten an den Stammtischen der Literatur, an denen die Eitelkeiten und der falsche Heldenmut verhandelt und verschachert wurden. Über ein Jahrzehnt brauchte diese Generation, um einem neuen Leben, das in den Feuern der Materialschlachten geboren wurde, jene innere und unerbittliche Härte und Festigkeit zu geben, die notwendig waren, um sich selbst und vor sich selbst zu behaupten. So hat sie sich erst spät zur Aufzeichnung ihrer Erfahrungen entschließen können, und gerade die, die es — von wenigen Ausnahmen abgesehen — so spät vermochten, gehören zu denjenigen, auf die es jetzt und für die nächste Zukunft ankommen sollte. Ulrich Sander, der Mann mit dem „feldgrauen Herzen", ist ein Kamerad solcher Kameraden. Er erzählt uns nichts weiter als von Leben und Sterben, Opfer und Dienst einer Pionierkompanie, aber er erzählt davon in erschütternder Wahrheit. In der Einleitung seines Buches („Pioniere", Verlag Eugen Diederichs, Jena) schreibt er: „Die Flieger- und U-Boot-Leute haben die schönsten Kriegsbücher geschrieben, weil sie das Glück hatten, viel und Besonderes zu erleben... Die ‚Pioniere' werden wohl hier und da enttäuschen. Es ist nichts Besonderes erlebt, nichts Besonderes getan, viel gearbeitet, geblutet, geschwitzt und geflucht. Nach vorn und nach hinten gekämpft. Oft schlapp gemacht, und doch wieder zu sich gekommen. Aber ist das nicht gerade der Krieg?" Diese Bescheidenheit ist typisch für die männliche, um nicht zu sagen echteste soldatische Haltung dieses Buches von dramatischer Szenenfülle. Man glaubt ihm, Sander, ja: so ist der Krieg gewesen. So war er: Dreck und Feuer, Not und Tod. Es war ein Krieg, der nach der unheilvollen Marneschlacht nicht mehr aus Vormarsch und Sieg bestand. Die Fronten waren erstarrt in Blut und Lehm, und trotz alledem wurde standgehalten bis zum Ende. Nicht für die Monarchen, nicht für die Generäle, nur für Deutschland. In diesem lebenstapferen Buch beklagt die Kriegsgeneration nicht ihre eigene Schwäche, noch bejubelt sie das mörderische Ausbluten der Armeen. Sie kennt nur das unerbittliche Gesetz der Pflicht und das Zähnezusammenbeißen und hat nebenbei das Gefühl, daß sie, hätte sie etwas zu sagen, vieles besser, richtiger machen würde. Sander berichtet das alles in einem mitunter merkwürdigen, jedenfalls eigenwilligen Stil von plastischer Gegenständlichkeit und männlicher und menschlicher Lebensreife. Aber dieser Rechenschaftsbericht wird keine bloße Reportage der Wirklichkeit, sondern verdichtetes Leben und Erleben.

Der zweite Mann heißt Heinz Gumprecht und ist Verfasser eines abenteuerlichen Kriegsgefangenen- und Heimkehrerromans („Die magischen Wälder", Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh). Unter welchen entwürdigenden und grausamen Zuständen eine treue Kameradschaft von Männern ein Leben voller Entsagung, Verzweiflung und Hoffnung in den tiefen, wildnishaften Wäldern Sibiriens erleiden und erleben ließ, wird von Heinz Gumprecht lebendig und blutvoll aufgezeichnet. Vor uns ersteht das Bild einer grausamen und unerbittlichen Zeit. Obgleich die wechselreichen Geschehnisse in einem mehr tagebuchartigen, chronistischen Stil vor uns abrollen, ist das Werk als Ganzes von ungewöhnlich dichterischer Fülle und von großer episch-anschaulicher und plastischer Darstellungskraft. Aber es ist nicht nur eindrucksvoll erzählt, es ist auch vor allem reich an Besinnlichkeit, Menschentum, Güte, einer durchaus männlichen Güte. Und selten ist mit gleicher Inbrunst und Kraft die Natur zum Objekt einer Kriegserzählung erhoben worden. Hier ist der sibirische Wald ein ebenbürtiger Partner der Handlung. Er ersteht vor uns in seiner ganzen majestätischen Größe und dämonischen Mächtigkeit. Sein Geheimnis ist das Geheimnis seiner Bewohner, ewiges Rätsel im Antlitz Mütterchen Rußlands. Er wird zum Ur- und Sinnbild der Schöpfung, und an ihn sind seine Menschen verloren. Er wird als großmächtiger Erlebnisraum vieler Abenteuer, Sehnsüchte, Verzweiflungen und Entbehrungen zur zweiten Heimat einer Kriegsgefangenenkolonne, die sich, oft auseinandergesprengt, im Glück der Kameradschaft den Weg in eine neue Zukunft erobert. Die wirren und verwirrenden Ereignisse dieser Kriegsjahre, die chaotische Tragödie der russischen Revolution, Dienst und Opfer einer großen Liebe münden mit allen ihren Gegenständen und Schicksalen in die dunkel umschauerte Heimkehr des Malers Hansjörg Klinger, dem Heinz Gumprecht ein neues Lebensziel als einen neuen Anfang gewiesen hat und das Arbeit und Verwurzelung auf eigener Scholle, Gott und Deutschland heißt. W. G. O.

Im Bergwerk, 4000 m hoch

Ernst Stolper

Ernst Stolper, ein junger deutscher Korpsstudent und Bergbaubeflissener, beeindruckt von der ungeheuren Dynamik des amerikanischen Lebens, will, nachdem er in Annapolis sein Semester als Austauschstudent beendet hat, das Amerika „von unten" kennen lernen. Industrie und Bergwerke sind sein Lebenselement, so geht er, um die Licht- und Schattenseiten dieses noch immer jungen und reichen Landes der tausend Möglichkeiten zu erleben, mit 35 Dollar westwärts. Als Arbeiter durchstromert und durchkämpft er USA. von Baltimore bis zum Pazific, von Portland bis wieder zurück nach New York. Er arbeitet auf Farmen und in der Hölle der Bergwerke und schlägt sich mit verteufelt wilder Energie und nie versagendem Humor durch ein Leben härtester Arbeit und gefährlicher Abenteuer. Später hat er dann seine Erlebnisse und Erfahrungen aufgeschrieben. Sie wurden zu dem Tagebuch einer tapferen, lebenstüchtigen und gesunden Jugend. Wir veröffentlichen hiermit einen Abschnitt aus dem soeben erschienenen, ungemein lebendigen und erlebnisstarken Werk, das unter dem Titel: Ernst Stolper „Werkstudent im Wilden Westen" im Verlag Paul List, Leipzig, erschienen ist. W. G. D.

In Climax machte ich so ziemlich jede Arbeit, die von den 300 Bergleuten getan werden muß. Ich war in der Aufbereitung, ich war beim Markscheider in der Vermessung unter Tage tätig, ich fuhr mit der elektrischen Lokomotive das Erz aus der Grube, ich machte im Laboratorium die chemisch-quantitative Analyse der Erzproben, und ich berechnete sogar die Holzverstrebungen für das neu zu bauende Fördergerüst, obwohl ich von Statik so wenig Ahnung hatte wie die Kumpels. Ich beschaffte mir aber Bücher und verwandte im übrigen den gesunden Verstand, mit dem man viel weiter kommt, als mancher Professor denkt. Das ist das famose „Learning by doing", was einem soviel Können vermittelt. Freilich setzt es voraus, daß man einen jungen Kerl auch mit völlig freier Verantwortung an eine Arbeit heranläßt, damit er so seine Fähigkeiten erproben kann.

Die längste Zeit war ich natürlich vor Ort, das heißt ich tat rein bergmännische Arbeit, und die hat ihre eigene Romantik. Es ist schwer, dem Bergfremden einen Eindruck vom Bergmannsleben zu vermitteln. Bergbau läßt sich mit keiner anderen Industrie vergleichen. Vielleicht hatte die Seefahrt früherer Zeiten dieselbe Abhängigkeit von Naturgewalten, die stärker sind als Menschenkraft und Menschenwerk. Der moderne Ozean-

riese freilich ist über dieses Element der Gefahr erhaben. Der Bergmann des Westens hat mit dem Seemann das Unstete gemeinsam, er wandert von Camp zu Camp, wie der Seemann die Häfen aller Meere anläuft. Auch lebt der Bergmann in seinem Camp in der Kameradschaft von wilden Brüdern in der Einöde nicht viel anders als der Seemann auf hoher See. Nur in den größeren Camps gibt es Frauen. Der Bergmann ist meist unbeweibt oder hat eine Frau einsam irgendwo weit unten im Tal. Als erster Sturmtrupp in der Einöde hat er die gesunde, kraftvolle Philosophie des Pioniers: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Dieser gesunde Zug ist noch heute für jeden Amerikaner charakteristisch, ebenso wie der Optimismus des Pioniers, der in ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten zieht, der überall auf überraschende Schätze, auf Erfolg rechnen kann, der mit dem stolzen Selbstbewußtsein des Kolonisten in die Einöde geht und der aus dem Nichts ein Etwas schafft, das sein eigen ist. Er ist ein Herrenmensch; das ist's, was ich am Westerner liebte.

Manchmal war die Arbeit verzweifelt schwer, besonders am klobigen Bohrhammer mit seinem ewigen maschinengewehrartigen Geknatter. Manchmal war der Dynamitqualm eine wahre Hölle; oder es war scheußlich gefährlich, besonders im Aufbruch mit brüchigem Hangenden. Manchmal machte die Arbeit Spaß, und es war herrlich!

Wie in Inspiration unterhöhlt man hier den ganzen Erzberg und läßt ihn in sich zusammensacken, durch trichterförmige Löcher ständig so viel Erz abziehend, wie aus dem einstürzenden Gewölbe über ihnen herunterbricht. Diese Löcher werden zunächst als Schacht von den Stollen 30 bis 50 Meter hoch getrieben. Am oberen Ende verbindet man sie mit horizontalen Gängen, erweitert sie, treibt Strecken kreuz und quer, um das Gebirge zu unterminieren. Man füllt schließlich diese Strecken mit Dynamit und läßt einen ganzen Grubenabschnitt explodieren. Das lose Gestein fällt in die Löcher, über dem entstehenden Hohlraum bricht das Hangende von selbst nach.

Ich war in einem solchen Loch Häuer und hatte als Kumpel einen jungen Serben, Mac, der so ungefähr der tollste Junge war, den ich kennengelernt habe. Als erstes in der Schicht kroch ich allein die 20 Meter hohen Fahrten (Leitern) hoch, das hangende Gestein wurde abgetastet und notfalls durch Herunterreißen losen Gesteins gesichert. Dann half der Kumpel Planken und Bohlen hochziehen, und ich baute eine Bühne, auf der ich in dem Schacht stehen konnte, den ich in eine Hälfte zum Klettern und eine zum Herabstürzen des Gesteins abteilte. Die längste Zeit der Schicht bohrten wir im klingend harten Fels. Dann besetzte ich die Löcher mit Dynamit, während der Kumpel die letzten fertigbohrte.

Eine Stunde vor Ende der Schicht ist alles erledigt. Fünfzehn Zündschnüre hängen aus den Bohrlöchern im Ort. Alles fertig zum Schießen, das erst in einer Stunde geschehen kann. Da sitzt man denn oben im schwindligen Schacht im Bauch der Mutter Erde auf einem mühsam verkeilten Balken und läßt die Beine in ihren plumpen Schaftstiefeln über dem schwarzen Loch baumeln. Mac zündet seine Pfeife an, ich rolle mir eine Zigarette. Dann erzählt der Bengel aus dem Westen, aus seinem Leben, aus Belgrad, das er mit fünfzehn Jahren verließ. Eine derbe, rauhbeinige Sprache hat der Bergmann, aber lebendig, weiß Gott! Es sind freilich keine Moralpredigten, sondern lebensvolle, tolle Geschichten, halb wahr und halb erdichtet.

Dann ist es Zeit zum Schießen. Die Bühne wird abgerissen, alles Gezähe (Werkzeug) in Sicherheit gebracht, die Dynamitladung entzündet. Die Funken sprühen, sie wandern. Sechs — fünf — vier Minuten, dann wird der Schacht explodieren. Die Fahrten hinunter! Alles klar! Dann schwanken zwei einsame Lichter durch die dunklen Gänge, treffen andere Lichter. Hinab auf die Hauptsohle, Schicht. Zu Tage geht es. Wenn am Ende des Haupttunnels das kleine, neblige, graue Oval auftaucht, das ferne Tageslicht, fangen die ersten Explosionen an. Und dann, Schuß auf Schuß, zieht es wie ein Gewitter durch die Grube, und das Echo bricht sich grollend in den Schächten.

Man wartet die Detonation ab, um zu hören, ob auch kein Blindgänger die Arbeit versaute. Die weißen Dynamitschwaden überholen uns, die einen leider immer mehr oder minder umgeben. Dann kommt man aus der naßkalten, feuchten, fade süßlich riechenden Grubenluft ins Freie, in klare Bergluft und Sonnenschein! Drüben leuchten die Schneeberge. Das ist Bergmannsleben im Westen!

Einige Schichten arbeitete ich im Aufbruch, eine üble Kletterei, wo das Herz in fast

4000 Meter Höhe ohnedies schon schlägt wie ein Lämmerschwänzchen. Aber es war eine interessante Arbeit und niemals einförmig. Nach dem Schießen ist von dem Steinfall aus großer Höhe viel Verzimmerung zerschlagen. Das wird ausgebessert, manchmal in einer Stunde, manchmal in einer ganzen Schicht. Dann ist man im unteren, verzimmerten Teil sicher, aber über einem ist ein blinder Schacht senkrecht hochgetrieben. Da soll man nun ans obere Ende gelangen, um dort den Schacht wieder höher zu bringen. Man sucht vorstehende Ecken in der Schachtwand und klemmt dort Balken ein. Diese zu vermessen, in der entsprechenden Länge zu sägen, im Schacht hochzuwinden, an der richtigen Stelle einzusetzen, sie zu verkeilen und Bretter darauf zu legen, um einen Stand zu haben, das ist die Arbeit des Zimmerhäuers; in unserem Fall war das in die Arbeit des Häuers eingeschlossen, da der Schacht als Ganzes ins Gedinge gegeben wurde. Das heißt, wir bekamen drei Dollar für jeden Fuß, den wir den Schacht höher brachten. Wie wir das machten, war unsere Sache. Wenn man in einem senkrechten Schacht 30 Meter hoch ist, muß man schon vorsichtig sein und sicher verzimmern. Ein sich lösender Balken, der abstürzt, bedeutet natürlich ein bündiges Adieu für zwei Bergleute. Wenn man am oberen blinden Schachtende ist, beginnt erneut das Bohren, das selbst nur vier bis fünf Stunden dauert. Aber das Heraufwinden des Bohrstahles vorher, das Hantieren der zentnerschweren Bohrmaschine, das Heraufreichen von Luftschläuchen, Werkzeugen usw. dauert ewig und ist mühsam. Endlich ist alles fertig; die Bohrmaschine beginnt ihre Melodie, ein ohrenbetäubendes, maschinengewehrartiges Knattern.

Wenn sich der kunstvoll geschmiedete und gehärtete Bohrstahl, das A und O des Bergmanns, in den Fels frißt, fließt ein Strom von Staub herab, der den engen Schacht in dichte Schwaden hüllt. Dies ist das schlimmste Übel in der Grube; es bringt die Bergmannsschwindsucht, die Silikosis oder Gesteinslunge, die sich jeder Häuer nach zehn, fünfzehn Jahren zuzieht. Denn der eingeatmete scharfe Gesteinsstaub zersetzt die Lunge, so daß sie langsam eintrocknet. Die hageren, hustenden, schwindsüchtigen Bergmannsgestalten gehören zu jedem Camp.

Es bedarf genauer Kenntnis der Gebirgsfestigkeit, der Spalten, des Druckes, um zu „schmecken“ (wie der Bergmann sagt), wie viele Bohrlöcher nötig sind und wie sie „sitzen“ müssen. Auch das Verzimmern erfordert viel Erfahrung. Niemals arbeitet man schematisch, denn immer sind die Bedingungen verschieden. Man lebt mit dem Berg wie der Landwirt mit der Scholle, die sich auch immer nur bis zu einem gewissen Grade schematisch und rationell bearbeiten läßt. Der Häuer ist alles andere als ein ungelernter Tagelöhner. Ein guter Bergmann braucht so viel Erfahrung wie ein guter Zimmermann, und seine Arbeit ist mindestens ebenso vielseitig und abwechslungsreich. Zudem ist die Arbeit unter Tage immer schwer und geht unter sehr widerspenstigen Bedingungen vor sich.

Das Buch vom Kriege 1914—1918

Urkunden, Berichte, Briefe, Erinnerungen. Herausgegeben von Bruno Schneider und Ulrich Haacke. Verlag Wilh. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen b. München. Ln. 3,60.

Unter seinem schönen Zeichen „Wachen und Wecken“ hat der Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt seit Jahrzehnten in einzigartiger Weise urkundliche Darstellungen deutscher Geschichte herausgebracht. Man erinnert sich des Bandes „Die Befreiung“ (1813. 14. 15.), der jetzt im 150. Tsd. vorliegt, des Werkes „Der König“ (120. Tsd.) und des Buches „Der Kanzler“ (126. Tsd.). — In gleich schlichter, sachlicher, schöner Ausstattung wie jene erscheint nun das dokumentarische Volksbuch vom Kriege, von dem ich freilich eines nicht verstehen kann, dies nämlich: daß seine soeben herausgekommene Erstauflage nicht mehr als Fünftausend beträgt! Dieses Buch müßte sofort in Hunderttausenden von Stücken ausgegeben werden. Es gehört in jede Volks- und Schulbücherei. Es gehört in den Oberklassen in die Hand eines jeden Schülers.

Wir haben Hunderte von Erlebnisbüchern des Krieges erlebt. In Dutzenden von Bänden wurde die Pseudowirklichkeit des Fotobildes gezeigt. Hier aber erstmals unmittelbar, dokumentarisch spricht der Krieg selber, sind Urkunden gesammelt, von der Feldpostkarte des einfachen Soldaten über Zeitungsmeldungen aller Art bis zum Generalstabsbericht und der amtlichen Note. Aus 200 deutschen und 60 fremdländischen Quellenwerken wurden sie ausgezogen. Was auf diese Weise entstand, ist nicht mehr und nicht weniger als ganz einfach die Geschichte des Weltkrieges, wie die Ereignisse selber sie aufgezeichnet haben. Ohne alle schwächende Zutat spricht die Stimme des Krieges selbst. Nichts wird verschwiegen und nichts „interpretiert“. Das Schwache, das Gewöhnliche, das Gemeine steht neben dem Großen. Was dieses „Buch vom Kriege“ über andere Kriegsbücher hinaushebt, bringen aufs klarste zwei Worte des gefallenen Walter Flex zum Ausdruck. „Die einfache Wahrheit vom Kriege“, so lautet das eine, „ist diese: er macht die Starken stärker und die Schwachen macht er armselig.“ Und das andere ist dies: „Mein Glaube ist, daß der deutsche Geist im August 1914 und darüber hinaus eine Höhe erreicht hat, wie sie kein Volk vordem gesehen hat. Glücklich jeder, der auf diesem Gipfel gestanden und nicht wieder hinabzusteigen braucht. Die Nachgeborenen des eigenen und fremder Völker werden diese Flutmarke Gottes über sich sehen an den Ufern, an denen sie vorwärts schreiten.“ — Niemals ist es gelungen bisher, diese „Flutmarke Gottes“ so sichtbar zu machen wie in diesem Buche.

Es ist das Buch unserer draußen gebliebenen Kameraden. Es ist das Buch alles dessen, was wir Frontsoldaten erlebt haben, Tag um Tag, alles dessen, was hinter uns liegt — und immer jeden Tag neu vor uns steht als Aufgabe, die den Nachgeborenen sichtbar zu machen, ihnen weiterzugeben, hier aufs schönste vollbracht wurde. Karl Rauch

---

Herausgeber: Karl Rauch, Berlin-Halensee.
Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, Berlin-Halensee.
Schriftleitung: Walther G. Oschilewski, Berlin-Halensee.

Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfg., Jahresbezug bei 12 Heften RM. 5.80.

Druck: Buchdruckerei Emil Herrmann sen., Leipzig C 1, Gutenbergstr. 5.

Der Bücherwurm

verbunden mit „Büchermonat", „Vorhof" und „Neue Bücher"

Monatsschrift für Bücherfreunde

Herausgegeben von Karl Rauch

★ 1933 · 18. Jahrgang · Heft 12 ★

Binding und Carossa: Eine These

Ludwig Friedrich Barthel

„Stefan George und Rainer Maria Rilke" — gleich einer Formel spricht man beide Namen aus und weiß doch, diese Dichter waren wie verschiedenen Geschlechts. Was sie bindet, ist letzten Endes ihr Rang: sie stehen für die deutsche Dichtung zwischen der Jahrhundertwende und dem Weltkrieg, für die „eigentliche" deutsche Dichtung. Es gab neben ihnen Dichter, die nach außen und nicht nur nach außen zu unverhältnismäßig stärkerer Wirkung vorstießen. Weder George noch Rilke rückten in den Scheinwerfer des Nobelpreises. Aber die ihn erhielten, Gerhart Hauptmann und Thomas Mann, haben deutlich fühlbar keine Unendlichkeit nach innen. Thomas Mann war nur der erste Schriftsteller, nicht der erste Dichter seiner Zeit, und als Gerhart Hauptmanns dramatischer Auftrag erfüllt war, blieb eine merkliche Leere in ihm und um ihn.

So nun, wie man die Formel „Stefan George und Rainer Maria Rilke" sagt, weder mit tieferem noch mit weniger tiefem Grunde, möchte ich die folgenden Ausführungen mit den Namen Rudolf G. Bindung und Hans Carossa überschreiben. Sie sind als Dichter wie verschiedenen Geschlechts, und was sie bindet, ist letzten Endes nur der Rang: sie stehen, scheint es mir, für die deutsche Dichtung zwischen Krieg und nationalem Aufbruch. Es gab und gibt auch neben ihnen Dichter, die nach außen und nicht nur nach außen zu unverhältnismäßig stärkerer Wirkung vorstießen, aber diese beiden haben am treuesten und reinsten erlebt und im Werk vollendet, was als das Dichterische schlechthin anzusprechen wäre, wenn man es nur erst in Worte zwingen könnte. Goethe und Hölderlin, Kleist und Mörike, Novalis und Nietzsche haben dieses Unfaßbare gemeinsam. Es löscht, wenn nun eben doch eine Umschreibung versucht werden soll, den Zufall in ihrem Leben aus; denn sie ziehen alles zufällige und unwillkürliche Dasein in eine seelische Mitte, wo es Notwendigkeit und bleibende Gestalt wird. Sie leben, indem sie er—leben, nicht etwa nur ihren Vorwurf, sondern ihr leicht erschütterliches Ich und die oft

bis zum Wahnsinn verschwenderisch in dieses Ich hineingenommene Welt. Ihr menschliches und dichterisches Dasein ist nichts als eine Erlösung von dieser selig wie unselig quälenden Welt im Ich.
Sie erlösen sich durch die Gnade des Wortes, und das unterscheidet sie von vielen, die ihnen nur ähnlich sind. Für jene Eigentlichen ist im Anfang das Wort. Nicht Worte sind für sie im Anfang, sondern das einzelne, genaue, tragende, verewigte Wort. Binding, in seiner Rede „Von der Kraft deutschen Worts als Ausdruck der Nation" greift über das Wort zur Silbe, ja zum Laut hinunter. So wird für diese Dichter der Laut zum Verhängnis und zur Erlösung, zum Ursprung ihrer künstlerischen Gestaltung. Zum Ursprung, nicht zum Ende. Wie sie, die ich nicht ohne entschuldigendes Lächeln als die Eigentlichen bezeichne, wie sie nämlich das zufällige Dasein in eine seelische Mitte ziehen, wo es Notwendigkeit und bleibende Gestalt wird, so ziehen sie jeden Satz, jedes Bild, jeden Vorgang dicht in den Erlebnis- und Gestaltungskern ihres Werkes, sie verdichten Wort, Satz, Bild, Vorgang, bis es auch da keinen Zufall mehr gibt. Haben sie solcherweise ein Werk vermocht, gelang es ihnen, was in der Seele sich gesammelt hatte, als Gedicht, Erzählung oder was es auch sei, mit aller Freude und Schmerzlichkeit dieses Geschehens aus sich zu entbinden: so muß naturgemäß die Totalität des Gedichts oder der Erzählung von der gleichen Notwendigkeit und Ewigkeit bestimmt sein, die — wie wir zu behaupten wagten — einen jeden Satz, fast einen jeden Laut dieser Dichter ausmachen.
Ihre Werke sind, die sie sind, in einer ganz strengen Ausdeutung des Wortes, und gerade darum ist es so mühsam, ja fast quälerisch, das allen Gemeinsame, das schlechthin Dichterische aufzeigen zu wollen. Ein jedes ihrer Werke hat sein Pfingsten und seine Ausgießung des Geistes, und eher noch läßt sich die Schönheit und das Wesen des einzelnen Werkes nachschreiben als das Wesen aller. Darf ich darum in vorwegnehmender Kühnheit sagen, Binding und Carossa stünden für die Dichtung zwischen Krieg und nationalem Aufbruch, weil sie eben mehr als andere die seien, die sie sind? Auch jene anderen haben, um es nur ausdrücklich zu betonen, überragende Werke geschaffen, die bleiben werden, so gut ein Gerhart Hauptmann bleiben wird. Aber sie haben sich über ihrem Schaffen nicht oder nicht in ähnlichem Maße selbst in Frage und zur Beantwortung gestellt, wie es doch Goethe, Hölderlin, Nietzsche, Kleist, George und Rilke taten. Binding und Carossa, darin diesen ähnlich, gingen und gehen am Tode vorüber ins Leben. Die Zeit ist für sie nicht Stoff, sondern sie sind die Zeit, und sie sind ihr eigener Stoff, dem allerdings die Zeit immanent ist. So mag man, welcher Tiefe und Gläubigkeit, welcher Zweifel und Flüche der Mensch, der höchste, stellvertretende Mensch, in dem Raum zwischen Krieg und nationalem Aufbruch fähig war, vorzüglich an ihnen ermessen. So ist auch ihre Sprache das Äußerste, was Menschen in diesem Zeitraum zu sagen vermochten. Nicht ganz durch Zufall sind sie Lyriker. Aber sie sind nicht nur das. In einer Aussprache stellte Binding gelegentlich den Satz auf, es gebe keinen echten Dichter, der nicht eines Verses fähig sei. Man rief den Namen: „Thomas Mann!" und — scheinbar in die Enge getrieben — warf Binding nach Augenblicken des Besinnens die damals verwegene Behauptung hin, Thomas Mann sei dann eben kein echter Dichter. Es war mehr als ein Bonmot oder eine glänzende Ausflucht.

Daß sich das große gemeinsame Erlebnis Bindings und Carossas, der Krieg, in ihnen beileibe nicht ähnlich, sondern, wie wir als Jünglinge gerne schrieben, „fundamental" verschieden spiegelte, das scheint mir nicht der schlechteste Beweis meiner These „Binding und Carossa". Denn sie sind, die sie sind, und es lag ihnen nicht im mindesten ob, die Tatsächlichkeiten der Jahre 1914—1918 abzuschildern, sondern den Krieg zu bekennen, wie er in ihnen erlebt war. Sie gaben ihren Krieg, und die Wahrheit ihrer Darstellung beruht nicht auf der Peinlichkeit quellenkundlicher Studien oder darauf, daß sie überall dabei waren, sie beruht auf der Fähigkeit, das, was nun wirklich an Bewunderung, Hingabe, Leid, Verzweiflung, Müdigkeit, Glanz, Zuversicht und Trauer in ihnen war, ohne Vermischung, ohne falsche Scham und Rücksicht herauszustellen. Ihr Krieg ist nicht der reale, weder der des Großen Hauptquartiers noch der des Soldaten im Trommelfeuer, er hat die unerläßliche Irrealität und Irrationalität aller wesenhaften Dichtung. Ihr Krieg ist mehr als der Krieg 1914—1918, sofern er zu höheren Wahrheiten entrückt und, wie Binding sagen würde, in die Ewigkeit des Wortes eingegangen ist.
Sie waren, als der Krieg begann, Männer, hatten ihr Teil erlebt, hatten ihr Wesen zu einiger Vollendung durchgebildet: der Krieg überwältigte sie nicht wie die Generation der zwanzig- und dreißigjährigen Dichter, denen anderes und anders von ihm auszusagen bestimmt war. Sie, Binding und Carossa, ließen sich nur insoweit von ihm überwältigen, als er diese Kraft über freie, reine, starke Herzen in der Tat besaß, jenseits dieser Grenze blieben sie Rudolf G. Binding und Hans Carossa, und gerade das macht ihre Kriegsbücher überzeitlich und durch den Geist frei. Wäre dem anders, so hätte Binding ein militaristisches, Carossa ein pazifistisches Kriegsbuch geschrieben. Aber diese Namen verweigern sich für Dinge, die ihre eigene Sphäre und ihr eigenes Gesetz haben. Binding ist Soldat, Mensch des Instinkts, Angreifer, ja, wenn es sein muß, Krieger um des Krieges willen. Carossa ist Arzt, Versöhner und Vermittler. Aber in Bindings „Aus dem Kriege" findet sich das wenigste an Hurra, das man von einem Vollblutsoldaten erwarten kann, und in Carossas „Rumänischem Tagebuch" findet sich kein törichter Widerspruch gegen den Krieg.
Soviel man uns „Barbaren" an Gewaltsamkeiten und Greueln zudichtet — Übergriffe sind geschehen, herüben und drüben —, wenn es je der Menschheit einfiele, die Berechtigung eines Volkes, diesen oder jenen Krieg zu führen, nicht an Gelb-, Grün- und Graubüchern, Lügenbüchern, nachzuweisen, sondern an den unverfälschten und unverfälschbaren Urkunden der Kriegsdichtung, wir brauchten uns nur auf Binding und Carossa zu berufen, um vor allen Völkern unbezweifelbar als die wahrhaften Krieger und Sieger dazustehen. Was immer nämlich bei den damaligen Feinden an Kriegsdichtung geschrieben worden sein mag, Erschütterndes, Lebendiges, Unmittelbares: ich kann mir nicht denken, daß einer ihrer leidenschaftlichen Soldaten mit solcher Souveränität über die Jahre 1914—1918 schrieb wie Binding in seinen Kriegsbriefen, daß einer den Krieg so durch Menschlichkeit überwand wie Hans Carossa in seinem „Rumänischen Tagebuch". Bindings Briefe sind Dokumente kriegerischer Ritterlichkeit, der es nicht einfällt, den Feind zu verunglimpfen. Mit bestem Mannesgewissen steht ihm Binding gegenüber, um eine Sache durch die Waffen zu entscheiden, die friedlich-schiedlich nun

einfach nicht mehr zu entscheiden war. Die wundervoll knappe, verhaltene, fast möchte ich sagen stumme Novelle „Wingult" verewigt diese Haltung. Dem Krieg mit allen Riesenkräften seines Leibs zu dienen, reiht sich Wingult in die Armee ein. Aber er versteht die Technik der Armee nicht, er versteht nur den Krieg, den Dienst, den Mut, die Treue. Als er sich verraten glaubt, geht er westwärts in das sagenhafte Dunkel, aus dem seine Gestalt aufwuchs. Die weltfremde Einfalt des Wingult ist so deutsch, wie es französisch ist, für die „Humanité" zu sterben. Um der Treue und des bloßen Opfers willen zu sterben, verkannt zu sterben, ist unsere Sache. Man sage es den Fremden, da sie es aus den Reden der Staatsmänner nicht mehr hören wollen, durch Bindings Gleichnis, und man sage ihnen durch das Gleichnis Carossas, welcher Hingabe an den leidenden Feind der deutsche Soldat fähig gewesen sei. In Carossas „Rumänischem Tagebuch" ist der Krieg zu einem dunklen, schicksalsgewollten, schmerzlichen Traum gedämpft, ja es scheint so, als bleibe der Mensch ganz außerhalb von Schuld und Verantwortung, und es seien Dämonen, die jedes Widerliche des Krieges letzten Endes vollbrächten. Denn wirklich und wirksam empfindet man nur den Arzt, der, was jene Dämonen zerstörten, weise und ohne Aufhebens zu heilen bemüht ist.

Aber uns zwiespältigen Deutschen war es ja in dem Zeitraum zwischen Krieg und nationalem Aufbruch vorbehalten, deutsche Dichtung durch einen Emil Ludwig repräsentieren zu lassen, statt durch die rechtmäßigen Nachfolger der Dynastie Goethe, Hölderlin, Kleist. Da wir uns je und je solcher Irrungen und Unterlassungen schuldig machten, bedarf es keiner weiteren Begründung, wieso die Fremden zwar unsere Toten bewundern, den lebendigen Deutschen aber mit all jenen Einwänden und Abneigungen gegenüberstehen, die uns aus den Blättern bis zum Überdruß geläufig sind. Oder hat, um ein jüngstes Beispiel herauszugreifen, das Volk aufgejubelt, als Rudolf G. Binding in seiner Erwiderung an Romain Rolland den nationalen Aufbruch zur Sache des geistigen Deutschlands adelte kraft der Berufung seines Herzens und seiner Sprache, die nicht Herz und Sprache eines Beliebigen, sondern des auserwählten Sprechers für geistige Fragen der Nation sind? Diese Haltung des deutschen Volkes begreifen oder billigen, hieße auf das eigentliche, ewig deutsche Vaterland verzichten. Wir aber verzichten nicht, sondern indem wir hier die Namen Binding und Carossa aussprechen, wollen wir, daß dieses bis zur letzten Faser geliebte Deutschland sich seiner auch in geistigen Fragen endlich bewußt werde, wie es in den nationalen Fragen seiner bewußt geworden ist. In gleichgültigeren Zeiten könnte man die „Volkwerdung" Bindings und Carossas getrost der Nachwelt überlassen, haben wir doch bereits Dichter und Denker genug unbekümmert ihrer Nachwelt überantwortet. Heute aber, am Wendepunkt deutschen Geistes und Schicksals, haben wir zu soviel Gelassenheit nicht das mindeste Recht: wir werden auch in der Dichtung Männer aufstellen müssen, die zu führen befugt sind, und die tiefsten, reinsten, menschlichsten, entschlossensten, der Sprache mächtigsten, die scheinen uns dafür gerade gut genug.

Begegnung mit Alfred Kubin

Hans Carossa

Hans Carossa, als Dichter und Gestalter menschlicher Seinsgesetze und Lebensspannungen einer der wenigen berufenen Meister eines adeligen Sprachstils von dichterischer Schönheit und reinstem Klange, hat soeben im Insel-Verlag, Leipzig, in dem alle seine tiefen und weltgütigen Bücher erschienen sind, ein Lebensgedenkbuch „Führung und Geleit" (Ln. RM. 5.–) erscheinen lassen. So wie wir jedes Werk von ihm als ein Geschenk empfunden haben, danken wir ihm auch für diese deutungsreiche Lebenswanderung. Biographisch gesehen, beginnt es mit Kindheitserinnerungen von geheimnisvollem Glanz und mündet mit der Heim- und Einkehr des Dichters nach dem Kriege wieder in das Erlebnis eines Kindes. Innerhalb dieses Rahmens, der etwa 30 Jahre umschlossen hält, erleben wir die wechselreichen und lebensernsten Entwicklungs- und Reifejahre Hans Carossas, wie sie sich in den Kindheitserlebnissen, Selbstbesinnungen, Begegnungen mit Dichtern und Künstlern wie Mell, Bertram, Rilke, Hofmannsthal, Kubin u. a., erschütternden Szenen aus der Zeit des Großen Krieges zu einer an wesenhaften und geheimnisvollen Spannungen und Einsichten in das Gefüge der Welt reichen Größe des Lebens verdichten. Möge diese verantwortungsbewußte und zugleich ehrfürchtige Hingabe an die Kunst und an ein tätiges Leben, wie wir sie in diesem von reiner Gesinnung geadelten Lebensgedenkbuch empfinden, zum Vorbild vieler deutscher Menschen werden. Walther G. Oschilewski

Alfred Kubin, der nahe bei Passau wohnte, lud mich, von Karl Wolfskehl veranlaßt, eines Tages ein, ihn zu besuchen. Wir trafen uns aber zuerst in dem gerade stark besetzten Café Wittelsbach, wo sich Kubins Erscheinung unter vielen gemütlich kartenspielenden Bürgern sehr eigen abhob. Verschiedene Rassen, wilde und überzüchtete, westliche und östliche, mochten zusammengespielt haben, um diesen Kopf zu bauen und dieses Gesicht zu bilden, dieses Gesicht eines vor der Zeit weise gewordenen Knaben, eines Priesters der Unterwelt, in dessen Zügen hohe nervöse Spannungen mit Müdigkeiten wechselten, dieses Gesicht, das eher dem Reich des Mondes als der Sonne angehörte. Wenige Tage später besuchte ich ihn auf seinem hochgelegenen Gute Zwickledt über dem Inn, und oft im späteren Leben habe ich mir dankbar jenen Frühlingstag des Jahres 1910 zurückgerufen, wo mich der junge Meister mit großer Geduld in die Welt seiner Visionen einführte.

Wer mitten in einer Gemäldesammlung eine der stärksten Zeichnungen Kubins erblickte, dem müßte zumute sein, als wenn zwischen blumengeschmückten Jachten auf einmal ein Kriegsschiff erschiene; und etwas Ähnliches bekam ich zu spüren, als er mir das erste Blatt in die Hand gab. Er war gerade stark in Wandlungen und Übergängen begriffen; die Sansara-Phantasien mochten eben im Entstehen sein; der reife Kubin, der auf seine Weise die Realität zu erfassen suchte, kündigte sich eben erst an, und was ich vor mir sah, war vor allem noch die Graphik der Hans-von-Weber-Mappe und der „Anderen Seite". Das Mondische seines Wesens bestätigte sich in den meisten dieser Bilder. Eine Welt rührte mich an, die ich als fremd und doch als wahr empfand, nicht die Welt des gewohnten luftgemilderten Erdentags, wo Zeit und Raum sanft auseinander hervorgehen und wo es blauen Himmel und laubige Bäume gibt, sondern die eines anderen Planeten, wo keine versöhnende Atmosphäre die Kreaturen miteinander im Einklang hält, wo vielmehr die Sonne weißgrell in einem schwarzen Himmel steht, und auf der Grenze von Licht und Urnacht ein graues Zwischenreich immerzu wird und vergeht, eine maßlose Welt voller Untergänge, Strandungen, Marterungen, Schändungen und Entmannungen, ein allgemeines Ausgesetztsein ohne Hoffnung. Mit unvorbereitetem Blick fand ich mich auf einmal mitten in diesem Reich der bösen Mütter; kein Bild Kubins hatte ich bisher gesehen, kannte auch keinen seiner Vorgänger, wußte von Goya, Breughel, Munch, Odilon Redon und Ensor kaum die Namen. Die neue graphische Kunst unseres Zeitalters war mir überhaupt noch nicht Erlebnis geworden; nur eine Reihe herrlich starker Kohlezeichnungen Willi Geigers,

meines stürmischen Landshuter Schulgenossen, kannte ich, und einige der berühmtesten Blätter von Max Klinger. Meine Zeit war knapp; zwischen Arbeit und Genuß trieb ich mich dahin und war verliebt in die sogenannte Wirklichkeit, suchte aber doch unablässig nach einer Kraft, um mich über sie zu erheben, und horchte vor allem auf neue dichterische Stimmen. Zugleich aber war und blieb ich Arzt für Lungenleidende, und immer gebieterischer forderten diese den ganzen Menschen für sich. So war auch mein Daseins-Grundgefühl ein anderes als etwa das Kubinische, mein seelisches Vermögen anderswo angelegt. Längst hatte mich mein Tagewerk genötigt, „Grauen in Liebe zu wandeln", — wie hätten die dämonischen Phantasien einer grausam überwachen, ewig sich selber Angst machenden Seele sofort eine Verbindung mit mir eingehen können? Erst nach und nach, unter des Meisters Weisung, lernte ich sehen und aufnehmen, und nun trat es immer mehr zutage, daß ich nicht umsonst seit Jahren in Todesnähe beheimatet war. Die Göttin der Vergängnis impfte mich täglich mit ihren heiligen Giften; eine Art Immunität war entstanden, und manche Darstellung, die anderen den Inbegriff des trostlos Grausigen bedeutete, ging entweder unwirksam durch mich hindurch oder weckte, nachdem die erste Befremdung überwunden war, gerade die entgegengesetzten Stimmungen, die dem Leben zugewandten, opferwilligen, freudigen.
Wenn das Auge längere Zeit eine schwarze Silhouette auf weißem Grund fixiert hat, so wird es dieselbe hernach, unter geschlosenen Lidern, als weißleuchtende Gestalt auf Schwarz erblicken. Etwas diesem optischen Phänomen Verwandtes widerfuhr mir zuweilen, wenn ich nach einem Besuch bei Kubin einsam an Winterabenden den weiten Weg von Zwickledt nach Passau zurücklegte. Die finsteren, unvertraulichen Visionen des Zeichners brachten mir die eigene Natur nicht zum Verstummen, und gewöhnt, auf Heilungen zu sinnen, antwortete sie auf ihre Weise mit Gedanken der Loslösung, der Durchleuchtung, der Geduld. Eine solche Wirkung düsterer Gebilde war nur möglich, weil eine schöpferische Kraft hinter ihnen stand. Die Seele, die sich in ihnen zum Ausdruck brachte, war verwundet, war verschattet, aber sie war nicht zaghaft; sie hatte den Mut, ihren unheimlichen Gesichten ins Gesicht zu schauen; ja man konnte den Triumph und das Entzücken spüren, womit sie sich in ihren leeren und öden Bezirken erging, und die Hand, die da Angstträume auf das Papier bannte, war keineswegs eine ängstliche, sondern eine sehr sichere, griffstarke Hand, der gerade dann, wenn sie die Symbole der Vergänglichkeit aufzeichnete, ihr Unvergängliches gelang. In jener Zeit erwachte mir die Ahnung, daß manche Geister dazu auserwählt sein müssen, in Zwielicht und Finsternis zu herrschen, damit andere ihres hellen Tages froh werden. Ein Künstler mag aber noch so tief im Unheimlich-Phantastischen wohnen; einmal wird es ihm doch nicht mehr genügen, die Träume seiner Nächte festzuhalten. Früher oder später muß ihm die Einsicht zureifen, daß es eine höhere Stufe gibt, ein reineres Verfahren, wo sich die Traumkraft aufsparen will für die Wachheit des Tages. Ist ein Künstler dahin gelangt, so wird er wohl ruhigere Schlafstunden haben; dafür aber werden sich ihm die schlichten Erscheinungen des alltäglichen Lebens visionär entgegendrängen. In dieses neue Gleichgewicht führte auch den Gestalter Kubin sein Wachstum immer mehr hinein. Die Spannungen, die seine Jugend zu zersprengen drohten, ließen allmählich nach, er floh das Zwischenreich der schaurigen Symbole und suchte sich mit immer einfacheren Mitteln das Welt-

geschehen zu vereignen. Neben Szenen der Bibel und der deutschen Sage entstanden jene altmeisterlich anmutenden Zeichnungen, wo vielleicht nur ein Baum zu sehen ist oder ein einsames Gehöft, ein Stück Sumpflandschaft, ein Turm, eine Mühle, ein Pferd; aber in jedem dieser Blätter ist der ganze Kubin zugegen, und wenn er einen schlottrigen Soldaten zeichnet, der zwei todmüde Klepper durch ein Bergtal führt, so spüren wir die Auflösung einer ganzen Armee.

In allen Wandlungen Kubins blieb eins unveränderlich; das war der Leistungstrieb dieses immer Suchenden, Lernenden, Hervorbringenden, der sich schon halb aufgab, wenn einmal die Feder vierzehn Tage lang ruhte. Zeuge solch unermüdlichen Fleißes zu sein, dies gehörte zu den wichtigen Erlebnissen meiner Passauer Zeit. Sogenannte dämonische Naturen, darunter hochbegabte, waren mir wohl auch sonst begegnet; aber meistens waren sie dem Leben nicht gewachsen gewesen und hatten ihren heimlichen Schatz bald verausgabt. So mußte es mich, der ich selbst unsicher tastete und die Ausführung meiner Pläne getrost von einem Tag zum anderen verschob, kräftig mahnen, wenn ich in die Werkstatt eines Künstlers hineinsah, der durch unablässige Bemühung seinen Dämon bestand, ja sein äußeres wie sein inneres Leben aus ihm zu bestreiten wagte. — „Sobald der Geist auf ein Ziel gerichtet ist, kommt ihm vieles entgegen; ferne Gedanken und Sachen entlaufen ihren Gefügen und eilen ihm zu.“ Dieses Wort bewährte sich bei Kubin. Von dem Tag an, da er seine Aufgabe erkannte, fand er auch die Form der Existenz, die zu ihrer Erfüllung nötig war. Er fand die Frau, die einen bewahrenden Raum von Ungestörtheit und Sorglosigkeit um ihn schuf; er fügte sich der Lebensweise, die ihm frommte; Freunde kamen, die ihn auf seinem Wege förderten, und, wie alle tief beschäftigten Menschen, hatte er immer Zeit für sie.

Es fiel mir nicht ein, die Lage, in der ich mich damals befand, mit jener des berühmten Freundes zu vergleichen; verwunderlich ist nur, daß es mir niemals einfiel, mich als einen vom Schicksal minder Begünstigten anzusehen. Ob dies nur eine von den heilsamen Täuschungen war, ohne welche wir die harte Prüfung des Lebens nicht bestünden, wer kann es sagen? Als aber Kubin einmal den Menschenzudrang, dem ich ausgesetzt war, mit eigenen Augen sah und lachend erklärte, er würde sich lieber erschießen als diesen Trubel aushalten, da verstand ich dies zwar vollkommen; doch regte sich ein Widerspruch, und vielleicht zum ersten Male gab ich mir zu, daß jene vielen Hilfesuchenden auch manches Zerstörerische von mir abhielten. Mein Leben, zu dem jeder Eingang hatte, war das gefährdetere, dies lag auf der Hand; aber dafür stand es auch unter starken Schutzgeistern und entwickelte Gegenkräfte, die jener nicht brauchte. Dennoch wäre ich schwerlich vor frühzeitiger Ermüdung bewahrt geblieben, hätte ich nicht im Unsichtbaren Rat gesucht und gefunden. Aus vielen Jahrhunderten sprachen ermutigend mächtige Geister, und alle bestärkten mich in dem eingeborenen Glauben, der ja auch aus Kubins grauester Zeichnung, oft wie gegen seine Absicht, aufleuchtete, daß das Unheimliche nie die letzte Lösung sein kann, daß die wahren Quellen und Heilquellen immer noch einige Schichten tiefer entspringen als in den Lagen, wo das Grauen entsteht. Die Wege der Finsternis werden immer bald zu Ende gegangen; als undurchmeßbar aber erweist sich das Mysterium des Lichts.

Das neue Werk von Friedrich Griese

Von dem Dichter und Gestalter norddeutscher Landschaften und erdgebundener Menschenschicksale, Friedrich Griese, der vornehmlich durch seine Romane „Winter“ und „Alte Glocken“ einer größeren, ständig wachsenden und ihm tiefe Dankbarkeit bezeugenden Leserwelt bekannt geworden ist, ist kürzlich der große Roman „Das letzte Gesicht“ (Langen-Müller, München; Ln. 4,80) erschienen. Mit diesem Buch ist uns ein Werk von selten großer, naturhafter Lebenskraft geschenkt worden, so daß es gerechtfertigt erscheint, es den wenigen wesentlichen Büchern des Jahres zuzuzählen. Es ist ein in seiner Art ungewöhnliches Buch. Ungewöhnlich in dem Sinne, als hier ohne die landläufig von einem Romanwerk erwartete Dynamik handlungsreicher Spannungen eine Schicksalsdichtung geschaffen wurde, die Not, Glauben, Hoffnung und Arbeit eines Dorfes zum Träger eines gebrochenen, aber nicht zerstörten Lebenswillens werden ließ. In einem verhaltenen Sprachstil von originaler und einprägsamer Anschaulichkeit, der blut- und erdhafte Daseinsmächte befreit und zu neuer Einheit bindet, fließt, von keinen dramatischen Exzessen gestört, das Leben eines Dorfes und einiger großgezeichneter Hauptgestalten an uns vorüber. Leser, die sich nicht die Ruhe nehmen, dieses Leben in seinen gesunden Triebkräften aufzuspüren, werden enttäuscht werden. Wer das „platte Land“ kennt, weiß, daß es so ist und nicht anders, und empfindet Friedrich Griese als den berufenen Dichter dieses Landes.

Im Mittelpunkt des Werkes steht Reth, ein kleines Gemeinwesen im Norden der Heimat, das in langer, langsamer Zeit zu einem Dorf gewachsen ist. Und es wuchs, wie aus einem kleinen Fruchtkern ein breitkroniger Baum wird, der neue Frucht trägt; genährt von der Kraft alter Geschlechter. Wilde, stürmische Zeiten sind über Reth dahingebraust; Kriege und alle Schrecknisse der Gezeiten. Aber es ist größer und größer geworden. Die Leute in Reth liebten Ruhe und Beständigkeit, arbeiteten und aßen das schwere Brot, das ihnen die fruchtbare Erde des ewigen Ackers schenkte. Als in den Frieden des Landes die Flammenfackel des Dreißigjährigen Krieges schlug, mit Mord, Hunger, Seuchen und Sterben und den Auflösungen aller Gesetzmäßigkeiten und Ordnungen, hatte es einer aus dem Geschlecht der Fanna gegründet. Aber nicht nur jene dreißig Jahre gehörten dem Krieg, dem dann wenigstens die Zeit ruhiger Arbeit gefolgt war. Auch die vier Jahre jüngster Vergangenheit überfielen das Dorf mit Not und Tod. Und dieser Krieg nahm auch dann kein Ende, als schon längst die Fronten der Armeen aufgelöst waren. Das wilde Spiel der Inflation und die chaotischen Wirren der Nachkriegszeit, die die Kraft der alten erd- und traditionsgebundenen Bauerngeschlechter verschüttete und auflöste, veränderte das Gesicht des Landes. Die Städter brachen in das Dorf ein, und neue Leute schufen neue Lebensformen. Nur in der Mutter Fanna war noch die Geschichte eines alten Geschlechtes versammelt. In der kleinen benachbarten Stadt, noch vom Atem des reifenden Korns der nahegelegenen Felder bespült, wurden die Rentner durch den Einbruch der Dämonen der „neuen Zeit“ zu Armen gemacht. Die Stadt war nur noch ein Dreck von einer Stadt, „eine Schaufel Kehricht“. Während die Stadtmenschen auf den Segen von „drüben“, von Amerika, hofften, wo ihnen die gerissene Sekte der Tischrücker reiche Onkels aufgeschwätzt hatte, kauften die Leute im Dorf Klaviere, bauten Scheunen und bezahlten mit Roggen und Butter. Es war eine unruhige Zeit, in der Unnatur und Entartung triumphierten.

Inmitten dieser Welt lebte Mutter Fanna aus dem alten landsässigen Bauerngeschlecht, dessen Begründer der Erste im Dorfe gewesen ist. Nun war der Hof verwaist. Sechs Söhne hatte sie dem Krieg gegeben. Drei nahm ihr dieser Krieg hinweg, und die andern? Einen hatte die Stadt, an der er Gefallen fand, festgehalten, der zweite wollte auch nicht zurück, er lebte als Freikorpsführer einem heimlichen Kampf und wurde erschlagen. Der älteste Sohn war verschollen. Als Mutter Fanna starb, verkaufte der, den die Stadt festgehalten hatte, den angestammten Hof. Das Dorf bekam sein letztes Gesicht. War es das letzte?

Im letzten Drittel erhebt sich das Buch zu machtvoller Größe. Nach vielen Jahren kehrt der älteste Fanna in die Heimat zurück. Er war in Rußland geblieben, nachdem er nach einem Vorpostengefecht im ersten Kriegsjahr, das ihm das Gesicht arg zusammenhaute, zwei Tage und zwei Nächte gegen unbarmherzigen Tod ankämpfte und

ihn bezwang. Die Fremde hielt ihn, nun aber wollte er heimkehren und suchte sein Eigentum. Er fand nichts. Aber die Erde hielt ihn fest; er war ein Fanna, der der Erde gehörte, wie die Erde ihm gehörte. Auf Ödland beginnt er als Siedler ein neues Leben. So gab er dem Land, der Zeit, ein neues Gesicht, und es wird nicht das letzte sein.
Das sind nur wenige Anmerkungen über den Verlauf der äußeren Handlung dieses außerordentlichen Buches. Sie bedeuten eigentlich nichts gegenüber dem wirklichen Erlebnisreichtum dieses Romans, eines Zeitromans im besten und gehaltvollsten Sinne, wenn man darunter die dargestellte Nähe jüngster Vergangenheit verstehen will. Man muß sich deshalb von dem schwer dahinfließenden Strom aller Erscheinungen und visionären Landschafts- und Lebensverdichtungen tragen lassen, um die ganze dichterische und lebenzeugende Fülle dieses Volksbuches hamsunscher Prägung auszuschöpfen. Es ist deutsch in deutscher Landschaft, wirklich ein Volksbuch, das den Atem der Ewigkeit aufnahm und den Urgrund alles Seienden aufrührte. Das unsichtbare Herz dieser Schicksalsdichtung liegt horchend an die ewige Erde gelehnt, um die Stimmen der Zukunft zu vernehmen. „Ein Geschlecht vergeht, das andere kommt, die Erde aber bleibt ewiglich." Walther G. Oschilewski

Wolfgang Müller-Clemm, Held ohne Ruhm.

Wilh. Gottl. Korn Verlag, Breslau, 4,80

Ich habe keine Ahnung, wer dieser Wolfgang Müller-Clemm ist; aber nach dem Lesen seines Buches „Held ohne Ruhm" weiß ich, daß er ein ganzer Kerl sein muß, und auch, daß er unerhört gut schreiben kann. Es ist ein durch und durch preußisches Buch, streng, herb und einfach, geradlinig. Wie Fritzens Vater, der aus dem Mannschaftsstande hervorgegangene Subalternoffizier, steif, korrekt und in strammer Haltung dem Vorgesetzten das Gesuch um eine Kadettenkorps-Freistelle für den ältesten Sohn vorträgt; wie Fritz dann mit dreimaliger schwerer Verwundung aus dem Felde zurückkommt; wie er alle Martern des ehemaligen aktiven Offiziers im Nachkriegsdeutschland durchleidet und durchhält; wie der Vater ihn verflucht und seinen Namen ausstreicht aus dem Gedächtnis der Familie, weil der Sohn in Freikorpskämpfen um Wahrung deutscher Ehre blutet und im — Gefängnis landet; wie schließlich die Fahne der Freiheit wieder aufsteigt über dem Reiche und Vater und Sohn vorm Fackelschein der Nacht des ersten Mai 1933 still, wortlos einander in die Arme sinken: das alles ist Eines, ein einheitliches Ganzes, preußischer Dienst an der übergeordneten Idee, vor der alles Private und Menschliche sich zu beugen hat. Und eben aus diesem Dienen wächst dem Menschlichen die große, alle Widerwärtigkeiten überdauernde Kraft. Das Menschliche wird nirgends geknebelt, nie geleugnet, es ist auf allen Stationen dieses Lebensablaufs da; nur eben es erhält durch die dienende Hingabe seinen erhebenden, adelnden Sinn.
Wie das erlebt und dargestellt wird, das ist ganz große epische Kunst, die sich im Handhaben der Form des Romans mit Verwendung ganz einfacher Mittel bewährt. Jene Kapitel, in denen Wolfgang Müller-Clemm die keusch und rührend aufwachsende Freundschaft des Knaben Fritz mit dem verspielten und verwöhnten Grafen d'Evritt schildert, ihr Zueinanderfinden und in kurzer Zeitspanne voneinander Abgleiten: das hat mit der abgegriffenen Sentimentalität alles dessen, was wir sonst aus älterer und jüngster Zeit an Kadettengeschichten besitzen, nicht das Geringste zu tun. Es ist da eine Verdichtung preußischen Stils in der Sprache, für die ich bei allem Nachdenken keinen Vergleich finde. Das tiefe Wissen um die Zartheiten der Knabenseele, wie wir es bislang nur von Hermann Hesse kannten, wird hier aus Weichheit und Verträumtheit herausgehoben und zur ersten Stufe beginnender Männlichkeit gesteigert, die im Dulden Kraft gewinnt und aus Narben Form und Schönheit schafft.
Diese Art Leute vom inneren Range und der unangreifbaren Haltung Fritz Trimms sind das beste Gut deutscher Menschenart. Sie stehen nirgends im Vordergrund. Niemand nennt vor der Öffentlichkeit ihre Namen. Aber wenn Deutschland heute unter der Führung des Kanzlers, der den einfachen Schichten entstammt, nach Jahrzehnten voll Leid und Schmach wieder den Weg nach oben findet, dann vor allem anderen durch den

Einsatz dieser Fritze, Hänse, Kurts und Gustavs, dieser „Helden ohne Ruhm“, von denen Wolfgang Müller-Clemm einen ausgezeichnet hat in diesem Buche, dessen ethischer Wert unvergleichlich und dessen künstlerischer Rang ein auffällig großer ist. Karl Rauch

Deutschland von der Ostsee bis zum Monte Rosa.

Im Rahmen der von Wilhelm Sievers begründeten und von ihm und Hans Rudolphi herausgegebenen „Allgemeinen Länderkunde“ ist soeben der langerwartete Band „Deutschland“ von Otto Maull im Bibliographischen Institut A.-G., Leipzig, erschienen. Im Europaband der Neuauflage der „Allgemeinen Länderkunde“ ist dem gegebenen Aufteilungsprinzip der Sammlung zufolge das Deutsche Reich nicht mitbehandelt worden. So wurde eine besondere Darstellung Deutschlands notwendig, die hiermit in dem schönen und zuverlässigen Werk von Otto Maull der Öffentlichkeit vorgelegt wird. Es unterscheidet sich von ähnlichen gewiß ebenfalls beachtlichen länderkundlichen Darstellungen durch die Besonderheit einer „allseitigen länderkundlichen Gestaltung des Ganzen und der Einzellandschaften, wie durch eine Gliederung, die durch die gleiche Auffassung bestimmt ist und keine Vorläufer kennt“. Unter stärkerer Betonung des Primats der Bodengrundlage wird die Fassung des dargestellten Objekts nicht von dem durch das Versailler Diktat zerstümmelten Staatengebilde Deutsches Reich abhängig gemacht. In einer einleitenden allgemeinen Übersicht hat der Verfasser, um den wissenschaftlichen Zusammenhängen Rechnung zu tragen, sich auch um die Klärung und Bestimmung der selbst von der Wissenschaft nicht immer genügend scharf umrissenen Begriffe: Mitteleuropa, Deutschland, Deutsches Reich bemüht. So wie die Begrenzungen Mitteleuropas von den verschiedenen Geographen verschieden festgelegt wurden, so sind auch die wissenschaftlichen Bemühungen, Deutschlands Grenzen zu bestimmen, verschieden ausgefallen. Maull ist der Auffassung, daß man in Begrenzung Deutschlands im Sinne des Areals deutschen Kulturbodens Holland, Flamland, die deutsche Schweiz nicht auslassen dürfte, wie er überhaupt Deutschland in seiner volksmäßigen und kulturellen Eigenart aus der Arbeit an dem mitteleuropäischen Boden gewachsen sieht. „Mitteleuropa ist vornehmlich zum Land der Deutschen geworden.“ Dagegen ist ihm das Deutsche Reich ein Begriff politisch-geographischer Bescheidung und nicht mit der Gegebenheit der Kulturlandschaft Deutschland identisch. Um den Leser in diese Problematik und Begriffssystematik der kulturgeographischen und völkerkundlichen Wissenschaft einzuführen, soweit es sich dabei um Mitteleuropa und Deutschland handelt, ist dieses Werk ausgezeichnet geeignet.

Wie schon oben angedeutet wurde, umfassen die einzelnen Kapitel der landschaftlichen Einzeldarstellungen in dem speziellen Teil das Reich vor dem Versailler Diktat. Es ist von Maull weiterhin versucht worden, dem Ganzen eine gewisse Vollständigkeit unter starker Berücksichtigung des Gegenwartswertes zu geben. Das Ziel war hochgesteckt, und es muß in den wesentlichsten Teilen des Werkes als erreicht angesehen werden. Soweit es ermöglicht werden konnte, berücksichtigen die vortrefflichen statistischen Tabellen zur physischen, Bevölkerungs- und Wirtschafts-Geographie des Deutschen Reiches den neuesten Stand der Ermittlungen. Bei der Größe der Orte nach ihrer Einwohnerzahl sind die Berechnungen des Reichsgesundheitsamtes vom 1. Januar 1930 benutzt worden. Nur die Wirtschafts- und Verkehrszahlen begnügen sich mit früher zurückliegenden Angaben, da diese ein getreueres Bild von der Entwicklung nach dem Weltkriege vermitteln als die jüngsten von der Krise verzerrten Erhebungen. Als besonders wertvolle und zweckdienliche Vervollständigung des Werkes begrüßen wir die als Wegweiser zur weiteren Vertiefung gedachten Literaturangaben, die in erster Linie neuere und neueste Arbeiten zitieren. Nicht zu allerletzt sind es auch die 6 Karten im Text, 41 Abbildungen auf 24 Kunstdrucktafeln und 8 Kartenbeilagen, darunter wir u. a. solche der Landschaftsgliederung, der Verbreitung des Deutschtums in Mitteleuropa und geomorphologischer Erklärung finden, die das Werk zu einem unentbehrlichen Handbuch machen, das zuverlässig und gegenwartsnah über Deutschland geographisch, morphologisch, geologisch, klimatisch, pflanzen- und wirtschaftsgeographisch und kulturlandschaftlich belehrt und in recht viel Hände gelangen sollte. Walther G. Oschilewski

Ina Seidel, Der Weg ohne Wahl

Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. Ln. 5,50

Es ist für die Deutsche Verlagsanstalt nunmehr schon gute Tradition, kurz vor Weihnachten ein neues Werk der Dichterin des „Wunschkind" vorzulegen. Der neue Roman „Weg ohne Wahl", der als Vorspiel zu einer weiteren Romanreihe zu denken, trotzdem aber künstlerisch und inhaltlich vollkommen in sich geschlossen ist, behandelt den gemeinsamen und doch verschiedenartigen Weg von Blut und Schicksal zusammengeführter Menschen.

Merula und Manno sind ohne Wahl Kinder eines Schicksals, das ihnen frühzeitig die Mutter nimmt. Wie ihre Mutter, Gattin eines bekannten Gelehrten, dem Ruf ihrer Kunst folgt, so ist auch für deren Kinder Manno, den Geiger, und dessen Schwester Merula, die ihm in Kunst und Leben treu zur Seite steht, die Kunst Lebensziel geworden. Und Flucht zugleich: denn Manno ist nicht nur er selbst, er erfüllt imaginäre Befehle, die ihn nicht das Gefühl der eigenen Schwere aufheben lassen. Schicksalhaft ist er seit dem Weggang der Mutter mit ihr verbunden. Für seinen Vater ist er mahnende Sehnsucht an die verlorene Frau, für seine Umgebung der Künstler, der geliebt und gehaßt wird, doch was e r liebt, ist nur der Widerschein seiner selbst in anderen. So gehen Merula und Manno ihrem unbekannten Ziel entgegen, bis ihnen Rasmus, der Arzt und Mensch, in den Weg tritt; er wird für Merula neben Vater und Bruder der dritte, der ihr Leben bestimmt. Und Mannos Sehnsucht und Krankheit, endlich einmal nicht mehr selbst den Lauf des Tages bestimmen zu müssen, stillt der Ruf, das Vaterland zu verteidigen. Nicht als einzelner v o r der Welt, sondern als einer, der m i t den anderen von der Flut einer alle einspannenden Idee getragen wird, findet er den Weg zu sich selbst.

Die Erzählung Ina S e i d e l s, die in letzter Künstlerschaft des inneren Sehens und der äußeren Form die Strömungen und Zusammenhänge dieses Lebens vor uns er-

stehen läßt, hält durchaus, was ihr Name verspricht. Man sagt dem neuen Buch der Dichterin auch in den politisch bewegten Zeiten von heute einen unstreitigen Erfolg voraus; denn Ina Seidel ist immer aktuell: sie bleibt einzig und allein immer „Mensch".

Hans Rutz

Pferde über Abendland

Vor Zeiten waren die technischen Utopien in Mode. Da wurde der Fortschritt der Menschheit in verführerischen Farben gemalt. Niemand sollte mehr arbeiten; die Maschine nahm alles ab, und selbst die Nahrungsmittel waren künstlich, so daß man die Natur nicht mehr zu bemühen brauchte. Das war der Idealstaat um das Jahr zweitausend. Der Glaube an das Erlösende der Technik wurde uns inzwischen genommen. Sie ist unendlich fortgeschritten; aber der Idealstaat ist nicht gekommen. Die Arbeitslosigkeit ist freilich gekommen, aber nicht als Segen, sondern als Fluch.

In diesem Zustand sinnt die Menschheit zurück. Die hochentwickelte Künstlichkeit ist zum Verderb geworden, und wir suchen einen Ausweg. Die Verbindung mit der Natur muß wieder hergestellt werden; die natürliche Gesundheit der Lebensformen. Wir halten an einem Scheidewege. Die Stimmung ist eine apokalyptische. Der Fortschritt hat uns auf die Dauer nur Verderb und Verwüstung gebracht; und der Mensch ist verloren, wenn nicht bald Rettung kommt. Die Einsicht kann sich das nicht länger verhehlen.

Das ist die Stimmung, die dem Roman „Eisbrand" von Alfred Brust zugrundeliegt. Dieses Werk ist eine Utopie, ein Zukunftstraum, aber ein von der Technik abgekehrter. In dem Buche wird die Apokalypse der modernen Welt gemalt. (G. Grote, Verlag, Berlin. Ln. 5.80.) Der Chemiker Rabesam ist der Dämon dieser Welt. Er rührt mit seinen Erfindungen an die kosmische Gesetzlichkeit und bedroht den ewigen Bestand. Er erkennt die Gesetze des Kosmos nicht mehr an, sondern nur noch das frevlerische Gehirn, das kein Maß und keine Grenze weist.

Die Welt droht aus ihrem Gesetz zu fallen, und die sittliche Verrohung der Menschheit ist namenlos. Da erweckt Granerid, die göttliche Macht, den Retter auf dem weißen Pferde, der das Skythenschwert schwingt. Er wird die Welt wieder zu ihrer Natürlichkeit, ihrer Göttlichkeit zurückführen. Im Osten Europas, fern von den westlichen Gebieten der Technik, ist das Reich der Pferde. Hierhin führt Brust den Knaben Eisbrand, und er erzählt seinen Entwicklungsweg, wie er das weiße Pferd erwirbt und das Skythenschwert der neuen Herrschaft.

Pferde über Abendland! Das ist der Ruf des Buches. Das Pferd ist das Symbol der Natürlichkeit und des neuen Glaubens an die unverletzbare Gesetzlichkeit der Welt. In der Einsamkeit wächst der Knabe auf, der der Retter des Lebens werden soll, und in einer furchtbaren Prüfung wird er zum Manne. Brust taucht in uralte Vorstellungen des Mythos ein und umgibt den Entwicklungsweg Eisbrands mit fremdartig mythischen und religiösen Bildervorstellungen. Der Kern des Romans aber ist das George-Wort: „Das neue Heil kommt nur aus neuer Liebe."

Brust hat fünf Jahre an dem Werk geschrieben. Es ist dies nicht zu verwundern. Ein Stoff mußte hier bewältigt werden, der fern abliegt von handlicher Vorstellbarkeit, und mußte in Bild und Gestalt verwandelt werden. Die apokalyptischen Teile sind in der Farbe etwas dick geraten. Aber das ganze Werk ist ein Beispiel von darstellerischer Energie, nicht leicht lesbar, aber von großer Farbe und Kraft. Gerade die Eisbrandteile, voll Mystik, sind ausgezeichnet, und die Idee der Utopie hat den ganzen Glanz der Wahrheit und ihre Leuchtkraft. Peter Hamecher

Eine niederrheinische Erzählung

Die weißblauen Delfter Kacheln der originellen Einbandzeichnung (von W. Key) laden mit passender Frische zur Lektüre einer neuen Erzählung von Otto Brües ein: „Das Mädchen von Utrecht" (G. Grote, Verlag, Berlin, Ln. 4.80), einer sinnreichen Liebesgeschichte, die zur Zeit des Soldatenkönigs in der „alten Herrlichkeit" Viersen am Niederrhein beginnt und endet und deren Handlung geradezu ein Gleichnis

dieser Landschaft darstellt. Die Mutter des wohlhabenden Tuchfabrikanten Matthys in Viersen möchte den nun schon Fünfunddreißigjährigen aus der gefährlich werdenden Behaglichkeit seines Junggesellentums herausreißen und nimmt ihm das Versprechen ab, recht bald eine junge Frau ins Haus zu bringen. Im selben Augenblick greift das Schicksal ein; es weist in launiger Weise auf eine junge resolute Witwe in Utrecht — Matthys reist hin und verlobt sich mit ihr. Doch das Schicksal schickt ihn — in diesem Augenblick scheinbar unbarmherzig — noch in eine ungleich härtere Schule. Ein unglücklich-glückhafter Rausch auf der Heimreise von Utrecht und eine leichtfertige Unterschrift binden ihn für zwölf Jahre an die Preußen, die ihn in Wesel ausbilden und als baumlangen Kerl zu den Leibgrenadieren nach Potsdam beordern. Er bäumt sich trotzig auf, ergibt sich resigniert — beides ist sinnlos. Erst als er gelernt hat, zu preußischer Manneszucht, Unterordnung und Kameradschaft aus vollem Herzen „Ja" zu sagen, wird er innerlich frei. Wie er nach vergeblichen Bemühungen von Mutter und Mitbürgern durch die umsichtige Herzhaftigkeit seiner Braut, die den Weg zum König nicht scheut, auch äußerlich frei wird, das läßt Brües in spannendem Hin und Her mit einer malfreudigen Erzählkunst und mit wirklichem Humor „geschehen".
In dieser Erzählung lebt der Niederrhein in seiner ganzen fruchtbaren Weite, in seiner buntbewegten und doch nicht eben lauten Art, und zwar nicht durch die köstlich treffende Darstellung der Menschen (man denke etwa an das liebevoll aufgetragene Bild, wie Matthys' Mutter sich zu einem wichtigen Ausgang ankleidet) und durch die feine Skizzierung der Landschaft, sondern auch durch die von der Mundart und gründlicher Volkskunde belebte Sprache des Dichters. Die Eigenart der niederrheinischen Landschaft wird, wie gesagt, gleichnishaft deutlich, einerseits durch das beziehungsvolle Hinüberspielen in die Niederlande (wie anschaulich ist die Zeichnung der blaugrünen Landschaft!), andererseits durch die in Matthys' Schicksal zunächst schmerzhaft, dann doch segensreich sich auswirkende Eingliederung in den preußischen Staat, dem in dieser Erzählung der ganze Respekt und die leise Kritik des weniger nüchternen Rheinländers gilt. In ihrer anmutigen, beschwingten Schwere erinnert die Novelle an flämische und

holländische Meister (auch des Bildes, vor allem in der im Farbensinne „satten" und doch leichten, lichtvollen Art des Humors) und ist andererseits durch und durch deutsch-niederrheinisch. Otto Brües kommt in ihr vielleicht eindeutiger als in allen seinen früheren Büchern zur Reinheit und zum farbigen Glanz eines ganz eigenen Stils. Dem Leser, mit dem sich der Erzähler wiederholt in reizvoller Freiheit unmittelbar unterhält, wird warm dabei. Seine Laune beflügelt nicht zuletzt der sinnige Einfall der Einteilung in 25 Kapitel mit den Anfangsbuchstaben des Alphabets, der ein Wort des Königs ausmünzt. Der Dichter verdient jenes schönste Lob, das er sich wünschen kann, indem wir ihm bestätigen, daß er wirklich, wie er einmal sagt, „bei der Wahrheit bleibt, einer aus der Handlung gefilterten Handlung, bei der auch etwas Nachdenkliches abfällt".

Christian Jenssen

Führertum im Kriege

Erhard Wittek, Durchbruch anno achtzehn

Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart. 4,80.

Lieber Kamerad Wittek, ich schrieb Ihnen bereits, als die Aushängebogen Ihres Kriegsbuches eintrafen, mit welch innerer Erschütterung und Freude ich ans Lesen dieses Werkes gehen würde, da schon beim Überfliegen der ersten Seiten alles wieder wach wurde von damals, das Ungeheuerliche, das Nievergessene jenes Sommers 1918, jener Wochen und Monate, da nach jahrelanger Grabendepression Sturm und Angriffsmut und Siegesglauben wieder aufbrachen über den Truppen der deutschen Armeen im Westen. Anfang dieses Jahres habe ich daheim auf dem Boden in alten Kisten gekramt und dort neben manchem verstaubten und vergilbten Erinnerungsstück auch eine einfache Feldpostkarte von Anfang Juni 1918 gefunden, die ich von irgendwoher da drüben an meine Mutter gerichtet hatte und in der die Zuversicht, der jubelnde Glaube zum Ausdruck kommt: „Bald, sehr bald, in den nächsten Tagen werde ich Dir aus Paris schreiben können...!" Ja, über allem, was nachher geschehen ist, — alles Entsetzen und Grauen des Zusammenbruchs, die Leichtigkeit des Sieges der gutgenährten und frischen amerikanischen Hilfstruppen über die hungernden und ausgesogenen Deutschen, über alle dem wollen und dürfen wir dies nie vergessen, was der Sommer 1918 geschenkt hat, wie da noch einmal — dem August 1914 gleich! — höchste Kraft und Tugend deutschen Blutes sich bewähren durfte.

Wie schreiben Sie doch in Ihrem Buche? — „So zogen in dieser Nacht auf allen Straßen, die zur Front führten, endlose Reihen deutscher Soldaten nach vorn, auf allen Nebenwegen, auf Seitenpfaden und schließlich quer übers Feld: endlose schweigende, staubbedeckte Kolonnen. Hinter der Infanterie kamen der Train, die Proviantzüge, die Munitionswagen, die Feldküchen. So waren sie die letzten Nächte gewandert, immer hatte der Staub der Straßen wie ein weißes, auf und ab wogendes Nebelmeer über ihnen gelegen. ‚Praktische Fliegerdeckung', hatten die Muschkoten erklärt. Die Tage über lagen sie in Scheunen, in verlassenen Bauernhäusern, in alten Unterständen oder in Waldlagern, dem Blick der feindlichen Flugzeuge entzogen. Am Tage bezogen sie Offensivverpflegung: größere Brotrationen, mehr Margarine, mehr Kunsthonig, mehr Marmelade als sonst, weniger Dörrgemüse und mehr Fleischkonserven, etwas mehr Schnaps und Zigaretten als sonst (Zigaretten Marke Heimatschuß). In den Nächten aber marschierten sie, und je näher sie der Front kamen, um so stiller waren sie, aber auch um so entschlossener. Mit jedem Nachtmarsch warfen sie mehr ab von dem, was sie mit der Heimat verband, sie kannten den Zimt da vorn. Es war nicht mehr wie anno vierzehn. Nichts mehr von dieser flammenden Begeisterung. Nein, es waren Soldaten vom Jahre achtzehn. Sie marschierten. Heute den, morgen jenen — was halfs. Aber wenn es Frieden geben sollte, dann nur auf diese Weise: Durchhauen, und wenn es bis ans Meer gehen müßte..."

Es sind wenige Tage, von denen Ihr Buch Kunde gibt, die letzten Maitage des Jahres 18. Und es ist ein kleiner Auszug dieser gewaltigen deutschen Offensive, die damals bis vor die Tore des Sieges uns trug. Es sind die Waffenhandlungen und Erlebnisse eines Sturmregiments, in dessen Reihen als einer der Jüngsten Sie gestanden haben. Aber

es ist alles eingefangen in den Seiten dieses Buches, was wir in jenen Tagen erlebt haben. Der Rausch und der Glaube, die Stille und die Sicherheit, die Selbstverständlichkeit. Überm Lesen bricht alles von neuem auf, die Vorbereitung und der Sturm. Haargenau die Empfindung, wie Sie an Ihrem Walter Schmidt sie schildern, als der Chemin des Dames, die steile Höhe, bereits erobert ist und der so gut wie ahnungslos vorwärtsgetriebene Junge stammelt: „Was heißt geschafft? Jetzt kommt doch erst noch die Hauptsache. Jetzt kommt doch noch der Chemin des Dames!" Er hat den Chemin des Dames gestürmt, ohne daß er es gemerkt hat. „Herrgott nochmal, wir sind durch!" Das haben wohl Tausende damals ausgerufen oder vor Erschütterung taumelnd gedacht, Tausende mit dem Gefühl des Reiters über den Bodensee.

Und dann ist eine andere Stelle in Ihrem Buche, die habe ich nun schon sechsmal gelesen, und ich werde sie immer wieder lesen. Sie liest sich auch für den Unbeteiligten spannender als ein Karl-May-Buch, und sie wird von vielen biederen Heimat-Stammtischstrategen als Jägerlatein verdächtigt werden — und ist doch wahr, ist buchstäblich wahr diese Geschichte des guten Jungen Schmidt, der im wogenden Kornfeld sturmesmüde einschläft, nach Stunden aufwacht und sich ganz allein findet auf der französischen Erde, wähnt, die Kameraden, das Regiment, die anderen sind nach vorn weiter gezogen und nun im Drange, ihnen nachzueilen, als erster und einziger Deutscher in den nächsten noch von den französischen Zivilisten bewohnten Ort einmarschiert, während nur eben zweihundert Meter entfernt die feindlichen Truppen westwärts abrücken. Ist doch buchstäblich wahr, so phantastisch es im Jahre 1933 klingt, buchstäblich wahr für einen, der damals 1918 sehr Ähnliches selber erlebt hat.

Kamerad Wittek, Sie haben mit diesem Bericht der Maioffensive des Regiments Steinmetz den jüngsten Jahrgängen der deutschen Armee ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Und Sie geben einer nachgewachsenen Jugend schlicht und getreulich Bericht von der Wandlung, die durch eines Führers äußersten Zugriff, durch eines Mannes herrliches Beispiel über Menschen kam. „Dieses Buch handelt vom Führertum und von nichts an-

derem", schreiben Sie im Nachwort des Buches selbst. Kamerad Wittek, Sie haben recht: denn wirkliches Führertum schließt alles Mannschaftliche ein, im Kriege und im Frieden, 1918 und 1933!
Der frische und derbe Erzählton Ihres Buches wird ihm den Weg in die Reihen der Jugend bahnen. Es ist berufen, das Kriegsbuch eines Jungen für die Jungen zu werden.
Ich drücke Ihnen die Hand! Karl Rauch

Meyers Kleines Lexikon

Neunte gänzlich neu bearbeitete Auflage in drei Bänden. Erster Band: A—Gelbwurz. Bibliogr. Institut Leipzig. Ln. 10,—; Hlbldr. 15,—.

Die neunte Auflage des „Kleinen Meyer" erweist sich sowohl im Inhalt als beträchtlich vermehrt, als auch in Druck und Ausstattung verbessert. Besonders hervorragend sind, wie bei allen Veröffentlichungen dieses Verlages, die farbigen Tafeln und Karten. Die jüngste Gegenwart ist noch weitgehend berücksichtigt; nicht nur die Persönlichkeiten des Nationalsozialismus, sondern bereits ein großer Teil seiner organisatorischen Neuschöpfungen und staatlichen Umgestaltungen. Der reiche Inhalt weist die bewährte Gediegenheit auf, die Meyers Lexika seit fast einem Jahrhundert beliebt gemacht haben. Bemerkenswert ist ferner der niedrige Preis des neuen Handbuchs. Trotz des vermehrten Umfanges wird wieder der Vorkriegspreis von 10 Mark für jeden Leinenband des dreibändigen Unternehmens eingeführt. Band II soll noch vor Weihnachten erscheinen, Band III Anfang 1934. Als Ergänzungsband soll ein Atlas in kürzester Frist vorgelegt werden. Fischer

---

Diesem Heft, Ausgabe A, liegt Gedichtbogen Nr. 8 bei. Wir veröffentlichten darin Gedichte von Adolf Baden, Bruno Goetz, Karl Würzburger und Peter Hartberg. Außerdem ist ein Weihnachtsprospekt des Verlages Georg Westermann in Braunschweig beigelegt. Wir empfehlen die darin angezeigten Bücher unseren Lesern zur besonderen Beachtung.
Heft 1 des neuen Jahrgangs erscheint kurz vor Weihnachten. Wir bitten unsere Bezieher, den „Bücherwurm" im Bekanntenkreis zu empfehlen.

Herausgeber: Karl Rauch, Berlin-Halensee.
Verleger und Eigentümer: Verlag für Buchwerbung, Berlin-Halensee.
Schriftleitung: Walther G. Oschilewski, Berlin-Halensee.
Bezugspreis der Ausgabe A: Einzelheft 60 Pfg., Jahresbezug bei 12 Heften RM. 5.80.
Druck: Buchdruckerei Emil Herrmann sen., Leipzig C 1, Gutenbergstr. 5.

